
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
1817

DAS
FORUM

HERAUSGEBER:
WILHELM HERZOG

3. Jahrgang

II. Band

April—September 1919

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG
POTSDAM-BERLIN

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

Gedruckt nach einem Original der Bayerischen
Staatsbibliothek München

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

INHALTS-VERZEICHNIS

Seite



ALPHABETISCHES REGISTER

DAS FORUM

3. Jahr — Aprilheft 1919 — Heft 7

(Abgeschlossen am 22. April 1919).

GIBT ES NOCH EINE RETTUNG?

VON WILHELM HERZOG

Einen Tag vor der Ermordung Liebknechts und Rosa Luxemburgs — als der Wahnsinn durch Berlin raste — schrieb ich hier: »Wir verachten und verneinen jede Gewaltanwendung, um Ideen durchzusetzen, deren Sieg unzweifelhaft ist. Wir riefen im Kriege den Kriegsenthusiasten zu: »Beendet das Morden! Tötet nicht länger! Tötet überhaupt nicht!« Die Presse schimpfte uns deshalb sentimentale Schwächlinge, Störer des Burgfriedens, der Einheitsfront, des Siegeswillens. Jetzt sind wir Mörder, Plünderer, weil wir nicht nur dem Feinde gegenüber, sondern auch dem Volksgenossen gegenüber Gerechtigkeit fordern. Daß wir Plünderer und Rowdies abschütteln und nicht zu den unseren zählen, braucht von uns nicht versichert zu werden. Wir würden uns erniedrigen, auch darauf nur die gebührende Antwort zu geben. Aber so erbärmlich ist diese beste aller Welten, daß sie Menschen erst zu sich herabziehen muß, damit sie mit ihr auf gleichem Niveau sich befinden, ihr erreichbar sind, um sie zu bekämpfen.

Das Grauen, das wir viereinhalb Jahre lang erleiden mußten, und das wir beendet wähnten durch den Waffenstillstand, ist näher und näher gekommen. Die zusammengebrochene Front ist nach Berlin verlegt worden. Es wird nicht mehr auf der Lorettohöhe, sondern auf dem Alexanderplatz gekämpft. Mit schwerer Artillerie, Minenwerfern, Fliegerbomben. Wer kämpft gegen wen?

Angesichts des Wirrwarrs, der uns aus den Berichten der Zeitungen entgegengrinst, ist es nicht möglich, einwandfrei festzustellen, ob wirklich Arbeiter wahnsinnig genug waren, gegen Noskes Artillerie und Fliegertruppen zu kämpfen, oder ob es vielmehr ein Konkurrenzkampf zwischen

Noskeschen Regierungstruppen war, zwischen Reinhardtruppen und den — wie man sich ausdrückt — spartakistisch infizierten Angehörigen der Volks-Marinedivision und der Republikanischen Soldatenwehr. Bestialitäten scheußlichster, viehischster Art sind geschehen. Die Sensationspresse greift sie auf, gibt sie unkontrolliert wieder, übertreibt, färbt, lügt und hetzt dadurch diese völlig entnervte Menschheit in Haß und Wut immer tiefer hinein. So wie sie es im Kriege tat. Man kann es nicht fassen. Genau so wie während des viereinhalbjährigen Massenmordens alle Stimmen, die zum Abbruch des Wahnsinnes und zur Vernunft mahnten, wirkungslos verhallten, wie sie verlacht und verhöhnt wurden, so ist es jetzt. Man mußte in den Chorus der Kriegsbarden einstimmen oder man war ein Verräter, ein Ententist, zumindest ein Feind des deutschen Volkes.

Jetzt ist man es wieder, oder zumindest ein Verteidiger von Mördern und Plünderern. Weil man die Politik, die getrieben wird, für ebenso verhängnisvoll, ja für verhängnisvoller hält wie die im Kriege. Weil sie im Grunde dieselbe ist. Weil sie der Anbetung der Gewalt entspringt. Weil sie neue Methoden nicht kennt und der Vernunft, dem Geist, der Idee mißtraut. Und derjenige wird geächtet, verleumdet und bespieen, der — wie im Kriege aus Vernunft, aus Rechtsgefühl, aus Trauer, aus Scham — nicht einstimmen kann in den allgemeinen Haßgesang gegen den neuen Popanz, der jetzt nicht England, sondern Spartakus heißt.

Früher waren es die Baralongmörder, jetzt sind es die Plünderer und Mörder, deretwegen man Truppen gegen Truppen, Proletarier gegen Proletarier, Menschen gegen Menschen hetzt. Der grausamste Krieg ist der kürzeste, sagte Hindenburg, und dann dauerte er viereinviertel Jahre. Wißt Ihr noch, wie die ersten Greuelnachrichten aus Ostpreußen und Belgien Euer Blut siedend machten, wie die Zeitungen über unmenschliche Bluttaten berichteten, wie die ausgestochenen Augen unserer Feldgrauen, die abgehackten Hände der Kinder, die geschändeten Mädchen und Frauen das selbstverständlichste Tagesgespräch bildeten. Wie man

alle schlechten Racheinstinkte wachrief? Nicht nur in Deutschland, in allen Ländern, zu welchem Zweck? Um die Kriegsstimmung zu bewahren. Um zu neuem Mut aufzustacheln. Wehe, wer inmitten dieser Orgien der Selbsttäuschung, der Übertreibung, der beabsichtigten Lügen und Infamien es wagte, Kritik zu äußern; wehe, wer es wagte, sich der allgemeinen Wut, dem — wenn die Tatsachen wahr wären — nur allzu verständlichen Haß entgegenzustellen, wer selbst — in dieser Zeit — nach Gerechtigkeit strebte.

Diese Welt war und ist so vergast mit Dummheit und Brutalität, daß auf eine baldige Heilung zu hoffen, sträflicher Optimismus wäre. Die Gasvergiftungen waren und sind zu schwer. Vielleicht ist diese Generation überhaupt nicht mehr zu retten.

Die Kämpfe im Herzen Berlins — während der ersten Märzwoche — stärken die schlimmsten Befürchtungen. Ein Generalstreik war beschlossen. Von Mehrheitssozialisten, unabhängigen Sozialisten und Kommunisten. Er hat — wie die Vorsitzenden des Vollzugsrates versichern — nicht das geringste mit dem Kampf der Truppen gemein.

Und es ist wahr, was die »Freiheit« bereits mitteilte daß völlige Übereinstimmung bestand, den Streik in voller Ruhe, ohne jede Gewaltanwendung durchzuführen. Keiner, der Männer wie Däumig und Richard Müller nicht durch den Zerrspiegel der Hetzpresse sieht, wird ihnen Verantwortlichkeitsgefühl, Ernst, beherrschten Willen absprechen können. Sie mußten die aufgespeicherte Wut der Arbeitermassen immer wieder zurückdrängen, eindämmen.

Was aber waren ihre Forderungen? — Kein Maßregelung der Streikenden; sofortige Freilassung der wegen des Streiks Verhafteten; Räumung aller Betriebe von militärischen Belegschaften; Zurückziehung der Freiwilligen-Verbände aus Berlin; sofortige Aufhebung des Belagerungszustandes.

Der Ministerpräsident Scheidemann antwortete auf diese Forderungen mit halben Zugeständnissen. und ganzen Ablehnungen, und verwies die Vertrauensmänner der Streikenden

an Noske. Das negative Ergebnis ist bekannt. Der Streik mußte abgebrochen werden.

Als neuer Herr v. Kessel übertrumpft er alle seine Vorgänger. Er verhängt das Standrecht über Berlin. Auf Grund gefälschter Berichte.

Vor zwei Monaten haben wir gewarnt und gewarnt. Es fruchtete nichts. Wir forderten hier am 6. Januar 1919: »Noch in letzter Minute sich vom Wahne befreien, durch Machtmittel ein altes, morsches System retten zu können. Vielmehr das System ändern. Die klügsten und reinsten Köpfe — Repräsentanten der Menschlichkeit und eines neuen Geistes — zur Führung der Geschäfte berufen. Säubern. Neuaufbauen. Bekennen. Der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen. Wir forderten deshalb als Dringlichstes: Abschaffung aller Lügenapparate, Beseitigung aller, die durch Wort und Schrift das Gedanken- und Gefühlsleben des Volkes vergiftet haben oder noch vergiften. Ist so viel Mut zur Wahrheit nicht mehr aufzubringen, muß weiter gelogen werden, dann wird das deutsche Volk wie es viereinviertel Jahr zu seinen Machthabern durchhielt, etwas noch viel Entsetzlicheres und noch Fürchterlicheres erleben: eine Revolution, die nicht abbricht, die Blutvergießen über Blutvergießen bringen wird.«

Kann dieses Volk plötzlich anderen Geistes werden? Es jubelte, als ihm der Untergang der »Lusitania« gemeldet wurde. Monatelang verfolgte es die Entwickelung des U-Bootkrieges mit leidenschaftlichstem Interesse und jede Versenkungsziffer stachelte seinen Appetit. Die monatlichen Tabellen wurden zu Rekordbrechern der Kriegssensation. So berauschen, so irreführen, so ins Verderben stoßen ließen sich die Deutschen Wilhelm II. Denn die große Mehrheit des Volkes nahm an, auf diesem Wege werde es siegen. Geschlagen, — muß es seinen Rausch büßen, seine Ausschweifungen mit Hunger, seinen Vernichtungswahnsinn mit Demütigungen, seine Machtgier mit Erniedrigungen schlimmster Art bezahlen. Begeisterte es sich früher an den Tausenden von Tonns, die durch unsere tapferen U-Boote versenkt

wurden, so jauchzt es jetzt mit derselben Kurzsichtigkeit seinem neuen Oberbefehlshaber zu. Siegreiche Schlachten werden ihm gemeldet: gegen den inneren Feind, gegen Bolschewisten und streikende Arbeiter. Überall wird der Feind nach einigem Widerstand mühelos geschlagen. Im Ruhrrevier. In Bremen. In Halle. In Leipzig. In Erfurt. In Düsseldorf. In Berlin. In Oberschlesien.

Es ist kein Zweifel, daß die Errichtung dieser neuen Kriegsschauplätze das Mißtrauen der Entente nicht mindert, zumal sie noch bis vor wenigen Wochen in den deutschen Regierungsorganen, besonders im »Vorwärts«, immer nur gelesen hatte, es handle sich um ein völlig bedeutungsloses Häuflein von Spartakusleuten. Auch hier zeigt es sich wiederum, wie sich im politischen Leben jede Lüge rächt und sich jede Fälschung schließlich gegen den Urheber wendet. Die Darstellung aller Vorgänge in der Revolution wird von den offiziösen Organen, von den die Presse bedienenden Apparaten genau so gefärbt wie im Kriege. Das deutsche Volk glaubte vier Jahre lang zu siegen, es siegte auch, plötzlich erwachte es und erfuhr seinen Zusammenbruch, seine Katastrophe. Jetzt wird es wieder genau so belogen, man impft ihm Gifte des Hasses ein, wie zu Anfang des Krieges. Es beginnt von neuem zu rasen gegen seine eigenen Volksgenossen, Bruderkrieg entbrennt. Der Wahnsinn tobt durch die Straßen seiner Städte. Und hilfeflehend endet es wieder bei der Anbetung der Gewalt.

Eine Befreiung aus den Lügen ist nicht denkbar, so lange die Massen nicht aufgeklärt werden können. Maschinengewehre und Minenwerfer sind letzten Endes erbärmliche Argumente einer Menschheit, die so vertiert ist, daß sie die Wunder der Mordmaschinen — verführt durch den Krieg — als Kultur anstaunte.

Gibt es aus diesem Irrsal jetzt noch eine Rettung? Ist nicht alles schon zu spät? Können wir den Weg, den Rußland ging, nicht abkürzen? Ist die Vereinigung der wirklich revolutionären Massen noch nicht durchführbar? Man müßte aus der letzten Niederlage der Berliner Arbeiter-

schaft lernen, die Kräfte aller Sozialisten zusammenzufassen und das von allen menschlich Denkenden ersehnte Ziel noch jetzt erstreben: die Einigung. Nur sie wird imstande sein, das ganze Volk vor künftigen Katastrophen zu bewahren.

Aus der „Republik" vom 13. 3. 19.

IM NAMEN DER DEMOKRATIE

VON WILHELM HERZOG

Am Schluß seiner heute wie je höchst aktuellen Schrift über den deutschen Bauernkrieg schreibt Friedrich Engels: „Die Zersplitterung Deutschlands, deren Verschärfung und Konsolidierung das Hauptresultat der Bauernkriege war, war auch zu gleicher Zeit die Ursache seines Mißlingens. Wir haben gesehen, wie Deutschland zersplittert war, nicht nur in zahllose unabhängige, einander fast total fremde Provinzen, sondern auch wie die Nation in jeder dieser Provinzen in eine vielfache Gliederung von Ständen und Ständenfraktionen auseinanderfiel. Außer Fürsten und Pfaffen finden wir Adel und Bauern auf dem Lande, Patrizier, Bürger und Plebejer in den Städten, lauter Stände, deren Interessen einander total fremd waren, wenn sie sich nicht durchkreuzten und zuwiderliefen." Und zusammenfassend fragt Engels: „Wer profitierte an der Revolution von 1525?" Die Fürsten. — Wer profitierte von der Revolution von 1848? Die großen Fürsten, Oesterreich und Preußen. Hinter den kleinen Fürsten von 1525 standen, sie an sich kettend durch die Steuern, die kleinen Spießbürger, hinter den großen Fürsten von 1850, hinter Oesterreich und Preußen, sie rasch unterjochend durch die Staatsschuld, stehen die modernen großen Bourgeois. Und hinter den großen Bourgeois stehen die Proletarier."

Und wie ist es heute? Wer profitierte von der Revolution von 1918?

Die demokratischen Parteien. Das Zentrum, die Liberalen und die sozialistischen Demokraten. Die Kleinbürger. Und hinter ihnen stehen — wegen ihrer revolutionären Anmaßung von ihnen gefürchtet — wiederum die Proletarier.

Das will die Bureaukratie, die zur Macht gekommen ist, nicht zugeben. Sie behauptet, die Massen ständen hinter ihr. Die Stimmzettel haben entschieden. Wer sich dagegen auflehne, sei kein Demokrat, vielmehr ein Feind des Volkes.

Welch ein infamer Volksbetrug aber ist diese den Massen vorgegaukelte Illusion „Demokratie"? Wenn Demokratie Herrschaft des Volkes bedeutet, fordert sie denn nicht als erstes die wirtschaftliche Gleichheit vor der politischen? Wer kann politisch frei sein, wenn er nicht wirtschaftlich unabhängig ist? Diese selbstverständliche Einsicht versucht man dem Volk zu verbergen hinter dem Wust von demokratischen Gesetzen, die Papier bleiben müssen, solange die ökonomische Freiheit jedes einzelnen nicht gesichert ist.

Solange die Brutalität des Kapitalismus und aller mit ihm verbundenen Mächte nicht beseitigt ist, solange ihm die raffinierten Mittel, die er während seiner Herrschaft aus sich heraus gebiert und unter veränderten Bedingungen immer wieder sich zu verschaffen weiß, nicht genommen sind, solange täuscht bewußt oder unbewußt jeder angebliche Demokrat sich selbst und andere, wenn er behauptet, am Aufbau einer neuen, sozialistischen und für alle Menschen gerechten Weltordnung mitarbeiten zu wollen. Ohne ökonomische Freiheit keine politische Freiheit. Ist es möglich, daß Sozialisten, selbst die, die als Parteifunktionäre seit Jahrzehnten zu Marionetten erstarrt sind, diesen lapidaren selbstverständlichen Grundsatz auch nur eine Minute vergessen, so wird man daran am deutlichsten den Grad der Versumpfung des Parteilebens ablesen. Kann es in dem Befreiungskampf, den sie für die Arbeiterklasse doch noch zu führen behaupten, jetzt nach der Revolution irgendeine

wichtigere dringlichere Aufgabe geben, als die Beseitigung aller aus der kapitalistischen Anarchie entstandenen Privilegien? Als die Sicherung der Unabhängigkeit jedes Einzelnen?

Mit einem von Scheinheiligkeit triefenden Pathos verkünden sie: die Sozialisierung sei da. Alle Bürger seien von jetzt ab gleich. Man denkt an das Wort des klügsten Voltaireschülers, des Ironikers Anatole France, der schon innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsordnung seine Skepsis gegen die angebliche „Gleichheit vor dem Gesetz" nicht unterdrücken konnte: „Das Gesetz verbietet in seiner majestätischen Gleichheit den Reichen wie den Armen, unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen." Aus dieser bitteren Erkenntnis, die jeder Vernunftbegabte aus der paradoxen Gleichheit vor dem Gesetz ziehen muß, wenn er ehrlich ist, folgt jedoch bei den Demokraten und jetzigen Sozialdemokraten nicht, daß zunächst — wichtiger, dringender, unaufschiebbarer als alle andere — die ökonomische Revolution durchgeführt werden muß, bevor man von einer Demokratie ohne Unaufrichtigkeit zu sprechen wagen darf. Täglich wird dieses höchste Ideal millionenfach beschmutzt. Es gibt kein entwerteteres Schlagwort keine verlogenere Phrase als »Demokratie«.

Die Repräsentanten des versunkenen Regimes, vor allem der von Bürgern wie von Vorwärtskriegssozialisten geschätzte Monarch pflegte, um seinem Geschäft den Erfolg zu sichern, immer das Wort „Gott" im Munde zu führen. Gott war identisch mit unserer gerechten Sache.

Diese freche Blasphemie hat sich auf die neue Obrigkeit — wie vieles andere aus der großen Zeit — vererbt. Bei jeder Gelegenheit predigen sie mit falschem Augenaufschlag, sobald sie ihre Macht sichern wollen von Demokratie. Das ist der neue Gott dieser gottlosen Kleinbürger.

Der Monarch von Gottes Gnaden sprach zum Hohn jedes Gottgläubigen, von einem, der ihn, *seine* Familie,

sein Haus, sein Land gegen seine Feinde zu schützen habe.

Bei jeder Gelegenheit schloß er seine Tiraden, die zum weiteren Morden aufriefen, mit dem zum Klischee gewordenen, aus tiefster Verlogenheit kommenden Anruf Gottes. Er, dem man die Macht gelassen hatte, durch zwei Unterschriften Krieg zu erklären, er, der Exponent einer vom Kapital und Militär geführten Anarchie, sprach von Gott. Und gab Befehl zum Morden; wußte von allen Gemeinheiten und Bestialitäten, von allen seelischen und körperlichen Qualen der Millionen die sein Machtwahnsinn und der seiner Schicht über einen Erdball heraufbeschworen hatte. Er aber blieb fromm und glaubte weiter an seinen Gott.

Auch darin hat sich unter dem neuen Regime, das sich Revolution nennt, nichts geändert.

Die Menschheit wird täglich und stündlich geschändet. Alle Worte sind zu schwach, zu blaß, zu abgegriffen, um das über alle Maßen Grauenvolle, Unmenschliche, Abscheuliche dieser letzten Wochen zu kennzeichnen.

Um den neuen Gott, die neue Ordnung, die „Demokratie" zu schützen, wird weiter gemordet, zwar nicht in Belgien oder Nordfrankreich, sondern in den Straßen, auf den Höfen, in den Gefängnissen Berlins. Wehrlose Gefangene, völlig Unschuldige und solche, deren Schuld selbst im Sinne der früheren Staatsgesetze nicht feststeht, werden niedergemacht, auf der Stelle von Volksgenossen, Soldaten, denen es dazu bevollmächtigte Offiziere befehlen, erschossen.

Die Morde an den mutigsten Vorkämpfern der Revolution, an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, sind noch nicht gesühnt. Während die Soldateska der Revolution Bürgern und Arbeitern gegenüber nach dem verruchten Wort Wilhelm II. verfahren darf „Pardon wird nicht gegeben", läßt man den Mörder Karl Liebknechts entweichen. Keiner der angeschuldigten Offiziere wurde — was wir selbst gegen Mörder nicht wollen — ohne Untersuchung an die Wand gestellt. Zehn Wochen sind seit

der bestialischen Ermordung vergangen. Sie wird als unauslöschliche Schande diesem Volke eingebrannt bleiben. Und was ist geschehen? Eine Untersuchung ist eingeleitet. Die von Freunden des Ermordeten als Täter Bezeichneten mußten schließlich in Haft genommen werden. Inzwischen wurde der Freund, der — wie man sagt, Rosa Luxemburg am nächsten gestanden, ihr Nachfolger an der „Roten Fahne", bei den letzten Unruhen verhaftet und auf ähnliche Art ermordet. Im Namen der Demokratie. Vermutlich auf einem Fluchtversuche. Und vierundzwanzig Männer, die im Kriege und in der Revolution ihr Leben eingesetzt haben, wurden auf die heimtückischste, infamste, schändlichste Weise von Brüdern, denen es Entmenschte befahlen, niedergeknallt.

Einem Volke anzugehören, in dem solche Gewalttaten geschehen und gar ungesühnt bleiben können, muß man sich schämen. Es darf sich nicht wundern, wenn es durch Verhetzung, systematische Lüge, Verrohung auf eine Stufe des Untermenschlichen gesunken, von den übrigen Völkern verachtet und mit Mißtrauen behandelt wird.

Ein Bürgertum, das solche bestialischen Ausschweifungen duldet, ja durch Sammlungen unterstützt (wie im Kriege) eine sozialpatriotische Bureaukratie, die in dem Unteroffizierstypus ihren Gott und ihren Retter verehrt, — diese vor Selbstgerechtigkeit überlaufende Demokratie mit Flammenwerfern, Polizeispitzeln, Belagerungszustand kann in der Revolution nur — wenn es Gesetze der Entwicklung gibt — dasselbe Schicksal erleiden, das ihr bereits der Ausgang des Krieges gebracht hat. Ihr Sturz ist nicht aufzuhalten. Sie besorgt ihn selbst. Sie wirtschaftet ab. Und deshalb ist es völlig verkehrt, mit Gewaltmitteln gegen sie anzukämpfen. Sie erstickt an den ihren. Und hinter ihr stehen die Proletarier. »An einem gewissen Punkt«, sagt Engels, »der nicht überall gleichzeitig, oder auf gleicher Entwicklungsstufe einzutreten braucht, beginnt die Bourgeoisie zu merken, daß ihr proletarischer Doppelgänger ihr über den Kopf wächst.«

Die Bureaukraten der Mehrheitssozialisten haben es verursacht, daß das Bürgertum noch einmal seine Machtmittel anwenden konnte, kraft des Kapitals und der daraus resultierenden Stimmzettel für eine Demokratie, wie kapitalistischer Eigennutz sie erfaßt.

Dem Proletariat fällt die Aufgabe zu, alle Forderungen, die von Sozialpatrioten und dem demokratischen Bürgertum nicht erfüllt werden konnte, einzulösen. Die ökonomische Freiheit als Voraussetzung für die politische und geistige Freiheit aller zu erkämpfen, dadurch erst die wahre Demokratie zu verwirklichen und zu begründen. Auf diesen gesäuberten, jungfräulichen Boden allein kann sich die Welt aufbauen, die allen Sicherheit des Lebens, Nahrung und Bildungsmittel gewährt, die auf gegenseitige Hilfe gestützt jeden vor Ausbeutung schützt.

Diese Welt wird nicht plötzlich alle Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten des gesellschaftlichen Lebens beseitigen können, sie wird aber nicht zulassen, daß der Kampf gegen das Unrecht und die Lüge durch Machenschaften einer Schicht oder durch Verleumdungen einzelner diskreditiert werden kann. Mit der wirtschaftlichen Sicherung jedes einzelnen wird einhergehen die Ausrodung jeder Gewalt. Und keine Anschauung wird mehr verachtet werden, als die, die sich auf Macht- oder Erfolganbetung stützt. Kein Volk hat deshalb angestrengter und gründlicher an sich zu arbeiten, als die Deutschen, um sich von diesem Wahn, der es zum Imperialismus trieb und an den Abgrund führte, zu befreien. Gelingt es ihm, dann wird es mit den reichen Kräften, die in ihm sind, sich verbinden können jener Internationale, die das Erbe dieser alten morschen, von gefährlichen Machtpropheten irregeführten Welt antreten wird. Auf dem Boden größtmöglicher Gerechtigkeit, der gegenseitigen Hilfe für alle schaffenden Kräfte, für die Arbeiter aller Länder. Verzweifeln kann nur der — angesichts unserer heutigen Verhältnisse, deren Roheit nicht zu überbieten ist —, der an diese neue Demokratie nicht

glaubt. Käme sie nicht, gelänge es der revolutionären Wucht des Proletariats aller Länder nicht, sie zu erzwingen, so müßten wir jeden Kampf, jede Bewegung, jedes Fortschreiten, das sich trotz alledem vollzieht, für nutzlos und vernunftwidrig halten. Das kann nicht sein. Und deshalb wird nach den grauenvollsten Demütigungen der Massen und der einzelnen, nach dem ordinären Triumph der Gewalt, nach Ermattungen, Depressionen, Rückschlägen, die immer wieder kommen werden, dennoch die Idee über die Macht siegen und in einer jede Konzession ablehnenden, allein vom Geist und der Gerechtigkeit erfüllten Demokratie wird es für alle, die gelitten haben, eine Lust sein zu leben. Wenn wir es nicht erleben, so ist es unsere Pflicht, der Verwirklichung dieses Zieles uns zu nähern, damit unsere Kinder der Menschenfeindschaft, dem Haß, dem Gift der Lüge weniger als wir ausgesetzt sind. Damit sie fähig werden, die Arbeit und Freude in der Harmonie zu erleben, die uns wegen unserer Schuld und der unserer Väter versagt bleiben mußte.

Aus der „Republik" vom 29. 3. 19.

DER KORRIDOR
VON WILHELM HERZOG

Der Freispruch des Mörders von Jaurès wird von dem französischen Proletariat mit Recht als Herausforderung empfunden. Ja, die einstimmig gefaßte Resolution des sozialistischen Seineverbandes bezeichnet ihn als Proklamierung des Bürgerkrieges. Am gleichen Tage richtet Sinowjew, der Präsident der kommunistischen Internationale, einen Appell an die Arbeiter und Soldaten aller Länder, besonders an das französische Proletariat. Darin finden sich die Worte: »Soldaten und Arbeiter Frankreichs! Mit ge-

spanntem Interesse blickt die Arbeiterschaft der gesamten Welt auf euch! Die französische Bourgeoisie ist heute die reaktionärste in ganz Europa«.

Dieser Freispruch beweist es. Erregt bis ins Innerste, empört und verbittert müssen die französischen Arbeiter, muß die ganze Welt vor der brutalen Tatsache dieser Verhöhnung jedes Rechtsgefühls stehen. Während Clémenceaus Attentäter, der ihn nur leicht verwundete, zum Tode verurteilt wird, sprechen engstirnige Exponenten des imperialistischen Bürgertums Jaurès' Mörder frei! »Haß und Verleumdung mochten ihm grauenhaft nachstellen; sein Gewissen war rein«, so urteilte Anatole France, als er ihm die letzten Worte nachrief, im August 1914. Dieser Haß und diese Verleumdung sind es, womit die patriotische, durch und durch korrupte Bourgeoisie ihren Feind noch über den Tod hinaus verfolgt und die seinem Mörder noch nach fast fünf Jahren zugute kommen.

So lange wir uns nicht von dem Imperialismus der Lüge in allen Ländern befreit haben werden, so lange ist an eine Gesundung der Massen und der Einzelnen nicht zu denken.

Überall triumphiert das Untermenschliche. Diese Welt, die sich den Luxus leistete, einen Philosophen mißzuverstehen, der ihr vom Übermenschen in trunkenen Worten sprach, diese faule und dem Untergang geweihte Welt suchte sich noch einmal aufzurichten in ihrer militaristischen und kapitalistischen Anarchie. Der Sieg der Idee, die Wilson immer und immer wieder verkündete, versinkt und übrig bleiben die plumpen Ausschweifungen des Kapitals. Mit seinen Fangarmen hat es während des Krieges alles in seinen Dienst gezwungen, was es brauchte, um die Menschheit weiter im Delirium herumrasen zu lassen: die Presse, die Gelehrten, die Künstler. Das Militär war immer der Zwillingsbruder des Kapitals.

Jetzt droht die Götterdämmerung. Aber die Lüge rüstet weiter. Kann weiter wüten. Sie hetzt und jagt die Menschen

aufeinander. Diese mörderische Epidemie des Hasses und der Verleumdung hat — wie im Kriege — fast alle ergriffen mit Ausnahme der aufgeklärten Arbeitermassen und einiger unbeirrbarer Geister in Europa. Weil die Atmosphäre noch nicht gereinigt ist. Weil alle Presseapparate der Welt — außer den russischen und ungarischen — noch von denselben Männern bedient werden, die alle Hirne Europas zu vergiften die Aufgabe hatten und diese Aufgabe zur Zufriedenheit lösten.

Wir können binnen kurzem die angehäuften Giftstoffe nicht beseitigen. Ja, schon der Versuch scheitert, muß scheitern innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Gestützt auf die Diktatur des Geldes, ziehen die Machthaber alles in ihren Bann, da sie Privilegien, Stellungen, Ansehen zu vergeben haben. Jeder, der gegen sie zu kämpfen wagt — aus Sozialismus, Gerechtigkeitsgefühl, Unabhängigkeitsdrang — wird verleumdet, verdächtigt, verfolgt.

Und da die ersten Christen, wie die wirklichen Sozialisten zunächst immer in der Minderheit waren, die Gerechtdenkenden — innerhalb dieser Welt — in der Minderheit zunächst sein müssen, so wird die Diktatur des mit Kriegern sich schützenden Kapitals abgelöst werden durch die Diktatur aller Arbeitenden und Schaffenden.

Selbst diese Diktatur jedoch wird nur ein Korridor sein zur wahren Herrschaft des Volkes, zur wirklichen, und nicht nur formalen Demokratie.

Die jetzt noch herrschenden Klassen in Europa sehen nicht, daß letzten Endes alle alten Kampfmittel, die aus dem Mittelalter und der kapitalistischen neuen Zeit stammenden Waffen vor der Idee, vor dem revolutionären schöpferischen Sozialismus zerbrechen. Allerdings nach fürchterlichem Kampf, den aber nicht die Idee-, sondern die Gewaltanbeter wollen. Wollen müssen. Weil ihnen kein anderer Ausweg bleibt. Während die Ideenanbeter, die Kämpfer für den Geist, d. h. für Gerechtigkeit, d. h. für den wahren Sozialismus, den Weg der Gewalt ver-

achten, dumm, unfruchtbar und roh finden. Die Kämpfer des Sozialismus, der Gerechtigkeit, der Vernunft würden sich vollkommen zufrieden erklären, wenn sie nur gleichberechtigt — natürlich wirtschaftlich und politisch — wären mit den Vertretern des alten Systems. Denn sie wüßten, daß bei gleichen Möglichkeiten, bei gleichen wirtschaftlichen Bedingungen ihre Aufklärung in den Massen unaufhaltsam fortschritte, daß ihre Ideen gegen ein vernunftwidriges und menschenfeindliches System siegen müßten.

Solange jedoch die Ungleichheit der Besitzverhältnisse noch feststeht, solange kann nur ein Dummkopf oder Heuchler von Demokratie sprechen. Aus ihr resultiert unsere in Wirklichkeit anarchistische Gesellschaftsordnung.

Innerhalb einer solchen »Demokratie« müssen Richter in Frankreich den Mörder eines der edelsten Menschen freisprechen, müssen Irregeführte in dem revolutionären Deutschland idealistische Kämpfer erschlagen, müssen Mörder Unschuldiger frei herumlaufen, müssen immer wieder Morde, Gewalttaten, Bestialitäten geschehen und Kriege entstehen, muß das Untermenschliche über das Menschliche siegen.

Die neue Weltordnung, die sich vorbereitet, sieht deshalb ihren gefährlichsten und heimtückischsten Feind in dieser »Demokratie«. Sie ist innerhalb des kapitalistischen Staats ein Widerspruch in sich. Das bestreiten viele unter den ernsten und wertvollen Köpfen der bürgerlichen Gesellschaft nicht mehr. Aber sie hoffen, durch soziale Reformen die Gegensätze ausgleichen, bessern zu können. Eitler Wahn oder Selbstbetrug.

Schon ist das Wort von der Diktatur des Proletariats zum angebeteten oder gefürchteten Schlagwort geworden. Was aber kann diese Diktatur nur sein? Der Übergang zur wirklichen Demokratie. Ein infolge des Widerstandes des noch herrschenden Feudalismus und der Bourgeoisie gefährlicher Korridor, in dem Kämpfe nicht ausbleiben können, wenn Vorrechte gegen Rechte, wenn atavistische Mächte gegen Vernunft und Gerechtigkeit weitertoben werden.

Wir haben dafür zu sorgen, daß dieser Korridor so kurz wie möglich ist, daß wir ihn beschleunigt durcheilen können. Wir müssen sein Dunkel zu erhellen trachten. Aber wir müssen durch!

Von den jetzt noch mächtigen Klassen, den kleinbürgerlichen Sozialisten mit ihrem Anhang, dem »demokratischen« Kapital und der jeder Macht zur Verfügung stehenden Kriegerkaste wird es abhängen, von ihrer Einsicht, ihrer Vernunft, ihrer Freiwilligkeit zu opfern, ob der Weg lang oder kurz sein wird, ob er zu neuem Grauen oder endlich zur Freiheit aller führen wird.

Aus der „Republik" vom 4. 4. 19.

DAS GESPENST DES BOLSCHEWISMUS

VON WILHELM HERZOG

Ein Gespenst geht um in Europa — das Gespenst des Kommunismus.

Karl Marx und Friedrich Engels. (1847)

I.

Hervorragende Repräsentanten der herrschenden Klassen haben über den Bolschewismus in den letzten Wochen Urteile gefällt, die es verdienen, aufgehoben zu werden. Sie sind bemerkenswert in mehr als einer Richtung. Sie verraten die völlige Hilflosigkeit, die Ohnmacht, die Angst des Bürgers vor der Flut, die nicht mehr einzudämmen und nicht mehr aufzuhalten ist.

Und da die Entente drängt, uns an den Abgrund treibt, so beschäftigt man sich mit der Möglichkeit einer Rettung durch den Bolschewismus oder mit dem — wie man sich pathetisch ausdrückt — Untergang der gesamten europäischen Kultur. Diese »Kultur«, die uns in Mord, Grauen und Elend geführt hat. Diese »Kultur«, die sich brüstete mit ihren Leistungen und Errungenschaften auf allen Gebieten, und

die — bei dem Mangel jeglicher Erziehung zum Menschlichen, zum Gütigen, zum Gerechten — das Untermenschliche vergötterte, den rohen ordinären Erfolg anbetete, das Körperlich-Gewalttätige höher stellte, als das Geistige, Zarte, Vornehme, — diese »Kultur«, deren Helden Mörder waren und sind, die heute noch behauptet, ohne Mord nicht auskommen zu können, die heute noch, nachdem sie Europa fünf Jahre lang in ein Schlachthaus verwandelt hat, das Heiligtum des Lebens nicht anerkennt, geschweige denn achtet, also das primitivste Menschenrecht täglich zehntausendmal frech verhöhnt und brutal verletzt: — diese »Kultur« der viehischsten Gesinnung, der rohen Machtanbetung, des ordinären Genusses der materiellen Güter, — diese infame, heuchlerische »Kultur«, die den Mörder eines Gerechten freispricht, die leidenschaftlichsten idealistischen Kämpfer erschlägt, die strategischen Massenmörder als Halbgötter verehrt, die jede Hetze Niedriger gegen Anständige mitmacht, die jeden Justizmord hinnimmt, die täglich plündert, stiehlt, mordet und so unser Leben verroht hat, — diese »Kultur«, die sich — wenn man will — in Prachtgewändern prostituiert, die behauptet, Religion zu haben, Demokratie als ihr höchstes Ideal anzustreben, und die Menschlichkeit zu verehren, diese von Heuchelei und Brutalität durchseuchte Kultur ohne Geist, ohne Güte, ohne Gerechtigkeit, diese Kultur der Ausbeutung, die allein zum Moloch Militär und Kapital betet, diese europäische Kultur gilt es also vor dem Untergang zu bewahren und zu schützen — vor dem Bolschewismus.

So hieß es bisher. Was waren die Führer des bolschewistischen Rußland? — Mörder, Plünderer, Weltverbrecher.

Jetzt sind wir bereits so weit, allerdings wieder durch den Druck der Entente, daß sich Politiker, die im bürgerlichen Lager Ruf und Ansehen genießen, mit dem Teufelsgedanken beschäftigen, ob wir uns nicht unter Umständen mit den Mördern und Plünderern von gestern werden verbünden müssen.

»Wenn die Entente es nicht anders will«, dann wird uns dieser Bund eben aufgezwungen. Wir können nicht anders. Not kennt kein Gebot. Nicht einmal das der Selbstachtung.

II.

Und so erleben wir das amusante Schauspiel, daß plötzlich mit dem »Vorwärts« konservative, nationalistische und demokratische Politiker zwecks Erpressung eines »gerechteren Friedens« der Entente mit dem Bolschewismus drohen, dessen ernster Bundesgenosse wir werden müßten, wenn nicht die Entente einsieht . . . Also: Hindenburg-Noske-Scheidemann wollen mit Braunstein und Genossen dann die Einheitsfront bilden.

Lenin und Trotzki würden sich vermutlich für diese Bundesbrüderschaft bedanken. Aber die nicht mehr überblickbare Korruption unserer öffentlichen Meinung kann kaum greller beleuchtet werden als durch diesen von keiner Überzeugung, sondern vom skrupellosesten Opportunismus diktierten Gesinnungswechsel. Es heißt: sich beizeiten umzustellen. Schon scheint es die Entente, vor allem Wilson und der kluge Lloyd George zu tun. Und das eingeklemmte »revolutionäre« Deutschland wird vermutlich wieder zu spät kommen.

Dieses Zuspätkommen ist seine ewige Tragik. Sie ist nichts Äußerliches, Zufälliges, Willkürliches. Vielmehr wurzelt sie im System, das abzuschaffen Wilhelm II.-Nachfolger weder Erkenntnis noch Willen genug besaßen.

Die Entwicklung geht über sie hinweg. Das Vertrauen der Massen zu ihnen schwindet von Tag zu Tag. Jeder Kampf gegen sie wäre unökonomisch. Sie erledigen sich selbst. Sie wirtschaften ab.

Man kann zwar viereinhalb Jahre Krieg führen mit den bestehenden Gewaltmethoden gegen den Feind und das eigene Volk, man kann viereinhalb Jahre im Kriege das Volk belügen, durch Propagandaschriften und Plakate verblöden, verhetzen, man kann dasselbe auch nach dem Kriege in einer sogenannten Revolution versuchen, indem

die Apparate des Kriegspresseamts und der militärischen Stellen des Auswärtigen Amtes umgestellt und umgetauft werden: in den »Heimatdienst« in den »Werbedienst der sozialistischen Republik« und in die »Politisch-parlamentarischen Nachrichten«. Die Apparate werden jetzt statt von den Offizieren, den Herren v. Nicolai, v. Olberg, von den Journalisten, den Herren Ulrich Rauscher, Breuer, Heilmann und Hofrichter bedient.

Aber wie lange geht das?

Wollen wir zur Gesundung, zur Festigung der politischen Verhältnisse im Innern und nach Außen kommen, so muß das System der Lüge, der Pseudodemokratie, der Freundschaft zwischen arrivierten Kleinbürgern und Wilhelms Offizieren, — dieses in sich faule und korrupte System muß fallen. Wird fallen.

III.

Das Weiterschreiten der Revolution läßt sich weder durch Gewaltmittel einer neuen obersten Heeresleitung, an deren Spitze ein ehemaliger Arbeiter steht, noch durch verspätete und laue Kompromisse der Staatsmänner in Weimar, noch durch die traurige Komödie, die in Paris gespielt wird, aufhalten.

Sie marschiert als Weltrevolution weiter. Und ihre einzigen Pioniere, ihre selbstgewählten Führer sind die Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte. Sie allein waren die Geburtshelfer der Revolution. Und die Arbeiter, gleichviel welcher Richtung, sehen in ihnen auch heute — und gerade heute, nach den qualvollen fünf Monaten, die wir erleben mußten — die einzigen Ärzte, zu denen sie Vertrauen haben können: als Revolutionäre, als Umgestalter, als Befreier aus der öden Maschinerie des Parteigetriebes. Sie sollen das neue Wirtschaftsleben der verelendeten Menschheit aufrichten helfen. Die Arbeiter hoffen und vertrauen auf den Reichkongreß, der gestern in Berlin zusammentrat, als auf den Chirurgen, der endlich die notwendig gewordene Operation

vornimmt, allen Gliedern des Volks Erlösung aus dem Starrkrampf, aus der revolutionären Anarchie bringt, und Erleichterung, Heilung, Arbeitsmöglichkeit und Arbeitsfreude schafft, d. h. Genuß am Leben wiedergibt.

Alle Versuche, schnell und ohne Katastrophen wieder zu gesichertem Schaffen zu kommen, scheitern an der Einsichtslosigkeit, dem Hochmut, der Unfähigkeit, freiwillig zu opfern, der Borniertheit der bürgerlichen Klassen.

So unsinnig der Weltkrieg Bruder gegen Bruder hetzte, so viel gräßlicher, mörderischer entbrennt immer wieder der Vernichtungskampf im Volke selbst. Und Kurt Eisner, einer der erschlagenen Propheten, hat in seiner Basler Rede an die Studenten diese grauenvolle Entwicklung schon vorweggenommen, mit den folgenden Worten:

»Man hat in Deutschland die Jugend vieler Generationen gelehrt, daß der Krieg erhaben, ein Jungbrunnen, ein Stahlbad sei, und man hat uns gelehrt, daß, wenn man den Krieg führe, man ihn erbarmungslos führen müsse. Der deutsche Generalstab nennt so etwas Vernichtungsstrategie. Ist es nicht wirklich so, daß, wenn der soziale Kampf, der soziale Krieg entbrennt, die Lehre auftaucht, daß nun auch im sozialen Kampf die »Vernichtungsstrategie« geübt werden müsse.«

Und Eisner hat in unvergeßlichen Sätzen weiter ausgeführt, daß der Krieg im eigenen Volke wie der Krieg der Völker untereinander, nicht gemacht wurde »von denen da unten, niemals gemacht wurde von denen da unten«. »Dieser Krieg«, rief er aus, »ist da und die Frage ist jetzt, ob wir in dem Augenblick, wo wir jeden Krieg abschaffen wollen, nicht auch diesen letzten und ärgsten Krieg austilgen müssen. Das ist der tiefe und eigene Sinn jener Bewegung, die man Bolschewismus nennt. Man ist heute entschlossen, in den Massen, daß alle zu ihrem Rechte kommen. . . . Das ist der furchtbare Krieg, und wenn die Massen jetzt sich anschicken, zu denken, ob nicht auch im sozialen Krieg die Vernichtungsstrategie Erfolg haben könnte,

dann sind die Gedankenlosigkeit und das schlechte Gewissen der Herrschenden daran schuld.“

Nicht nur die Gedankenlosigkeit und das schlechte Gewissen, sondern die Macht der Dummheit und des Kapitals, das man ihnen gelassen hat. Sie kokettieren mit dem Bolschewismus, benutzen ihn als Vitzliputzli, einmal als Schreckgespenst, das andere Mal als Heilmittel. Sie können alles. Sie passen sich jeder Situation mit der gleichen Gesinnungslosigkeit an. Nur der Erfolg entscheidet. Ihr momentaner Abgott, Noske, hat dieses originelle Epigramm geprägt.

Sie fühlen nicht, daß sie abtreten müssen, daß sie sich selbst opfern müssen, damit die Luft wieder rein werde, damit das Volk sich wieder beruhigen und zur Arbeit kommen kann, sie spüren nicht, daß der Unwille, der Haß gegen das Unrecht — so wie er die Entente viereinhalb Jahre aufrecht erhielt und schließlich zum Siege führte — sich trotz Belagerungszustand, Maschinengewehren und Minenwerfern durchsetzen wird.

Sozialismus soll verjüngen, lebendig und freimachen. Aber nicht töten, einkerkern oder knechten. Wir aber leben bedrohter, häßlicher, würdeloser in dieser Revolution als im Krieg.

Als hier geäußert wurde, es sei notwendig, sich mit den Ideen des Bolschewismus auseinanderzusetzen, als wir die wahren Helden der Revolution, Menschen reiner und heroischer Gesinnung nicht in Scheidemann, Ebert, Noske, sondern in Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Kurt Eisner sahen und es hier aussprachen, wurde auf uns die Meute gehetzt.

Die wenigen Aufrechten sind bereits erschlagen. Und das Feld wird von niedrigsten Verleumdern behauptet, die jeden politischen Gegner, der ihnen unbequem ist, beiseite zu schaffen suchen.

IV.

Die Räte der Arbeiter sind allein die revolutionären Träger der Entwicklung. Sie müssen die ungeheueren Aufgaben, die ihrer harren, erkennen und zu lösen versuchen: auf wirtschaftlichem, politischem, geistigem Gebiet. Berufen zur Mitarbeit ist jeder — ob Bürger oder Proletarier —, der sich entschlossen auf den Boden des Rätesystems stellt, der erkannt hat, daß alle anderen Institutionen, die formale Demokratie, der bürgerliche oder pseudo-sozialistische Parlamentarismus versagt haben, vielleicht versagen mußten, und daß die einzige Rettung, um aus dem Wirrwarr, dem Chaos, der Korruption herauszukommen in der Verwirklichung und Ausbildung des Rätegedankens liegt.

Es ist richtig, daß das Tempo bedächtigen Demokraten allzu schnell oder gar überstürzt erscheinen mag. Ja, es ist zuzugeben, daß das Studium der Theorien, die das Rätesystem begründen und ausgestalten, mit dem notwendigen Ernst und Fleiß bisher nur von wenigen betrieben wurde, und daß eine glatte Kopie der russischen Einrichtungen töricht und falsch, ja absurd wäre.

All das hindert nicht, daß der Weltgedanke der Revolution marschiert und daß alle Länder sich mit ihm werden auseinandersetzen müssen. Wir sehen: er steckt alle an. Es frommt gewiß nicht, sich immun zu stellen. Und ein so elender verseuchter Volkskörper, wie der deutsche, ist zweifellos nicht fähig, diesem »Gift« zu widerstehen.

Ist es ein Gift? Vor dem wir uns fürchten müssen? Oder ist es das einzige Heilmittel, das uns noch bleibt? Weder — wie uns scheint — das eine noch das andere.

Wenn wir die Kräfte aufbringen, uns von der Pest der Lüge und des Kapitalismus, der die Lüge nährt, zu befreien, wenn wir uns jetzt sofort bemühen, für alles, was Menschenantlitz trägt, gerechtere Lebensformen zu schaffen, wenn wir dem Geist und der Menschlichkeit einer neuen Zeit mehr zutrauen als den Mordwerkzeugen einer verbrecherischen Militäranarchie von gestern, wenn wir

uns bekennen zu den großen Gesetzen der Vernunft, die in jedes Menschen Brust ruhen, und wir diese Gesetze, diesen Geist Tat werden lassen, aber unverzüglich, nicht morgen, sondern heute, dann können wir viele der russischen Methoden, die im Zarismus wurzelten, vermeiden, dann können wir dem Vernichtungskrieg vorbeugen, dann, aber nur dann wird Klugheit und Voraussicht retten, was Schuld der Väter, Gewaltanbetung, Egoismus und Unkenntnis der herrschenden Klassen verbrochen haben.

Mag sein, daß auch hier wieder die Tragik des deutschen Volkes aufleuchten und es seine wahre, seine einzige Rettung zu spät erkennen wird.

Aus der „Republik" vom 9. 4. 1919.

FRANZISKA-UMARBEITUNG
VON FRANK WEDEKIND

VIERTER AKT

Neuntes Bild

Einfaches Zimmer. Eingang rechts hinten. In der Mitte der Rückwand ein Sofa. Daneben ein kleiner Tisch mit Telefon. Rechts ein offenes Fenster, durch das greller Sonnenschein fällt. Links ein Ofen mit Ofentür. Franziska, in abgetragenem, ärmlichem, fast durchsichtigem Morgengewand, sitzt auf dem Sofa und spricht ins Telefon.

Franziska *(am Telefon):*

Ich bitte Sie, im Augenblick zu kommen.
Nicht später, nein, in diesem Augenblick!
Zu Ihnen? Jetzt? Ich kann nicht fort. Ich habe
nichts anzuziehen. Ein Unglück bricht herein.
Er ist von Sinnen. Ja, ich bitte dringend.
Dann aber schnell. Jetzt werd ich unterbrochen.

Breitenwald *(tritt wütend ein):*

Wer war am Telefon? — Denkst du an Flucht,
dann merk dir, mir entkommst du nicht, bevor
ich dich gezeichnet hab auf Lebenszeit.

Franziska:

Ralf! Ralf! Was nützt es dir, wenn du mich krumm schlägst!

Breitenwald:

Hätt' ich an dir mich sattgefressen, wie
du meiner überdrüssig bist, zum Teufel
könnt's du dich scheren. Wie ein schmutziges Hemd
läßt Breitenwald sich nicht beiseite werfen.
Dein Leben gönn ich dir. Nur soll kein Mann
nach mir dich heil umfangen, wie du mein warst.

Franziska:

Besinn dich, Ralf. Ich bin vielleicht nicht mehr
so hilflos wie du meinst.

Breitenwald:

Die Hände hoch!
Hebst du die Hände hoch!

Franziska *(tut es):*

Du hast getrunken!

Breitenwald:

Stell gegen's Fenster in die Sonne dich! *(sie tut es)*
Was hat dein »nicht mehr hülflos« zu bedeuten?

Franziska:

Das also hast du doch gehört!

Breitenwald:

Gib Antwort,
was es bedeutet!

Franziska:

Sonst heißt deine Anwort
auf alles, was das Herz mir bricht, auf alles,
was qualvoll mich zugrunde richtet . . .

Breitenwald:

Quatsch!

Franziska:

Steht mir der Tod vor Augen, heißt es . . .

Breitenwald:

Quatsch!
Was bin denn ich noch! Mit der ganzen Schöpfung
durch dich in Feindschaft. Welch ein Kerl war ich!
Tausendsassa! Genußmensch! Lebemann!
Jetzt? — Tag und Nacht schlag ich in meinem Hirn mich
mit dir herum! Das Weib, bei dem ich mich

von dir erholen will, wird mir zum Ekel.
Du hockst im Nacken ihm und schneidst Grimassen.
Jetzt soll ich einsam im Morast verbiestern?
Den Schimpf heilt Rache nur! Ich brauche Rache
nur, um mich selbst nicht länger zu verwünschen.

Franziska:

Was bin denn ich noch! Ohne Geld solang
ich bei dir wohne, meiner Kunst entrissen.
In meinen Kleidern, die du weggeschenkt
berauben mich die Weiber deiner Küsse.
Sie spreizen auf der Bühne sich in meinen
Kostümen, während ich in Lumpen sitze.

Breitenwald:

Hast du freiwillig nicht, ja ganz begeistert
von aller Kunst dich losgesagt?

Franziska:

Nur weil
du gleich zu Anfang drauf bestandst!

Breitenwald:

Ein Weib,
das um den Schandpreis seiner Kunst entsagt,
hat gar kein Recht mehr drauf, sich aufzudonnern.
Am Nasenring mich halten und zugleich
in deinen lüsternen Kostümen Männer
mir an die Gurgel hetzen, war dein Vorsatz.
Ein Glück, daß ich beizeiten dich durchschaute.
Verlaß dich auf mein Wort: Kein Mann hält in
den Armen dich, sowie du mir gehört hast.

Franziska:

Bin ich dir denn noch zu was besserm gut,

als vor den Weibern, die du mit nach Haus bringst,
gedemütigt und angeschnauzt zu werden?

Breitenwald: *(ruhig und sachlich)*:

Du weißt doch, daß wir Männer polygam
veranlagt sind. Das Weib, das mich allein
zufriedenstellt, muß erst geschaffen werden.
Ich tobe mich in Gegensätzen aus.
Du kannst dich völlig mit der andern trösten.
In beiden weckt die Gegenüberstellung
den stärksten Liebesreiz. Die Ehrenjungfrau
darf man nicht bei sich im Hause halten.
Da ist die Küchenmagd am richtigen Platz.

Franziska:

Ralf, laß mich fort!

Breitenwald:

Spring aus dem Fenster, wenn
du nach Veit Kunz dich sehnst. Der Hohn zersprengt
mein Hirn, den über mich in seinen Armen
du ausgießt, ihn bei schallendem Gelächter
dir zu versöhnen. Schwurst fürs ganze Leben
du mir nicht ewige Treu bei Leib und Leben?

Franziska:

Das mußt ich tun, weil du darauf bestandest.

Breitenwald:

Schwurst du nicht hundertmal mir ewige Treue?

Franziska:

Weil stets von neuem du darauf bestand'st!
Ich nahm's für Laune deiner Eitelkeit
Gedacht hab' ich mir nichts.

Breitenwald:

Gelogen ist's.

daß du dir nichts gedacht. Du wußtest, was
du suchtest. Wußtest, was du fand'st. Bin ich
dir nachgelaufen? Nie im Leben hing ich
an einem Weib! Bei Gott, mir ahnte nicht,
bis du daherkamst, daß ein Weib so zäh,
so schamlos sich des Manns bemächtigen könnte,
wie du's mit mir getan

Franziska:

Du sagtest, Alle
die du geliebt hast, schwuren ewige Treue!

Breitenwald:

Dich abzuschrecken sagt ich das, als ich
nicht eine Nacht mehr vor dir sicher war.
Schwurst du nicht auf Beschimpfung, schwurst du nicht
auf Tätlichkeiten selbst mir ew'ge Treue?!
Jetzt, wo ich mich in dich hineinverwachsen,
weil du mich in den Kot geschleift, weil ich
Selbstachtung und Verstand an dich verloren,
Jetzt gibst du angewidert mir den Laufpaß,
fliegst tugendrein zum Busenfreund zurück,
daß meine Schmach euch zur Belustigung diene? —
Den Tritt, den ich dir in den Leib versetze,
bevor du diesem Haus den Rücken kehrst,
den heilt kein Spezialist Europas mehr!

Franziska:

Dir war ich treu, seit ich dich sah.

Breitenwald:

Das lügst du!

Franziska:

Den einzigen Schreckensabend ausgenommen,
als du mich zwangst, mich hinzugeben.

Breitenwald:

Hat's dir
nicht Spaß gemacht? Ein kläglicher Versuch
dich abzuschütteln war's, den gründlich du
vereitelt hast. Dein heller Freudentaumel,
im Arm des Prinzen . . .

Franziska:

Dabei schimpftest du
mich Tränensack und Spielverderberin!

Breitenwald:

Dein Freudentaumel peitschte Neid und Reue .
mir bis zum Wahnsinnsanfall ins Gehirn!
Seit das geschah, bin ich nicht mehr ich selbst.
Verzweifelt such ich mich bei andern Weibern.
Auf Schrift und Trift tapp ich ins Folterwerkzeug.

Franziska:

Auch als der Prinz dir deine Schulden zahlte?

Breitenwald:

Nichts hat er mir bezahlt! Was andern er
bezahlt, ist seine Schuld. Schau her! Ist das
Ralf Breitenwald? Ein ausgepeitschter Sack,
in dem du deine Purzelbäume schlägst.
Gewalttat nur schafft mir Erleichterung!
Gewalttat brauch ich, um mich rein zu fühlen!
Blut muß ich sehn, dann bin ich wieder Mensch.
Was du aus deiner Jugendzeit erzähltest,
von deinem Chemiker, von Hohenkemnat,
das rast in mir gleich einem Schock lebendig
verschluckter Krebse, die ich nie verdaue.

Franziska:

Dich quälen neue Schulden, Ralf. Laß mich
hinaus. Sobald ich unter Menschen komme,
schaff ich dir Geld, soviel du brauchst.

Breitenwald:

Ein Wort noch,
gleich schlag ich dir das Nasenbein entzwei!

Franziska:

(rennt zum Ofen, reißt die Ofentür auf und nimmt einen Revolver heraus, den sie auf Breitenwald richtet)

Rühr mich nicht an, sonst schieß ich!

(Breitenwald stürzt auf sie zu, und sucht ihr die Waffe zu entreißen; sie ringen, wobei sie sich vom Ofen weg quer über die Bühne bis dicht vors Fenster drängen).

Breitenwald:

Gibst du den
Revolver her!

Franziska:

Ich schieße!

Breitenwald:

Her damit!

Zwei Schüsse krachen.) Franziska sinkt tot zu Boden).*

Breitenwald:

(Taumelt auf den Divan zurück)

Das ist zuviel! — Allmächtiger — steh mir bei!

(ganz vergeistert)

— Die eine, die sich selbst erschießen will,
trifft ihren Liebsten aus Versehn. Die andere,
will ihren Liebsten töten. Aus Versehen
trifft sie sich selbst. — So geht's im Leben zu!

---

*) Die Schüsse werden außerhalb hinter dem Fenster abgegeben.

CHARLES PÉGUY

VON E. R. CURTIUS

Den Wesensunterschied zwischen dem einheitlichen Erfassen der Wirklichkeit, wie es die Intuition gewährt, und den teilhaften schematischen Nachzeichnungen der Wirklichkeit, wie sie die Wissenschaft gewährt, hat Bergson durch ein eindrucksvolles Bild verdeutlicht. Wer Paris nicht kennt, kann sich durch das sorgfältigste Sammeln und Zusammenstellen von Photographien nicht die Gesamtvision des wirklichen Paris verschaffen, die ich habe, wenn ich vom Notre-Dame-Turm auf die Stadt heruntersehe. Wesentliche Erkenntnis gewinnt man nur, wenn man sich kraft der Intuition in den Gegenstand hineinversetzt, nicht wenn man von außen verschiedene intellektuelle Aufnahmen macht und sie dann nebeneinanderhält.

Wenn man, um eine Anschauung von Péguy zu geben, sagt, daß aus keinem französischen Schriftsteller ein so tiefer Einblick in Frankreichs politische und geistige Geschichte seit der Dreyfusaffäre zu gewinnen ist; daß in ihm die weitestreichenden Gedanken über die Grenzen der Historie und der historischen Methode zu finden sind; daß er die Mächte des Heroischen und des Religiösen kündet: so weiß man doch, daß damit über das einmalige und einzigartige der Persönlichkeit und ihrer Wirkung nichts gesagt ist. Fügt man nun hinzu, daß sein Stil allen Vorstellungen von französischem Stil ins Gesicht schlägt, daß er nicht nur in dem Grade unübersetzbar ist, wie jeder französische Schriftsteller, sondern davon abgesehen noch in einem höheren Grade, in der zweiten Potenz gleichsam; endlich daß seine

Werke in keine der hergebrachten literarischen Gattunge passen, daß sie ein Gemisch von Streitschrift, Bekenntnisschrift, literarischer Kritik, geschichtlicher Darstellung sind und daß es unmöglich ist, einen einheitlichen Gedankengang aus ihnen herauszuschälen: so hat man den Leser, den man gewinnen möchte, verwirrt anstatt ihn aufzuklären, und man fühlt sich versucht, alle Bemühungen aufzugeben und sich auf die beiden Sätze zu beschränken: Nimm und lies! und: individuum est ineffabile.

Man kann nur noch sagen: unbeschreibbar sind diese Bücher, weil sie voller Leben sind. Weil sie Leben sind. Weil sie gelebtes Leben sind. »Und Suarès, der Lebenskünder?« Hier tut sich vielleicht eine Erkenntnis auf. Suarès kündet das Leben, preist es, will es. Aber »la vie« ist bei Suarès menschliche Bewegtheit, leidenschaftliche Hingegebenheit der Seele an den Lebensstrom, der in ihr und um sie ist. Für Péguy, in Péguy ist das Leben gleich gelebter Wirklichkeit. Fluten der Seele im Gegensatz zur Erstarrung der Seele: das ist »Leben« bei Suarès. Arbeit, Krankheit, Manöver, Anbetung, Kampf gegen Neider und Schurken, Leitung eines geschäftlichen Unternehmens, Wirrung und sich Wiederfinden in männlicher Freundschaft, Sorge ums tägliche Brot, Sorge um Vollendung des Werkes, in dem man sein bestes sagen wird: all dies im Gegensatz zu einem ungestörten genießerischen Dasein — ist »Leben« bei Péguy. Es sind zwei Arten von Leben. Man fühlt den Unterschied (oder fühlt ihn nicht). Die harte Begrifflichkeit der Sprache gestattet nicht (oder noch nicht), für die beiden ganz verschiedenen Lebenskategorien eindeutige gedankliche Bezeichnungen zu geben. Angedeutet wird das gegensätzliche Verhältnis durch die Begriffspaare: Leben und gelebtes Leben; Leben und wirkliches Leben; Leben und Wirklichkeit. Leben ist organisches Sein, und hat seinen Gegensatz am anorganischen, am »toten Stoff«. Wirkliches Leben ist

zeitlich bedingtes Sein, ist durée réelle und hat seinen Gegensatz an einem den Notwendigkeiten der zeitlichen Bedingtheit sich entziehenden Sein: und darunter ist alles vergangene Sein, alle Geschichte, und alles in der Gegenwart, aber nicht mit der Gegenwart (oder gegen die Gegenwart) lebende Sein zusammengefaßt. Bei Suarès sind die Gegensätze la vie et la mort: bei Péguy la réalité et l'histoire.

Wir werden versuchen, die Hauptmotive von Péguys Denken herauszuheben. Aber zuvor muß vom Leben dieses Mannes gesprochen werden. Er selbst hat vieles und wichtiges darüber mitgeteilt, was über all seine Bücher verstreut ist. Wir werden ihn ausführlich zu Worte kommen lassen. Nur dadurch kann man ihn kennen lernen. Außer seinen eigenen Mitteilungen haben wir drei größere biographische Aufsätze zur Verfügung, die fast gleichzeitig in den ersten Monaten des Jahres 1914 erschienen sind: Halévy hat ihm ein Kapitel seiner »Quelques maîtres« gewidmet, René Johannet berichtete in der Zeitschrift Les Lettres über »Péguy et ses cahiers«, François Porché schilderte ihn den Lesern des Mercure de France. Bis dahin konnte man alle literarischen Zeitschriften Frankreichs durchsehen ohne den Namen Péguy zu finden. Der erste Zeitschriftenaufsatz über Péguy war meines Wissens der von Michel Arnauld in der Nouvelle Revue Française vom November 1909. Und Arnauld begann mit dem Ausdruck der Verwunderung darüber, daß niemand ihm einen so bedeutsamen Gegenstand vorweggenommen habe.

Péguy wurde am 7. Januar 1873 in Orléans geboren. Er stammte aus einer Familie von Bauern und Rebleuten. Wenn Péguy spricht, so spricht aus ihm das alte ewige bäuerliche Frankreich. Er hat es aus eigenster Anschauung gekannt. »Es war im strengsten Sinn das alte Frankreich und das Volk des alten Frankreich. Es war eine Welt

auf die man den schönen Namen, das schöne Wort Volk in seiner vollen antiken Bedeutung anwenden konnte. Man kann im strengsten Sinn sagen, daß ein Kind, das in einer Stadt wie Orléans zwischen 1873 und 1880 erzogen worden ist, buchstäblich das alte Frankreich, das alte Volk, das Volk schlechthin berührt hat, daß es buchstäblich teilgenommen hat am alten Frankreich, am Volk. Man kann sogar sagen, daß es vollständig daran teilgenommen hat, denn das alte Frankreich bestand noch ganz intakt. Der Zusammenbruch hat sich in einer einzigen ununterbrochenen Bewegung vollzogen und in weniger als einigen Jahren«. »Ein Gutshof der Beauce war noch nach dem Kriege unendlich viel ähnlicher einem galloromanischen Gutshof oder vielmehr demselben galloromanischen Gutshof, in den Sitten, in der Verfassung, in der Ernsthaftigkeit, in der Würde, in dem Aufbau selbst und in der Lebensordnung (und im Grunde selbst einem Gutshof Xenophons), als er heute sich selber ähnlich ist. Wir haben eine Zeit gekannt, wo, wenn eine Frau ein Wort sprach, es ihre Rasse selbst, ihr Wesen, ihr Volk war, das redete. Das hervorbrach. Und wenn ein Arbeiter seine Zigarette anzündete, dann war das, was er einem sagte, nicht, was der Zeitungsschreiber im Morgenblatt gesagt hat. Die Freidenker jener Zeit waren christlicher als unsre Frömmler von heute. Ein gewöhnliches Kirchspiel jener Zeit war unendlich viel mehr einem Kirchspiel des fünfzehnten oder des vierten oder des fünften oder des achten Jahrhunderts ähnlich als einem Kirchspiel der Gegenwart . . . Wir haben Arbeiter gekannt, die gern arbeiteten. Man dachte nur an das Arbeiten. Wir haben Arbeiter gekannt, die morgens nur ans Arbeiten dachten . . . Wir haben eine Arbeitsehre gekannt, die genau die gleiche war, wie die, die im Mittelalter die Hand und das Herz regierte . . . Ich habe während meiner ganzen Kindheit das Strohgeflecht der Stühle mit genau demselben Geist

und demselben Herzen ausbessern sehen, und mit derselben Hand, mit der dies Volk seine Dome aus dem Stein geschniften hafte. Ein Handwerker meiner Zeit war ein Handwerker jeder beliebigen christlichen Zeit. Und sicher vielleicht jeder beliebigen antiken Zeit. Ein Handwerker von heute ist kein Handwerker mehr.» In einem Rückblick auf seine Jugend hat Péguy von seiner bäuerlichen Herkunft gesprochen. »Die zähen Ahnen, die Bauern, die Rebleute, die alten Männer von Vennecy und Saint-Jean-de-Braye, und von Chécy und von Bou und von Mardié, die geduldigen Ahnen, die von den Bäumen und Sträuchern des Waldes von Orléans und von den Sandbänken der Loire soviele Morgen guten Reblandes eroberten, haben nicht lange gebraucht um von der bürgerlichen Welt, von der bürgerlichen Gesellschaft ihren unwürdigen Enkel, der das Wasser in Flaschen trinkt, zurückzuerobern. Die Ahnen mit dem geschickten Fuß, die Männer knotig wie Weinstöcke, zusammengerollt wie die Ranken der Weinrebe, dünn wie das Rebholz und die wie das Rebholz wieder Asche geworden sind. Und die Frauen am Waschfaß, die Frauen, die die großen geschwellten Wäscheballen auf Schiebkarren rollten, die Frauen, die die Wäsche am Flusse wuschen. Meine Großmufter, die die Kühe hütete, die nicht lesen und schreiben konnte, der ich alles verdanke . . . Vierzig Jahre sind vergangen . . Vierzig Jahre ist ein schreckliches Alter. Denn es täuscht uns nicht mehr. Vierzig Jahre ist ein unerbiftliches Alter. Denn es läßt sich nicht mehr täuschen. Es macht uns nichts mehr vor. Es ist das Alter wo wir werden, was wir sind. Und was bin ich . . ., um das zu wissen, braucht man mich nur zu sehen, nur einen Augenblick anzusehen. Ein Kind würde es herausbekommen . . . In mir, um mich, unter mir, ohne mich um meine Meinung zu fragen, kommt alles überein, um aus mir einen Bauer aus dem Loiretal zu machen, einen Holzfäller aus dem Wald von Orléans,

einen Winzer von den sandigen Hängen der Loire. Schon weiß ich nicht mehr zu reden, nicht einmal mehr mich zu bewegen in den wenigen befreundeten Salons, in die ich manchmal ging. Ich habe mich nie in einen Lehnstuhl zu setzen gewußt, nicht weil ich die Wollust fürchtete, sondern weil ich nicht kann. Ich bin ganz steif darin. Was ich brauche, ist ein Stuhl oder ein guter Schemel«.

Péguy besuchte zuerst die Volksschule in Orléans. Ein Lehrer, der sich für den aufgeweckten Jungen interessierte, verschaffte ihm eine Freistelle im Lyceum: »Il faut qu'il fasse du latin«. »Was für mich dieser Eintrift in diese Sexta an Ostern war, das Erstaunen, die Neuheit vor rosa, rosae, das Sich-Eröffnen einer ganzen Welt, einer andern Welt, einer ganzen neuen Welt, davon wäre zu sagen ... Der Grammatiker, der ein erstes Mal die lateinische Grammatik bei der Deklination rosa, rosae aufschlug, hat nie gewußt, auf welche Blumenbeete er die Seele des Kindes führte«.

Von Orléans kam Péguy nach Paris auf das Lyceum Lakanal (1891—92). Dann diente er sein Jahr in Orléans ab. Auf der Ecole Normale wurde dann zum entscheidenden Erlebnis die Lehre Bergsons und die Bekanntschaft mit Romain Rolland.

Aber ein stilles akademisches Dasein war nicht seine Sache. »Damals — erzählt Halévy — bildete sich in Frankreich die sozialistische Partei, beflügelt von der jungen Beredsamkeit Jaurès', geweiht durch den Heroismus einiger großer Streiks. Péguy erkennt sein Blut und seine Pflicht: er trift ein, er handelt. Sein Kamerad Durel zeigt ihn uns, wie er damals war: Es war ein kleiner Mensch, mit viereckigen Schultern, in einen zu kurzen Rock gezwängt, ungeheure eisenbeschlägene Schuhe an den Füßen, einen engen weichen Hut auf dem Kopf, ein helles Bauerngesicht, in dem zwei blitzende Augen strahlten ... »Ich brauche Geld für den Streik

von . .« sagte Péguy. Es war immer irgendwo ein Streik, und immer brauchte Péguy Geld. Er ging von Gruppe zu Gruppe, jeder leerte seine dünne Schülerbörse, und Péguy ging fort, mit eiligem Schrift, immer besorgt, immer aufrichtig. Es war unmöglich, Péguy Geld abzuschlagen: man kam gar nicht auf den Gedanken; er brauchte nur die Hand auszustrecken, damit sich gleich die Taschen leerten«. Was für Péguy der Sozialismus bedeutete, hat er rückblickend so ausgedrückt: »Durch die Wiederherstellung der industriellen Sitten, durch die Sanierung der industriellen Werkstätte hofften wir nichts geringeres zu erreichen, als das zeitliche Heil der Menschheit. Nur die werden darüber spotten, die nicht sehen wollen, daß das Christentum selbst, das die Religion des ewigen Heils ist, von diesem Schmutz besudelt ist, von dem Schmutz der schlechten ökonomischen und industriellen Sitten, daß es selbst nicht davon loskommen, sich nicht davon befreien wird außer durch eine ökonomische, industrielle Revolution; daß es überhaupt keinen besser gemachten, besser eingerichteten, besser ausgestatteten Ort der Verdammnis gibt . . als die moderne Werkstätte«. »Man kann es nicht zu oft wieder sagen. Alles Übel ist von der Bourgeoisie gekommen. Die ganze Abirrung, das ganze Verbrechen. Die kapitalistische Bourgeoisie hat das Volk infiziert. Und sie hat es ausgerechnet mit bürgerlich-kapitalistischem Geiste infiziert«. Gleichzeitig schrieb Péguy sein erstes Drama, Jeanne d'Arc. Die Gestalt der Jeanne d'Arc ist von da ab seine stete Begleiterin gewesen. Jenes erste Jeanne d'Arc-Drama wurde aus freiwilligen Beiträgen gedruckt und erschien im Dezember 1897. Die lange Widmung schloß: »À toutes celles et à tous ceux qui auront vécu leur vie humaine, à toutes celles et à tous ceux qui seront morts de leur mort humaine pour l'établissement de la République socialiste universelle, ce poème est dédié. Prenne à présent sa part de la dédicace qui voudra.«

Im selben Monat brach die Dreyfusaffäre auf. Péguy stürzt sich in den Kampf. »Er verläßt die Schule ohne Diplom, er baut auf seine eigene Kraft, auf seinen Mut. Und er hat keine Angst, denn er nimmt, und nicht leichter Hand, die schwerste Verantwortung auf sich: er gründet eine Familie, er nimmt sich eine Frau, er wird Vater«. Aber er ist nicht zum Parteimann geschaffen. Die Phrasenherrschaft, die Gedankentyrannei des offiziellen Sozialismus stoßen ihn ab. Es war ein Mißverständnis, daß er geglaubt hatte, er gehöre da hinein. Er muß sich seinen eigenen Wirkungskreis, seine eigene geistige Gemeinschaft schaffen. Er gründet die Cahiers de la Quinzaine. Er muß ganz auf sich selbst stehen. Unbeirrliche Rechtlichkeit, unbedingte Treue gegen die innere Stimme sind seine Leitsterne. Das unmöglichste sind ihm Kompromisse. Wenn die Partei eine Wendung macht, die er nicht gutheißen kann, sagt er sich los. Er kündigt dem Sozialismus die Gefolgschaft, er kündigt Jaurès die Gefolgschaft, als er sieht, daß Jaurès sich auf die abschüssige Bahn des Demagogentums und der atheistischen Propaganda begibt. Péguys Stellung zur Dreyfusaffäre läßt seine eigentümliche Geschichtsmetaphysik erkennen: »Der Dreyfusismus, die Mystik, der Mysticismus der Dreyfusaffäre war ein Kulminieren, ein sich im Kulminationspunkt durchschneiden von wenigstens drei Mysticismen: dem jüdischen, dem christlichen, dem französischen. Und . . diese drei Mysticismen zerrissen sich dabei nicht, verwundeten sich nicht, sondern wirkten vielmehr zusammen durch ein Zusammentreffen, durch ein Sich-Schneiden, das vielleicht einzig in der Weltgeschichte war. Aber der Dreyfusismus, der ein System absoluter Freiheit, absoluter Wahrheit, absoluter Gerechtigkeit und einer tiefen geistigen Ordnung war, ist unter dem Namen Combismus und Jaurèssismus ein System des Zwangs und der Staatsraison geworden, ein System der politischen Lüge, ein System der Günst-

lingswirtschaft, der Bedrückung, der Ungerechtigkeit; auch ein System der Korruption, und ein System des Betrugs und ein System der Schmach. Der Sozialismus, der ein ökonomisches System der gesunden und gerechten Organisation der sozialen Arbeit war, ist unter dem Namen Jaurèssismus und unter dem das gleiche bedeutenden und eng mit ihm verbundenen Namen Sabotage ein System der Desorganisierung der sozialen Arbeit und außerdem und darüber hinaus eine Aufreizung der Bourgeois-Instinkte in der Arbeiterwelt geworden, eine Dressur, die aus den Arbeitern schmutzige Bourgeois machen will. Dagegen haben sie den Staat, die Staatsregierung, die Beamtenregierung, die Universitätsregierung, und eine Art geistige und zeitliche Regierung der Geister mit einer Art anarchischen Giftstoffs und der Neigung zu einer gewissen Unordnung infiziert«. Als die, die für Dreyfus gekämpft haben — und für Dreyfus kämpfen, das hieß für die Gerechtigkeit kämpfen — als die nach dem Sieg ihrer Sache die Macht in die Hand bekamen, als sie die Stellen im Staate verteilten und aus Idealisten Opportunisten wurden, erlebte Péguy die große Enttäuschung seines Lebens. Aber er hat seine Cahiers, er wird in ihnen alles sagen, was ihm keine Partei auszusprechen erlauben würde.

Im Februar 1900 erscheint das erste Heft. Es ist eine merkwürdige Zeitschrift. Jeden zweiten Sonntag erscheint ein Heft. Jedes bildet ein ganzes für sich, besteht aus einem einzigen Beitrag. Viele schreibt Péguy selbst, viele seine Freunde. Und er kann stolz sein auf seine Freunde: Romain Rolland, Halévy, die Brüder Tharaud, Suarès, Benda, Schlumberger, Spire liefern Beiträge. »Zwischen all diesen Mitarbeitern — sagt Porché — die von Herkunft, von Bildung, von Streben so verschieden sind, bestand und besteht ein inniges Band, das sie untereinander verknüpft, und das sie alle mit dem Gründer des Werkes verknüpft.

Dieses Band ist eine absolute intellektuelle Rechtlichkeit. Die Cahiers entstanden, gleich nach dem Ausgang der Dreyfusaffäre, aus dem gebieterischen Bedürfnis, in allen Ordnungen des Denkens eben der Wahrheit zum Triumph zu verhelfen, für die man in der Ordnung der Gerechtigkeit und des Rechts gekämpft hatte. Das sagen, was ist, nichts mehr; das sagen, was man weiß, und nichts mehr. Die Lüge in all ihren Formen verfolgen; die politische Lüge und die literarische Lüge, das falsche Ästhetentum und die Demagogie. Sich in dieser Jagd durch keine Rücksicht auf Karriere hemmen lassen, durch keine Rücksicht gegen Personen, durch kein Vorurteil jenes Respekts der ein Einverständnis und ein Mitschuldigwerden bedeutet. Sein Handwerk gut ausüben, in die intellektuelle Arbeit die Freude am schönen Werkstück überführen, die Anständigkeit, die Gewissenhaftigkeit der alten Handarbeiter. Alles wieder von Grund auf lernen, wenn nötig, jeder für sich und doch alle zusammen seine Lehrjahre wieder durchmachen; die einen senden von Finnland oder Kischinew nicht etwa sensationelle Reporternachrichten, sondern exakte authentische Informationen, die anderen wenden auf die Probleme des Tages dieselben Methoden der christlichen Gesinnung an; die Romanschriftsteller endlich und die Dichter streben nach einer uneigennützigen Kunst, nach einer geläuterten Form, die sich dem Leben näher anschmiege, nach der Wahrheit endlich und immer. Das war, scheint mir, der Wille, der uns um Péguy vereinte, ich will nicht sagen wie um einen Führer (denn er verlangte von keinem von uns, daß er abdanke), sondern wie um einen großen Bruder.«

Über die ursprüngliche Absicht, die Péguy mit den Cahiers verfolgte, sagt Johannet: »Er hatte für seine Zeitschrift keinerlei literarischen Ehrgeiz. Er sah in ihr ein Werkzeug der Propaganda, eine Waffe für den guten Kampf . . . Er sah

in den Cahiers die Möglichkeit, zu sagen, was er dachte, auf die Zeitungs- und Zeitschriftenartikel hinzuweisen, auf die Bücher, die den Kämpfenden nützlich sein könnten: kurz die Cahiers sollten Sammelhefte von Zeitungsausschnitten und Belegen sein, gespickt mit persönlichen Bemerkungen, der Ort der Unabhängigkeit, das Asyl der Empörungen, das Arsenal der reinen Revolution. Sie waren ungefähr das bis 1902 . . . Als die Cahiers zur Welt kamen, gelangten die Dreyfusards zur Macht: das Ministerium Waldeck-Rousseau datierte vom 22. Juni 1899 und sollte erst am 3. Juni 1902 zu Ende gehen. Péguy und seine Freunde gehörten also zur aufsteigenden Macht. Würden sie daraus Nutzen ziehen? Würden sie sich vor allem am Combismus (7. Juni 1902 bis 18. Januar 1905) beteiligen? Es hat ihren Ruhm ausgemacht, daß sie ihn bekämpften . . . Diese Haltung der Cahiers mußte den Haß wie eine Staubwolke um sie aufwirbeln . . Der Krieg war erklärt. Man wollte Charles Péguys Haut . . . Lawinenartig häuften sich die Abonnementskündigungen . . . Im Oktober 1901 ließen sich die Cahiers da nieder wo sie noch sind, 8 rue de la Sarbonne im Erdgeschoß. Aus Sparsamkeit teilten sie ihr enges Lokal, das 1500 Fr. Miete kostete, mit drei anderen Zeitschriften.« Die Cahiers mußten hart um ihre Existenz ringen. Im Mai 1902 mußte eine Anleihe aufgenommen werden. »Artikel 1. — Die Anteile (es waren 200 zu 10 Franken) werden keinen Zins tragen. — Artikel 2. — Sie werden nicht rückzahlbar sein.« Die Cahiers hielten durch, mühevoll, aber sie hielten durch. Péguys revolutionäre Glut dämpfte sich allmählich. Die Gemeinheiten des politischen Lebens widerten ihn an. Die Cahiers wandelten sich. Aus den dünnen ganz auf aktuelle Polemik berechneten Heften wurden Bücher, die über die Tagesfragen hinauswiesen. »Die Cahiers wurden, ohne daran gedacht zu haben, eine literarische Veröffentlichung ersten Ranges. Das große Publikum wurde darauf aufmerksam, als Anfang 1903 der Beethoven Romain

Rollands erschien. Aber schon 1902 hatten die Cahiers den Roman der Brüder Tharaud »Dingley, l'illustre écrivain« gebracht. Und 1904 begannen sie Jean Christophe zu veröffentlichen, 1905 erschien La Tragédie d'Electre et d'Oreste von Suarès.

Aber mit dem Jahre 1905 begann eine neue Ära der Cahiers. »Frankreich« — so schrieb Johannet 1914 — »trat damals in die Krise ein, aus der es noch nicht herausgekommen ist . . . Wilhelm II. ist nach Tanger gegangen und am 6. Juni hat Delcassé demissioniert . . . Péguy, der Leutnant Péguy erbebt . . . Frankreich unter dem Absatz »eines fremden Militärkaisers«! Péguy wird wieder das, was er, wie er jetzt entdeckt, immer war: Nationalist, Traditionalist, Christ. Schlag auf Schlag, in einer fiebernden Hast die verlorene Zeit wieder einzuholen, veröffentlicht er am 22. Oktober, 17. Dezember und 31. Dezember 1905 »Notre Patrie« (womit er »Leur patrie« des »Verräters« Gustave Hervé beantwortet) die Suppliants parallèles, Louis de Gonzague, drei Plädoyers für den Patriotismus, den Klassizismus, die Tradition . . . Diese dritte Periode der Cahiers ist also zunächst eine Periode der Liquidation und der Neueinstellung. Sie ist ferner eine Periode des Aufbaus. Es hat sich wirklich 1905 etwas endgültiges vollzogen, das es zu vollenden gilt. Es wird das eigentliche Werk Péguys sein. Er veröffentlicht 1909 das Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc«. Es folgen andere Mysterien, die sich zu einem großen Cyklus zusammenschließen sollen.«

Es war nötig, die Beziehungen zwischen Péguys Entwicklung, den Cahiers und der Zeitgeschichte in den äußersten Umrissen anzudeuten. Denn es charakterisiert Péguy, wie er in der französischen Öffentlichkeit, in den französischen Kulturkämpfen, in steter Wirkung und Gegenwirkung seinen Weg findet. Später wird noch darauf zurückzukommen sein. Was uns aber an der Gründung und Geschichte der Cahiers das wichtigste ist, das ist die Beziehung des Gründers zu

den Lesern und zu den Mitarbeitern, das ist der eigentliche seelische Gehalt, der sich in dieser Arbeit und Lebensgemeinschaft entwickelte. Einige Äußerungen von Péguy über die Cahiers mögen ihn veranschaulichen. »Ich war wirklich ziemlich lächerlich, als das erste Heft der ersten Reihe erschien Ohne einen Sou, krank, verraten, verlassen von allen Seiten unternahm ich es, gleichzeitig gegen alle Strömungen der niedrigen politischen Demagogie anzukämpfen, die überall wie schmutzige Gewässer hervorbrachen, um den Dreyfusismus zu verunreinigen, um aus der Dreyfusaffäre Nutzen zu ziehen.« »Meine Lage gegenüber den Cahiers ist gekennzeichnet durch völlige Geradheit und große Einfachheit. Als Schriftsteller in den Cahiers, als Mitarbeiter der Cahiers, für meine Werke und meine Artikel beanspruche ich jene vollkommene geistige und zeitliche Freiheit, die ich allen unsern Mitarbeitern sichere . . Nicht nur will ich nicht die Cahiers in meine eigenen Streitigkeiten hineinziehen und auch nicht in das was mehr als Streitigkeiten ist, sondern ich will sie nicht einmal hineinziehen in die Vertiefung meines religiösen Seins, zu der ich offensichtlich seit mehreren Jahren mit steigender Strenge schreite«. »Die Gründung der Cahiers . . und das Leben der Cahiers seit zwölf Jahren wird durch eine Disziplin geregelt, wird durch eine Ordnung regiert, die jedermann immer beobachtet hat, die niemals aufgehört hat, von allen Seiten beachtet zu werden. Es ist ein Haus, das ich verwalte. Es ist nicht ein Staat, den ich regiere. So sind die Sitten der Freiheit.«

»Unsere Hefte haben sich allmählich gebildet als gemeinsames Band aller derer, die nicht mogeln. Wir sind hier Katholiken, die nicht mogeln; Protestanten, die nicht mogeln; Juden, die nicht mogeln; Freidenker, die nicht mogeln«. »Die Abonnenten dieser Zeitschrift, selbst heute, nach mehr als zwölf Jahren des Sterbens, unter jährlichen Erneuerungen setzen sich heute noch zu zweidritteln zusammen aus alten

Dreyfuskämpfern, aus neuen Dreyfuskämpfern, aus ewigen Dreyfuskämpfern, aus verstockten Dreyfuskämpfern, aus mystischen Dreyfuskämpfern, aus Männern von Herz, aus kleinen Leuten, die meistens unbekannt sind, meistens arm, einige sehr arm, sozusagen notleidend, die zweimal ihre Karriere geopfert haben, ihre Zukunft, ihre Existenz und ihr Brot: ein erstes Mal um gegen ihre Feinde zu kämpfen, ein zweites Mal um gegen ihre Freunde zu kämpfen«. Als die Cahiers einmal wieder mit Schwierigkeiten zu ringen hatten, schrieb Péguy ein Heft À nos amis, à nos abonnés. Es begann: »Ich kann nicht verschweigen, und wir können nicht länger verbergen, was seit dem Beginn dieser Serie alle die von unseren Freunden wissen, die manchmal in das Büro der Cahiers kommen: daß ich sehr ernsthaft krank gewesen bin, und daß diese Krankheit die Existenz der Hefte selbst gefährdet hat. Von meiner Existenz spreche ich nicht. Ich hatte das, was man die Ferien nennt, darauf verwendet, die zehnte Serie vorzubereiten, wie ich alle Ferien eine Serie vorbereite, und außerdem die Fertigstellung unseres Polyeucte, als ich beinahe jäh am 10. September zusammenbrach. Ich mußte das Bett hüten während vier Wochen, und ungeheilt mußte ich aus dem Bett und aus dem Haus springen, um der drohenden Woge des Semesterbeginns mich entgegenzustellen. Ich habe mich vorläufig und für diesmal gesund gemacht und geheilt bei der Arbeit und durch viele Arbeit. Aber man darf das Schicksal nicht versuchen. Ich muß noch sagen, wir müssen hinzufügen, daß diese Krankheit doch nichts unvorhergesehenes hatte, da sie mich morgen wieder befallen kann, daß sie, wenn ich so sagen kann, ganz natürlich war, daß sie nur die unvermeidliche Folge von fünfzehn Jahren Überarbeitung und Sorgen war . . und, ich muß das Wort aussprechen, von Geldsorgen.« Im selben Heft dann ein Rückblick. »Beglückwünschen wir uns nicht. Die Welt ist gegen uns. Und man kann heute nicht mehr wissen, für wie

viele Jahre noch. Alles, was wir hochgehalten haben, alles, was wir verteidigt haben, die Sitten und die Gesetze, der Ernst und die Strenge, die Grundsätze und die Ideen, die Realitäten und die schöne Sprache, die Sauberkeit, die Rechtlichkeit der Sprache, die Rechtlichkeit des Denkens, die Gerechtigkeit und die Harmonie, die Richtigkeit, eine gewisse Haltung, die Denkklarheit und das gute Französisch, die Revolution und unser alter Sozialismus, die Wahrheit, das Recht, das schlichte Einverständnis, die gute Arbeit, das schöne Handwerk, alles was wir hochgehalten haben, alles was wir verteidigt haben, weicht von Tag zu Tag zurück vor einem wachsenden Barbarentum, vor einer wachsenden Unkultur, vor dem Umsichgreifen der politischen und der sozialen Korruption«. »Wir haben allmählich, ohne jemanden irgendwie zu binden, eine Gesellschaft aufgebaut, die von unbestreitbar neuer Art ist, eine Art Herd, eine von Natur durch jede Freiheit freie Gesellschaft, eine Art von geistiger Familie, ohne daß wir es absichtlich getan hätten: keineswegs eine Gruppe, wie sie sagen: dieses grausige Ding: sondern buchstäblich das Schönste, was es je in der Welt gegeben hat: eine Freundschaft: und eine Polis.« In seiner Arbeit für die Cahiers, durch seine Arbeit ist Péguys Persönlichkeit erstarkt. »Ich leugne nicht — sagt er — ich will nicht vergessen, was ich alles für meine Arbeit, für mein bischen Philosophie dieser Prüfung, dieser Erfahrung von fünfzehn Jahren verdanke. Ich habe dabei gelernt, was man nicht in den Schulen und in den Versammlungen lernt. Ich weiß heute, und zwar auf die einzige Art, auf die man es wissen kann, durch eine wirkliche und freiwillige Erfahrung, durch eine harte und grausame Prüfung, und eine lange, was die Generalunkosten und die Kosten der ersten Einrichtung sind, alles was ein Budget ist, nicht nur das Budget einer Familie, die wirklich von produktiver Arbeit lebt; . . sondern das Budget eines Werkes, einer Unternehmung, eines Geschäfts-

hauses . . . ich weiß mit einem Wort, was ein wirtschaftlicher, industrieller und kommerzieller Organismus ist. Ich habe auch gelernt, ich weiß, was Freundschaft ist, diese wirtschaftliche Macht. Ich habe erkannt mit einer Erkenntnis, mit einer Prüfung, mit einer Erfahrung, die einzig und unvertauschbar sind, was die Treue ist, und die Untreue andrerseits, ich habe erkannt die Beständigkeit und habe erkannt die Unbeständigkeit. Ich habe sehr viel die Undankbarkeit gekannt. Ich habe die Kameradenwirtschaft gekannt, diese schlimmste aller Erbärmlichkeiten . . . ich habe die Freundschaften und die Feindschaften gekannt, die Liebe und den Haß, das abgekartete Schweigen, den Boykott, das lautlose Erwürgen, das heisere Erwürgen, den Laienindex, die schweigsame Einschließung, den wirtschaftlichen Krieg, die Blockade, und schon von je her und immer die Belagerung«.

Von dem Milieu der Cahiers gibt Arnauld folgendes Bild. »Auf die rue de la Sorbonne öffnet sich ein enger Laden; im Schaufenster sieht man einige Cahiers: den Dingley der Brüder Tharaud (Goncourtpreis), und den Jean-Christophe Romain Rollands (auch preisgekrönt, von der Vie heureuse). Man tritt ein durch einen kleinen Gang, den ein eiserner Ofen versperrt. Der Laden, der gleichzeitig Geschäftszimmer, Redaktionszimmer, Festraum ist, ist bis zur Decke mit Heften tapeziert, und mißt glaube ich zwei Meter auf zwei; kann sein ein Viertel mehr, für den Tisch des Sekretärs. An den Donnerstagen hat man zu zwölfen drin Platz, wenn Péguy seine Freunde empfängt, die die Freunde der Cahiers sind. Es sind nicht immer dieselben; aber immer hebt sich von ihnen, über ihnen, die fast alle jung sind, der weiße Bart von Monsieur Georges Sorel ab. Er präsidiert nicht, er plaudert; seine abrupten und einfachen Urteile, die auf komplizierte Gründe gestützt sind, lassen die Unterhaltung nie ermatten. Auch Péguy

selbst spricht, aber öfter hört er zu: er ist einfach, er ist herzlich, er ist zerstreut: er gehört allen, er gehört keinem: er verweigert keiner Sache seine Aufmerksamkeit, aber jede Sache führt ihn zu den Cahiers zurück. Seine wöchentliche Ruhepause kann ihn nicht die letzte Bilanz vergessen machen, die nächste Serie, den Redakteur, den er sich zu gewinnen gelobt hat, den Satzspiegel, den er tadellos haben will, die Korrekturbogen, in die sich kein Fehler einschleichen darf. In der Nacht wird er vom Schmutztitel träumen, von den Vorsatzblättern, und vom Umschlag, und vom Inhaltsverzeichnis, und vom analytischen Katalog. Die Cahiers lenken den Lauf seiner Gedanken und die Ordnung seiner Gefühle. Jede Abonnementskündigung bedeutet für ihn einen Boykott; ein Abonnement bedeutet für ihn einen Adelsbrief. — Und wirklich ist die Abonnentenliste der Cahiers eine vornehme. Und sie ist um so vornehmer, je kürzer sie ist. Sie könnte sich verdoppeln, sich verdreifachen, könnte Péguy eine weniger prekäre Zukunft garantieren, und doch noch lauter sehr auserlene Namen enthalten. Diese vornehmen Abonnenten lassen sich übrigens nichts weiß machen. Nie finden sich zwei oder drei zusammen, ohne die im Erscheinen begriffene Serie zu kritisieren, und besonders das letzte Heft; ohne über das Werk zu spotten, das sie erhalten, und von dem sie um nichts in der Welt desertieren würden. Aber im Grunde wissen sie ganz gut, welche moralische Macht es darstellt, und welche geheime werbende und sammelnde Kraft ihm innewohnt. Wenn die Cahiers nicht existierten, hätten diese Lebensbeschreibung Beethovens und Michelangelos, dieser Swift, dieser Gobineau, dieser Ibsen, dieser Pascal anderswo erscheinen können: ebenso dieser Roman von Romain Rolland; diese Novellen von Moselly, von Pierre Mille und von Pierre Hamp; vielleicht sogar (aber das ist nicht so sicher) diese zahlreichen und unabhängigen Berichte

aus Armenien, Rußland, Finnland oder Polen. Aber dann wären alle diese Schriften halb verloren gewesen in der laufenden Produktion, sie wären nicht vor dieselben Augen gekommen, sie hätten sich nicht gegenseitig beleuchten und ergänzen können, sie hätten nicht durch ihre Zusammengehörigkeit eine Gesamtrichtung ahnen lassen, ja sogar fast eine Lehre — sie hätten nicht eine gemeinsame Seele aus sich erzeugen können. Wenn die Cahiers nicht existierten, wäre jene dokumentarische Studie über die Délation aux droits de l'homme nicht mehr ein historisches Zeugnis, sondern eine Parteipolemik. Endlich, wenn die Cahiers nicht existierten — die Cahiers de la Quinzaine — dann hätten wir die Cahiers nicht, — die Cahiers von Péguy selbst, die den anderen nicht ähnlich sehen, die überhaupt mit nichts zu vergleichen sind, was es in irgend einer Sprache gibt: diese Cahiers, die lebendige Monologe sind, in denen er, jedesmal wenn er Zeit dazu hat, und wir finden nur zu selten, in augenscheinlicher Unordnung seine Humore und seinen Humor, seine Enttäuschungen und seine Entzückungen, seine Phantasie und seine Philosophie ergießt«.

Was bedeutet Péguy als Schriftsteller? In welche Ordnung der geistigen Menschen gehört er? Diese Fragen sind unausweichlich: und sie sind schwer zu beantworten, denn die Seinsform, die Péguy verwirklicht hat, hat er selbst neu geschaffen. Kein Präzedenzfall, keine geschichtliche Analogie bieten sich dar, um sie an Bekanntes anzuknüpfen.

Péguy als Dichter ist eine Sache für sich. Zwar lebt auch in den Mysterien und den anderen dichterischen Werken die starke Persönlichkeit, der reine Charakter, der Glaube Péguys. Aber all diese Eigenschaften des Menschen genügen nicht, wo die unersetzbare Kraft des Künstlers fehlt: die Kraft des Gestaltens, des Bauens, des Ballens. Die Weihe des Heiligen, den Schauer des Göttlichen ballt Claudel in einen Satz, eine Szene. Péguy verdampft sein

Gefühl in zehn oder hundert oder dreihundert Seiten. Nie geht es ganz ins Wort ein. Deshalb muß er wiederholen, endlos wiederholen, ermüdend wiederholen. Péguys Dichtungen sind alles was man will, nur keine Kunst. Gide vergleicht sie mit der Wüste, lobt die Unermeßlichkeit und Erhabenheit der Wüste und liebt die Wüste, wenn er der Gärten müde ist. Das ist bei Gide nur eine Umschreibung dafür, daß die Dichtungen Péguys in einen anderen Bereich gehören als in den der Kunst. Das Versagen im Schöpferischen ist Péguys Schicksal, wie es das von Suarès ist. Man kann aber Péguy als Dichter ablehnen und dabei doch in dem Prosaiker Péguy etwas eigentümliches, unvergleichbares und unersetzbares verwirklicht finden. Péguy ist nicht ein Mensch, der neue Werte in die Welt bringt, er ist nicht schöpferischer Künstler. Aber er ist ein Mensch, der ein tiefes, nicht erdachtes, sondern erschautes Wissen um Grundverhältnisse des Seins und des Geschehens, des Menschen und der Geschichte hat. Er ist also ein Mensch mit einem angeborenen Wissen von metaphysischen Gesetzlichkeiten, von der Architektonik der Welt, von den Reichen des Seins und von den Ebenen der Reiche. Er besitzt die geistige Schau. Dieser wissende und schauende Mensch ist aber nun zugleich ein wollender und handelnder Mensch. Was ihn auszeichnet ist das sich Durchkreuzen von Wissen und Tun, von Metaphysik und Politik. Daher kommt es, daß er sein Wissen nie in der Form systematischer abstrakter Darstellung, auch nicht in der Form konkreter künstlerischer Gebilde ausspricht, sondern in einer kritischen und polemischen Betrachtung der Zeitgeschichte. Die Zeitgeschichte, der Fall Jaurès, der Fall Dreyfus, der Fall Combes, der Fall Lavisse, die neuen angeblich exakten Methoden der Sorbonne, der Pacifismus, die Marokkokrise: das (und ich habe nur das Wichtigste aufgezählt) sind ihm ebensoviele Anlässe, um von den ewigen Gesetzen zu zeugen, um das lebendige Wertbewußtsein,

das er aus der Tradition geschöpft hat, an den Krisen des Tages zu demonstrieren und es gegen die Forderungen eines verflachten Zeitgeistes zur Geltung zu bringen. Er ist der Bewahrer des französischen (und überfranzösischen) Kulturbewußtseins, der Bewahrer der christlichen, der antiken, der menschlichen Maßstäbe. Er selbst ordnet sich in die Reihe der französischen Chronisten ein. Er will Zeugnis ablegen für Frankreichs tiefes Wesen, wie Joinville Zeugnis abgelegt hat für die heroische Heiligengestalt König Ludwigs des Kreuzfahrers. »Ich will mich einreihen, in dem Rang den ich erreichen kann, in das große, das hohe Geschlecht unsrer Chronisten und unsrer Zeugen. Es handelt sich nicht darum zu wissen was wir wert sind — wir sind alle wenig wert — sondern es handelt sich darum zu wissen, was wir sind. Und was wir tun. Es handelt sich um unsre Anhänglichkeit und Treue gegenüber unsern großen Vorbildern. Es handelt sich nur darum, was wir aus ihnen machen. Es handelt sich nur um das Abbild, um die Geschichte, um die Darstellung, die uns von ihnen zu geben gelingt«. »Es handelt sich, wenn ich so sagen darf, darum, ganz ruhig in der Zeit an unserm Teil ein geistiges Reich fortzusetzen, das niemals abgeschafft werden wird«. Péguy weiß, daß die Zeugen, die Chronisten der zweiten Ordnung der Geister angehören, daß die erste Ordnung aus denen besteht, die *sind*: und daß die Chronisten nicht sind, sondern nur darstellen. Aber er weiß auch, daß dies Amt eine hohe Verantwortung mit sich führt. »Ich bin der Chronist und will nur der Chronist sein. Aber ich verberge mir nicht, daß der Chronist und der Beruf des Chronisten sehr ernste Dinge sind. Und sehr große Dinge, in der zweiten Ordnung, in der Ordnung derer, die nicht sind, selbst sind, sondern die berichten, die erzählen, die zeugen von denen, die sind. Der Chronist ist der geschichtliche Zeuge. Der Zeuge des Seins und der Zeuge des Ge-

schehens . . .« Es ist dasselbe Bewußtsein von der relativ geringeren Würde des Berichterstatters gegenüber dem seienden schaffenden Menschen, das Péguy in seinem Hugobuch die Worte eingibt: »Ce que nous venons de faire, mes pauvres enfants, ce n'est jamais qu'une analyse«. Das Verantwortungsgefühl gegenüber seiner Aufgabe verläßt Péguy nie. »Ich mache mich nie an ein neues Werk ohne daß ich zitterte. Ich lebe im Zittern und Beben vor dem Schreiben. Und je weiter man kommt, glaube ich, desto mehr Angst hat man. Ich bewundre diese große Sicherheit unserer Intellektuellen. Alles was man getan hat, alles was man hinter sich hat . . ist hinter einem wie eine unendliche Ebene. Und alles was man noch zu tun hat, alles was man sieht, alles was man vor sich hat (mit Einschluß dessen, was man nie machen wird) liegt vor einem wie unermeßliche Berge, bildet vor einem unübersteigbare Berge. Alles was man gesagt hat ist wie nichts. Ein Wasser das versickert, eine Höhlung, ein Nichts in der hohlen Hand . . . Und man fühlt sich ganz klein. Man ist so klein vor der Wirklichkeit, ein so kleines Menschlein«.

Versuchen wir nun, die Grundzüge von Péguys metaphysischem Denken nachzuzeichnen. Es ist sehr viel Bergsonismus in Péguy. Der Begriff der durée réelle und der schöpferischen Entwicklung beherrschen Péguys Denken. Aber während Bergsons Philosophie einem Monismus des Lebens zuneigt, der sich über dem Gegensatz von Geist und Materie aufbaut, ist das tiefste Motiv Péguys eine in ihrem Dualismus ganz scharf ausgeprägte Zweiweltentheorie. Was bei Platon der Gegensatz zwischen der Welt des Seins und der Welt des Werdens ist, das ist bei Péguy der Gegensatz von Ewigkeit und Zeitlichkeit: l'éternel und le temporel (gleichbedeutend le spirituel et le charnel). Das ewige, das ist der Strom des wahrhaften geistigen Seins. Das zeitliche, das ist das raum- und zeit- und leibgebundene sublunare

Leben. Wenn aber im platonischen und neuplatonischen Idealismus die obere Seinswelt zugleich die eigentlich wirkliche Welt und die zeitliche Erdenwelt die unwirkliche oder jedenfalls weniger seinshaltige Welt ist, so ist bei Péguy die Beziehung zwischen Zweiweltentheorie und Wirklichkeit eine ganz andere. Wirklichkeit — und damit gelangt die im Eingang dieses Kapitels versuchte begriffliche Trennung zwischen Leben und wirklichem Leben, zwischen der »vie« Suarès' und der »réalité« Péguys, zu ihrer Ausweitung und Ergänzung — Wirklichkeit ist nur da, entsteht nur da, wo der Strom des Ewigen einschießt in die begrenzte und gesonderte Form des Zeitlichen. Das Ewige an sich ist nicht wirklich, und das Zeitliche an sich ist auch nicht wirklich. Nur wo das Ewige sich ins Zeitliche hineinschiebt, wo es sich ins Zeitliche einreiht, hineinsenkt, sich ins Zeitliche »inseriert«, um Péguys Ausdruck, der auch Bergsons Ausdruck ist, zu brauchen, nur da entsteht Wirklichkeit. Wirklichkeit ist: mit zeiträumlicher Bedingtheit belastetes Ewiges. Wirklichkeit ist da, wo mitten im Alltag, unter dem Alltag Ewiges aufleuchtet. Für einen Menschen, der vom Ewigen weiß, kann so ein gewöhnliches Ereignis, das sich scheinbar in nichts von tausend anderen alltäglichen Ereignissen unterscheidet, wirklich sein, weil es ihm Symbol ist für die Einsenkung des Ewigen ins Zeitliche, — und die tausend anderen Ereignisse sind ihm unwirklich. Für einen solchen Menschen sind alle Dinge des Lebens, seien es Parlamentsverhandlungen, neue Bücher, ein zufällig im Menschengewühl erhaschtes Wort, der im Gedächtnis auftauchende Vers eines Dichters, eine Preßfehde oder ein Besuch im Louvre — alle Dinge sind ihm leidenschaftlich wichtig, weil er in allem was er erfährt und geschehen sieht, genötigt ist, die eingewebten Fäden des Ewigen auszusondern.

Ich habe das Wort Zweiweltentheorie gebraucht. Es

war nötig, Péguys Sehart an einem der Philosophiegeschichte geläufigen technischen Ausdruck zu verdeutlichen. Aber nun ist nötig, alles konstruierte, verstandesmäßige, unlebendige, was im Wort Theorie anklingt, wieder auszuschalten. Die Zweiweltentheorie Péguys ist eben eine Sehart, eine ursprüngliche wesenhafte Schau und gehört also einer ganz anderen Ebene an als ein logisierendes Ordnen der Wirklichkeit. Wäre sie dies, so würde sie uns ganz gleichgültig sein, denn die dualistische Weltanschauung des philosophischen Idealtypus ist in so vielen technisch mehr oder minder gut gearbeiteten Mustern vorhanden, daß wichtigeres zu tun ist, als eine bisher noch nicht vertretene Spielart in das Herbarium einzukleben. Bei Péguy handelt es sich vielmehr darum, daß einer der ewigen Grundtypen der Weltschau sich wieder verwirklicht hat in einem Menschen von Fleisch und Blut, der ein großer Charakter und ein tapferer Streiter in den erbitterten Kulturkämpfen der Zeit gewesen ist, der Zeit, in der wir leben oder doch wenigstens leben sollten.

Das Verhältnis zwischen dem Ewigen, das er auch das Geistige oder Geistliche (spirituel) nennt, und dem Zeitlichen oder Fleischlichen (charnel) hat Péguy selbst so ausgesprochen. »Das ist die geheimnisvolle Unterjochung des Ewigen selbst unter das Zeitliche. Das ist recht eigentlich die Art wie sich das Ewige selbst dem Zeitlichen aufprägt, in das Zeitliche einzeichnet (l'inscription de l'éternel même dans le temporel). Man muß die ökonomischen Kosten, die sozialen Kosten, die industriellen Kosten, die zeitlichen Kosten tragen. Keiner kann sich dem entziehen, nicht einmal das Ewige, nicht einmal das Geistige, nicht einmal das innere Leben«. Es genügt also nicht, meint Péguy, Gesinnungen zu haben, wenn sie sich nicht in Tat umsetzen; es genügt nicht, das Wissen von der Wahrheit, von den ewigen Werten, von den göttlichen Gesetzen zu haben, wenn man nicht aus

diesem Wissen heraus den engen Bezirk, der einem zum Wirken angewiesen ist, in Mühe und Arbeit bebaut. »Das Zeitliche überwacht unablässig und befiehlt unablässig dem Geistigen. Das Geistige ist unablässig in das Feldbett des Geistigen gebettet«. »Das Zeitliche liefert den Stamm, und das Geistige, wenn es leben will, wenn es zeugen will, wenn es sich fortsetzen will, wenn es weiterwirken will, wenn es Blüten und Blätter ansetzen will, wenn es knospen und sprießen will, wenn es hervorbrechen und Frucht bringen will, das Geistige ist gezwungen, sich in jenen Stamm einzusenken. Die Macht liefert den Stamm und die Idee ist gezwungen, sich in ihn einzusenken«. »Jedes Ewige ist gehalten, ist daran gebunden, eine fleischliche Geburt, eine fleischliche Prägung (inscription charnelle) zu nehmen, jedes Geistige, jedes Ewige ist gehalten, eine Einsenkung, eine Einwurzelung, mehr als ein Einblühen (une infloraison) zu nehmen: eine Einfruchtung (placentation) .... Das Zeitliche ist der Erdboden und die Zeit, die Materie, der Humus, das Erdreich des Ewigen., Le temporel est la terre et le temps, la matière, le terroir, le terreau de l'éternel«. Das Pathos der Geschichte beruht darauf, daß alle geistigen Werte nur dann wirklich werden, wenn sie an einem zufälligen Ort, in einer zufälligen Zeit, von zufällig gerade da und damals vorhandenen Menschen so gut und so schlecht es geht in irdischen Stoff, in Wort und Stein und Staat verleibt werden. Das Pathos jedes Menschenlebens, das Pathos jedes neugeschenkten Tages beruht auf der Möglichkeit, in dieses einmalige Leben, in diesen nie wiederkehrenden Tag einen ewigen Gehalt hineinzuziehen. Bei den einzelnen Menschen, dem dieses Leben heute noch gehört, bei dem einzelnen Menschen, der zu diesem Tage noch erwacht ist, steht es, ob er diese Möglichkeit ergreifen oder vorbeigehen lassen will. Von diesem Gesichtspunkt aus fassen sich alle Probleme der Geschichte und der Ethik, alle Probleme

des nationalen und des individuellen Daseins zusammen in dem einen Wort: Verwirklichung.

Wer die Geschichte der Menschheit daraufhin betrachtet, wie, wann und wo sich in ihr das Ewige im Zeitlichen verleibt hat, der wird in den Ereignissen, den Helden und den Zeitwenden der Geschichte ebensoviele typische Fälle dieser Verleibung und Verwirklichung sehen. Sie werden sich ihm nach der Fülle ihres symbolischen Gehalts und nach der Schwingungsweite ihrer Wirkung in eine Stufenreihe ordnen. Die oberste Stufe wird der höchste denkbare Fall von Verwirklichung und Verleibung einnehmen: die Leibwerdung des Göttlichen im Zeitlichen: die Menschwerdung Gottes. Die Geschichtsphilosophie, die die Verwirklichung des Ewigen im Zeitlichen aufspürt, muß sich in der Glaubenswelt der Inkarnation krönen. Es war kein Umbiegen der Entwicklung, keine Umkehrung, keine Bekehrung, daß der revolutionäre Sozialist Péguy katholischer Christ wurde. »Es ist durch eine beständige Vertiefung unseres Herzens in derselben Richtung, es ist keineswegs durch eine Entwicklung, keineswegs durch ein sich Rückwärtswenden, daß wir den Weg der Christenheit gefunden haben. Wir haben sie nicht beim Zurückkommen gefunden, wir haben sie am Ende gefunden. Aus diesem Grunde, das soll man wissen auf der einen und der anderen Seite, bei den einen und bei den anderen, aus diesem Grunde werden wir nie ein Atom unserer Vergangenheit verleugnen«.

Die Hauptdogmen des Christentums sind nicht willkürliche imaginäre Gesetzesparagraphen, die so oder auch anders formuliert sein könnten. Sondern sie sind gedanklich-technische Abkürzungen für ebensoviele Realitäten des religiösen Lebens. Sie sind aus den Bedürfnissen der Praxis, des Unterrichts, des Gemeinschaftslebens hervorgegangene Behelfe, die auf jene Realitäten hindeuten und zu ihnen hinführen sollen. Edouard Le Roy, der katholische Modernist, der

Philosoph und Erklärer Bergsons, hat mit ausgebreiteter theologischer und historischer Gelehrsamkeit eine auf diesen Gedanken fußende neue Deutung der christlichen Dogmen gegeben. Es ergibt sich aus diesen Gedanken, daß es verschiedene Färbungen und Ausgestaltungen des Christentums gibt, je nachdem die dem einen oder die dem anderen Dogma zugrundeliegende religiöse Realität die beherrschende in einer Zeit, einer Kirche, einem Menschen ist. Und es läßt sich denken, daß das Christentum noch vor neuen Möglichkeiten steht, weil vielleicht noch nicht jedes Dogma den ganzen Gehalt der ihm zugrundeliegenden religiösen Erlebniswirklichkeit hergegeben hat. Nichts ist verschiedener als das Erlösungschristentum des Pietismus, das Rechtfertigungschristentum des Luthertums, das Weltfluchtchristentum des Mittelalters und das Inkarnationschristentum, das bisher vielleicht nur keimhaft und in Unterströmungen gelebt hat.

Wenn Claudels Katholizismus von den Gedanken der göttlichen Gerechtigkeit und der menschlichen Hingabe im Opfer des Lebens beherrscht erscheint, so hat der Katholizismus Péguys seinen Mittelpunkt in der Inkarnation. Neben gewissen Strömungen des Anglokatholizismus ist Péguys religiöse Welt diejenige, die in der Gegenwart das Inkarnationschristentum repräsentiert. Das katholische Inkarnationschristentum aber ist die moralfreiste, die übermoralische Form des Christentums. Gegenüber der verhängnisvollen protestantischen und puritanischen Verwechslung von Moral und religiösem Leben, von *εὐ ζῆν* und *ἀεὶ ζῆν*, bringt es den reinen Gehalt des religiösen Lebens als eines in Gott, aus Gott lebens wieder zum Durchbruch. »Die Moral ist von den Schwächlingen erfunden worden. Und das christliche Leben ist von Jesus Christus erfunden worden: la morale a été inventée par les malingres. Et la vie chrétienne a été inventée par Jésus-Christ«. Bezeichnend für die schriftstellerische Art Péguys ist es, daß er seine Philosophie der Inkarnation

an die Deutung von Victor Hugos Gedicht Booz endormi anknüpft. »Et homo factus est.« Die Heiden und die Juden betrachten gewöhnlich die Inkarnation nicht. Die Christen betrachten sie (weniger als sie es sollten, aber sie betrachten sie doch) nur als aus dem Ewigen kommend, aus dem Ewigen hervorgehend, ab aeterno . . . Es macht den einzigartigen Wert dieses Gedichts aus . . daß es vielleicht das einzige Mal ist, daß wir in so reiner Form einen heidnischen (und einen jüdischen) Blick von der Inkarnation haben, eine Inkarnation, die gesehen, gekommen ist aus der jüdischen Welt, aus der heidnischen Welt . . Die Inkarnation ist nur ein kulminierender Fall, mehr als ein hervorragender, ein oberster Fall, ein Grenzfall jener geheimnisvollen Einsenkung des Ewigen in das Zeitliche, des Geistigen in das Fleischliche, der der Angelpunkt jeder Weltschöpfung und jeder Menschenschöpfung ist, . . . die Artikulation von jeder Schöpfung, von jedem Menschen, . . . von Jesus, . . . von jedem Leben, von jedem menschlichen Leben, von jedem materiellen Leben, von jedem Leben dieser Welt«. »Die Christen betrachten diese große Geschichte . . vor allem wie eine Geschichte, die Jesus passiert ist . . . Die Ewigkeit ist zur Zeit gemacht worden, ist Zeit geworden . . Um das Gegenspiel zu haben, die Ansicht von der anderen Seite, die Gegenansicht sozusagen, um diese Geschichte sozusagen als eine Geschichte zu sehen, die der Welt passiert ist, der Welt, die Gott geboren hat, müßten wir das Gegenteil haben, müßten die Heiden und die Mystiker des ersten Gesetzes, die Juden von ihrer Seite die Inkarnation betrachten«.

Schon aus dieser letzten Äußerung geht hervor, daß der Katholik Péguy auch die außerchristlichen Formen des Religiösen anerkennt. Vielleicht muß gerade der christliche Religionsphilosoph das heidnische Religiöse verstehen, nachfühlen und würdigen können, nicht nur, weil jede Sonder-

form des Religiösen, wenn sie tief erfaßt wird, in den gemeinsamen Untergrund hinabreicht, aus dem die andern Formen des Religiösen aufblühen, sondern noch mehr darum, weil das christliche religiöse Gefühl aus der heidnischen Religionswelt hervorgewachsen ist, ja sie zum Teil fortsetzt. Im zeitgenössischen Frankreich hat auch Maurice Barrès, als er die religiösen Lebenskräfte der Rasse zu sammeln versuchte, den Wald- und Quellenkult der Gallier ebenso lebendig nachwirkend dargestellt wie das römische Christentum. Und er faßt beides zusammen, wenn er am Schluß der »Colline inspirée (1914) die Losung ausgibt: Tout le divin à la rescousse! So hat Péguy das bei einem Katholiken überraschende (und doch nur den oberflächlichen Betrachter überraschende) Wort gesprochen vom »religieux paien, qui est le plus profondément religieux«. Und er spürt im Leben des französischen Weinbauern die heidnisch-religiösen Kräfte auf: »Es wird dies Jahr keine Trauben geben. Aber sie laden einen ein zur Weinlese. Sie sprechen ganz im Ernst. Daran kann man sehen, was ein Ritus ist, liebe Soziologen. Sie laden einen auf rituelle Weise ein, es ist eine Ceremonie, wie sie einen so viele Male all die andern vorhergehenden Jahre eingeladen haben, genau so, wie sie einen noch unzählige kommende Jahre einladen werden. Daran sieht man, daß nicht, wie irgend ein grobschlächtig und alltäglich denkender Mensch meinen könnte, die Weinlese gemacht ist, um die Trauben zu schneiden, sondern daß im Gegenteil die Weinlese es ist, die eine Einrichtung, eine Ceremonie, eine rituelle, jährliche Ceremonie, ein Jahrestag ist, zu dessen Erfüllung die Trauben gemacht sind, diese Materie, und das Schneiden der Trauben . . . Zunächst hat man Weinlese zu halten. Erst dann wird man sehen, ob es etwas zu lesen gibt. Möchten die Christen einen gegenwärtigen Gott so feiern wie diese unverbesserlichen

Heiden von Bauern einen meist abwesenden Gott feiern, und durch Begehung und Festtage ehren«.

Und ist nicht das Heidnische der Unterbau der ganzen Christenheit? Péguy hat einen tiefen Sinn für die Tradition, die er aber viel weiter faßt als die kirchliche Lehre es tut. Wenn er römischer Christ ist, so weiß er sich damit als Erben des römischen Bauern, des römischen Soldaten, des römischen Bürgers. Vom Inkarnationsgedanken aus gewinnt Rom eine ganz spezifische Würde. »Es ist eines der größten mystischen Geheimnisse, diese Notwendigkeit Roms in der zeitlichen Bestimmung Gottes. Es war nötig, daß es das Gewölbe gäbe und das Imperium und die testudo und das vallum, damit die christliche Welt diese zeitliche Gestalt erhielte, die sie empfangen und bewahren sollte . . Es bedurfte des Präfekten, damit es den Bischof gäbe.« . . Dieses unglaubliche Bedürfnis nach dem Zeitlichen, das dem Geistigen gelassen worden ist, diese absolute Unfähigkeit des Geistigen ohne das Zeitliche auszukommen. Es war nötig, daß die antike Stadt die zeitliche Wiege der Gottesstadt würde, es war nötig, daß das Imperium die zeitliche Welt, die zeitliche Wiege der Christenheit würde«. »Der harte sabinische und albanische Ackerer, der Räuber und der Hirt, die diese Sprache schmiedeten, wußten nicht, für welchen Gott sie arbeiteten. Als sie via sagten, das was trägt, den Weg, für die Wagen. Als sie veritas sagten, die Wahrheit. Als sie vita sagten, das Leben. Als sie crux sagten, das Marterholz. Sie wußten es nicht. Sie glaubten Vertumnus und Pomona zu dienen, und jenen lateinischen Göttern, die bäuerlicher und vertrauter, erdhafter, dunkler und gartenmäßiger, kleiner und auch böser, verschlagener waren als die schönen jungen Männer, die die Griechengötter waren. Sie wußten nicht, daß sie dem Gott dienen würden, der kam, und daß Rom eines Tages römisch werden würde«. Der Lateiner Péguy hat das uralte Miß-

trauen des Lateiners gegen die Griechen, die Graeculi. »Das Wort Gottes ist geistvoller auf Griechisch, Platonischer. Und Philosophischer. Man mußte vielleicht darauf gefaßt sein. Aber auf Lateinisch ist es ewiger«.

Daß Rom der Welt und der Christenheit seinen Stempel aufgeprägt hat, das ist in letzter Linie das Werk des römischen Soldaten. »Die römische Legion ist es und der Soldat und endlich Cäsar ist es, der die Quantität der Welt bestimmt hat, auf der die lateinische Deklination getragen und die Konjugation und Nisus und Euryalus und der Abstieg zum Hades. Und außerdem haben sie die griechische Deklination getragen und die Konjugation, und diesen unermeßlichen Schatz. Und im Grunde haben sie zwar nicht die jüdische Deklination getragen und die Konjugation, wohl aber haben sie das Tabernakel getragen und den Gott Israels«. »Der Soldat mißt den Hof des zeitlichen Gefängnisses ab. Der Soldat mißt die Quantität zeitlichen Erdreichs ab, das dasselbe ist wie das geistliche Erdreich und das geistige Erdreich«. »Der schwerfällige Soldat hat die Erde abgemessen für das, was man so unzutreffend die virgilische Süßigkeit nennt und was eine abgrundtiefe Wehmut ist«. »Nicht nur hat der römische Soldat das römische Gewölbe getragen, nicht nur hat er die Quantität des Erdreichs abgemessen, sondern er hat den Tempel getragen, und er hat nicht nur das Erdreich abgemessen für die virgilische Wehmut, er hat die Erde abgemessen für die zwei einzigen großen Erbgüter des Menschen: für die Philosophie und für den Glauben; für die Weisheit und für den Glauben; für die antike Welt und für die christliche Welt; für Platon und für die Propheten, für das Denken und für den Glauben, für die Idee und für Gott«.

Die Marokkokrise hatte Péguy zu der Einsicht geführt, daß alle Güter der Kultur nur bestehen und weiterwirken können, wenn sie von dem starken Unterbau realer Macht

getragen sind. So haften die Perserkriege die griechische Kultur bewahrt. Es war kindlicher Wahn, an eine freischwebende Geistlichkeit zu glauben. Unter allen geistigen Wirklichkeiten ruhte das Fundament der militärischen Wirklichkeit. Péguy, der noch 1905 in den Cahiers einen pazifistischen Beitrag von Professor Charles Richet veröffentlicht hafte, entdeckte unter dem Eindruck einer bevorstehenden deutschen Invasion (und diesen Eindruck haften die Vorgänge von Agadir in einer uns unbegreiflichen Weise in jedem Franzosen erweckt) die »réalité militaire«. Er begrub seinen Jünglingstraum von der internationalen sozialistischen Republik und drang durch zu einer tieferen Erfassung des Vaterlandsgedankens. »Die militärischen Wirklichkeiten haben eine Wichtigkeit erster Ordnung, eine grundlegende Wichtigkeit, als Unterbau der anderen Wirklichkeiten, der größten Zahl der materiellen Wirklichkeiten, der ökonomischen Wirklichkeiten, der Machtwirklichkeiten, und einer sehr großen Zahl von Geistwirklichkeiten, von gedanklichen und geistigen Wirklichkeiten; von sittlichen sogar. Ich behaupte sogar: von religiösen«. »Wie wir in der natürlichen Schöpfung von Natur keinen Geist kennen, der nicht die Stütze irgend eines Körpers hat, . . kraft derselben Definition kennen wir von Natur keine Idee, keinen politischen oder sozialen Geist — ich behaupte sogar keinen religiösen — endlich keinen geschichtlichen Geist, der sich verwirklicht häfte, der auch nur häfte in die Erscheinung treten können ohne einen bestimmten Körper, ohne einen Volkskörper, ohne eine Stütze . . . mit einem Wort, ohne ein Vaterland«.

Wer Zeuge sein will für die geistige Überlieferung, für das geistige Sein eines Volkes, der muß mit sorgender Aufmerksamkeit die äußeren und inneren Lebensvorgänge des Volkskörpers überwachen, der muß die Substanz des Volksgeistes gegen alle Schädigungen, Zersetzungen, Fälschungen

verteidigen. Il faut que France, il faut que Chrétienté se continue — heißt es einmal in Porche du Mystère de la deuxième vertu. Man könnte dieses Wort über Péguys Lebenswerk setzen. Dem französischen Geist, und dem französischen Vaterland, das das zeitliche Strombett dieses Geistes ist, seinen Bestand und seine Reinheit wahren: das ist Péguys Grundwille.

Und Péguy sieht Frankreich gefährdet, er sieht die Wurzeln seines Seins bedroht. Nicht vom äußeren Feind, oder nicht so sehr vom äußeren Feind, als von einem verheerenden inneren Feind. Es ist das, was man in den Zeitungen wohlgefällig den modernen Zeitgeist, den fortgeschrittenen Geist der Zeit nennt. Seit dem Versickern der Dreyfuskrise ist Péguys ganze Kraft konzentriert in einem bittern nie ermattenden Kampf gegen die moderne Welt. Le monde moderne: so nennt er seinen Gegner. Die moderne Welt ist die Welt des Fortschritts, die Welt der Geldtyrannei, die Welt eines jedem Heroischen, jedem Göttlichen, jedem klassischen Menschentum feindlichen platten Rationalismus.

Fortschritt mag es in der äußeren Einrichtung des Lebens geben, in der Technik. Aber daraus zu schließen, daß es einen entsprechenden Fortschritt im Geistigen gäbe, daß ist ein gefährlicher und törichter Wahn, der alle Maßstäbe großen Menschentums auslöscht. »Die Menschheit wird die ersten lenkbaren Luftschiffe überholen, wie sie die ersten Lokomotiven überholt hat. Sie wird Herrn Santos-Dumont überholen, wie sie Stephenson überholt hat. Nach der Telephotographie wird sie die ganze Zeit Graphien und und Skopien und Phonien erfinden, von denen die einen nicht weniger tele sein werden als die andern, und man wird in weniger, als nichts die Erde umkreisen können. Aber es wird immer nur die zeitliche Erde sein . . . Und man sieht nicht wie je irgend ein Mensch und irgend

eine Menschheit in einer bestimmten Bedeutung, die die richtige ist, sich vernünftigerweise rühmen könnte, Platon überholt zu haben. Ich gehe weiter. Ich füge hinzu, daß ein gebildeter, ein wirklich gebildeter Mensch nicht versteht, nicht einmal sich vorstellen kann, was das wohl heißen könnte, wenn man behauptet, Platon überholt zu haben. Mit Platon ist es wie mit den andern. Wenn er nicht da wäre, wären Sie gewiß nicht der der ihn erfinden würde . . . In dieser Ordnung sind die Verluste unersetzlich. Wenn Platon nicht gekommen wäre, nicht geboren wäre, nicht gesprochen hätte, einmal, wenn diese Stimme, wenn die Sprache, die man platonische und plotinische Philosophie nennt, einmal, dieses Mal, nicht erklungen wäre, überhaupt wenn das Volk und die Rasse, die Menschen und die Götter, wenn das antike Hellas selbst nicht geboren wäre, einmal, wenn es nicht in die Welt gekommen wäre, dieses Mal, wenn diese Sprache nicht erklungen wäre in der Geschichte der Welt, wenn der Tritt dieser Rasse und das Hallen dieses Schritts nicht erklungen wäre auf dem Pflaster der Welt, wenn das antike Griechenland nicht ein für alle Mal das antike Wort ausgesprochen hätte, mit welchen elenden angeblich wissenschaftlichen Mixturen, mit welchen ärmlichen, vielleicht wahrhaftig wissenschaftlichen Kombinationen, hätte einer irgend etwas dieser wunderbaren Erfindung vergleichbares machen können«.

Der moderne Fortschrittsgeist möchte, um immer noch weiter fortzuschreiten, die veraltete griechische Kultur nach Möglichkeit aus der Schule verdrängen oder sie nur in dem elenden Surrogat von Übersetzungen zulassen, in Frankreich wie in Deutschland. Péguy erhebt seine Stimme gegen diesen Vandalismus. »Solche Verluste sind unersetzlich. Eine allgemeine Verminderung der Kultur, ein Rückfall in das Barbarentum lehren uns hinlänglich, lassen uns hinlänglich sehen und ermessen, was der Wert und der Sinn, was

der Preis, der seltene Preis der antiken Kultur, vorzugsweise der hellenischen Kultur war, schon seit den wenigen Jahren, seit denen sie ein Ausbruch politischer Demagogie und moderner intellektueller Schuldemagogie aus unserem Unterrichtssystem vertrieben hat«. »Solche Verluste sind unersetzlich. Wenn wir sehen und feststellen, daß eine Metaphysik, eine Religion, und eine Philosophie verloren ist, dann sollten wir nicht nur sagen, daß sie verloren ist. Wir sollten sehen und feststellen, daß zusammen und gleichzeitig damit auch wir es sind, die in demselben Maße verloren sind. . . Wenn eine Metaphysik und eine Religion, wenn eine Philosophie aus der Menschheit verschwindet, ist es ebensosehr, ist es vielleicht sehr viel mehr die Menschheit, die aus dieser Metaphysik und dieser Religion, aus dieser Philosophie verschwindet«. »Ein Geist, der eine Philosophie zu überholen beginnt, ist einfach eine Seele, die den Einklang mit Ton und Rhythmus, mit Sprache und Widerhall dieser Philosophie zu verlieren beginnt. Wenn wir nicht mehr den Zusammenklang haben, dann sagen wir, daß wir beginnen, uns befreit zu fühlen«.

Die Fortschrittswelt ist die Welt der Surrogate. Aber das eingeborene Wissen weiß, daß nichts ersetzbar, nichts vertauschbar ist. »Die großen Metaphysiken sind die Sprachen der Schöpfung. Und aus diesem Grunde sind sie unersetzbar . . . Und am allerwenigsten sind sie untereinander vertauschbar. Denn die einen und die andern, alle sind ewige Sprachen. Sie sind ein für alle Mal gesprochen, wenn sie gesprochen sind«.

Die Meinung von der Vertauschbarkeit aller Dinge ist einer der großen Irrtümer der modernen Welt. Gegen ihn hat Claudel »L'échange« geschrieben, gegen ihn spricht Péguy. »Ich habe nicht den geringsten Geschmack für diese Handlungsweise. Es liegt eine solche Niedrigkeit in dem Ersatz, eine Schmach. Ein zweiter ist niemals ein erster. Man

ersetzt niemanden. Man ersetzt nichts. Alles ist unumkehrbar«.

Der Tausch ist das Verfahren der kapitalistischen Wirtschaft. Der Aberglaube von der Vertauschbarkeit und Ersetzbarkeit der Werte ist der Aberglaube einer dem Götzen Mammon opfernden Welt. Die moderne Welt, die Péguy bekämpft, ist die Geldwelt. »Niemals ist das Geld in diesem Maße der einzige Herr und der Gott gewesen. Und niemals ist der Reiche so geschützt gewesen gegen den Armen, und der Arme so ungeschützt gegen den Reichen. Und niemals ist das Zeitliche so geschützt gewesen gegen das Geistige, und niemals ist das Geistige so ungeschützt gewesen gegen das Zeitliche. Und niemals ist der Mächtige so geschützt gewesen gegen den Schwachen, und niemals ist der Schwache so ungeschützt gewesen gegen den Mächtigen«.

Die moderne Fortschrittswelt und Geldwelt ist endlich die Welt eines platten Rationalismus. Alles gesteigerte Menschtum, das Heroische und das Heilige sind ihr fremd und unverständlich und deshalb verhaßt. Dadurch steht sie zu allen großen Bildungswelten der Geschichte, zu allen vergangenen, zu allen vorzeitlichen Welten, die zugleich die überzeitlichen Welten sind, im Gegensatz. »Le monde moderne, lui seul et de son côté, se contrarie d'un seul coup à tous les autres mondes, à tous les anciens mondes assemblés en bloc et de leur côté«. Hier liegt eins der zentralen Motive Péguys, hier liegt der Grund, weshalb er mit derselben Liebe und mit demselben Eifer für die antike wie für die christliche Überlieferung eintritt. »Culture« und »Foi« sind für ihn verschwistert. »Zwischen dem humanistischen Erbe (culture) und dem Glauben besteht keinerlei Gegensätzlichkeit, sondern im Gegenteil ein tiefes sich Kennen, eine tiefe Verwandtschaft, es besteht ein tiefes Genährtsein des humanistischen Erbes für den Glauben, buchstäblich eine Berufung, eine tiefe Bestimmung des humanistischen Erbes für den Glauben.

»Die moderne Welt steht nicht nur im Gegensatz zum französischen Ancien Régime, sie steht im Gegensatz, sie steht im Widerspruch zu allen anciens régimes zusammen, zu allem, was Kultur ist, zu allem, was Gemeinschaft (cité) ist. Es ist wirklich das erste Mal* in der Geschichte der Welt, daß eine ganze Welt lebt und gedeiht, zu gedeihen scheint gegen jede Kultur«.

Der Ort, an dem das humanistische Erbe, an dem die Kultur weitergegeben wird, soll die Universität sein. Daß sie diesen Beruf in Frankreich — und nicht nur in Frankreich — nicht mehr erfüllt, daß sie das Bewußtsein ihrer hohen Aufgabe und die Kraft dazu und die Würde dazu verloren hat, das ist ein Hauptanklagepunkt Péguys gegen die moderne Welt. Die Eigenart von Péguys geistiger Form bedingt es, daß er das Allgemeine immer an einem Einzelnen darlegt. Sein Kampf gegen den Nützlichkeits- und Aufklärungsstandpunkt der modernen Welt, gegen den Niedergang der geistigen Bildung spitzt sich so zu einem erbitterten Kampf gegen die Pariser Sorbonne. Wie in Deutschland die Sache des griechischen Geistes in Einzelpolemiken gegen seine behördlichen Vertreter an unsern Universitäten verfochten worden ist, so nimmt Péguy bei seinem Kulturkampf die offiziellen Größen der Sorbonne, einen Lavisse, einen Seignobos, einen Langlois, einen Lanson und manchen geringeren aufs Korn. Er faßt sie und ihre Gesinnungsgenossen unter dem Namen »les Intellectuels« zusammen, bezeichnet sie auch wegen ihrer nahen Beziehungen zu den offenen und verborgenen Machthabern der Republik, wegen ihrer Teilnahme am politischen Parteikampf als »le parti intellectuel«. »Der Kampf tobt nicht zwischen den Helden und den Heiligen: der Kampf geht gegen die Intellektuellen, gegen die, die gleicherweise die Helden und die Heiligen verachten«. »Alles, was sie verlangen, ist, daß es keine Helden und keine Heiligen geben soll«. »Ihre Arbeit geht immer

in derselben Richtung. Sie haben die Archivare der Welt sein wollen, aber nur um die Archive verfallen zu lassen. Sie haben die Schatzmeister der Welt sein wollen, aber nur um den Schatz zu vergeuden. Sie haben die Rechnungsführer der Menschheit sein wollen. Aber nur um beständig das Schuldkonto zu vergrößern und den Besitzstand betrügerisch zu vermindern«. »Diese Wesen, die ihre ganze Karriere gemacht haben; indem sie mehr oder weniger heimtückisch die Helden und die Heiligen und die Genien verhöhnt haben: die wollen, daß man nur vor einer Sache Ehrfurcht habe; und das soll ausgerechnet ihr Mangel an Ehrfurcht sein«. »Der Streit gegen die Sorbonne ist nicht ein vom Zaun gebrochener Streit, ist nicht ein bedeutungsloser Streit. Es ist kein willkürlicher Streit; es ist kein überflüssiger Streit. Es ist der Streit der Helden und der Heiligen selbst gegen die moderne Welt, gegen das, was jene Leute Gesellschaftswissenschaft nennen, gegen das, was sie Psychologie nennen, gegen das, was sie Wissenschaft nennen. Und es wird immer einen Lehrstuhl in der Sorbonne für denjenigen geben, der erklärt, daß die Heiligen reif waren für Charenton (Dalldorf)«. »Alles, was beauftragt, offiziell beauftragt war, die Kultur zu bewahren, alles was eingesetzt ist, um die Kultur und die humanistische Bildungswelt zu bewahren, übt Verrat an der Kultur und der humanistischen Bildungswelt. Und die Kultur und die humanistische Bildungswelt wird nur noch von uns verteidigt, die wir keinen Auftrag dazu erhalten haben . . Seltsames Schauspiel, tragisches Schauspiel . . Wieder einmal ist die Sorbonne der Scholastik anheimgefallen. Und zwar der Scholastik des Materialismus, der schlimmsten von allen . . Diese Sorbonne, die wir so geliebt haben, ist eine Lehrerin der Unkultur geworden und rühmt sich dessen, sie ist eine Lehrerin des Irrtums und der Barbarei geworden . . Innerhalb von zwanzig Jahren hat sich eine zeitliche Herrschaft in geistigen Dingen

so fest eingenistet, daß kein Hochschulkatheder ihr entgeht. Eine zeitliche Herrschaft einer intellektuellen Partei, die wohl nicht die Köpfe und die Herzen besitzt, die auch gar nicht daran hält, die aber alle Lehrstühle besitzt, und die Ehren und das Geld, die die Heiraten abmacht, die die zeitliche Regierung hat und alle zeitlichen Gewalten«.

Die strategische Stellung des modernen Universitätsbetriebs, gegen die Péguy seinen Hauptangriff führt, ist die sogenannte historische Methode, allgemeiner die geisteswissenschaftliche Methode. Es ist die Methode, die darin besteht, nicht von der Sache zu reden, sondern von den Ursachen; nicht vom Wesen, sondern von den Beziehungen; nicht die Werke zu deuten, sondern die Stoffe, die Umwelt, die Einflüsse zu untersuchen. Es ist die Methode, die immer im Bezirk des Vorläufigen, Unerheblichen, Uneigentlichen bleibt, die aus der echten Wissenschaft eine »Wissenschaft des Nichtwissenswerten« macht; und die so bekämpfenswert ist, weil sie die nach geistiger Nahrung suchende Jugend nicht in die Geschichte, in die Erkenntnis, in die Wirklichkeit hinein —, sondern an allem vorbeiführt. Péguys Kampf richtet sich nicht gegen die echte, sondern gegen die falsche Wissenschaft, gegen jene Wissenschaft, die sich so viel auf ihre Methoden zugute tut, und die nie aus dem Gefängnis der Methode herauskommt oder, wenn sie es tut, strauchelt. Der Kampf gegen die historischen Methoden der Sorbonne wächst für Péguy zu einer Auseinandersetzung zwischen Geschichte und Wirklichkeit. »Die Aufschlüsse über ein Denkmal, über ein Werk, über einen Text überall anderswo suchen, nur nicht in dem Text selbst (und das sind dieselben Leute, die so tun, als hätten sie das Zurückgehen auf den Text erfunden) (ihr wißt ja, die berühmten »Quellen«), die Erhellung eines Textes überall suchen, wofern es nur nicht im Text selbst geschieht«. Ein Kapitel hat Péguy überschrieben: »Daß die moderne Methode in geschichtlichen Dingen eine metaphysische Methode

ist, die vor allem darin besteht, kein Werk und keine andere Wirklichkeit im Text zu erfassen: daß man sie eigentlich die Methode der großen Ringbahn nennen müßte«. Es heißt darin: »Die moderne Idee, die moderne Methode kommt im wesentlichen darauf hinaus: wenn ein Werk gegeben ist, wenn ein Text gegeben ist, wie erkennen wir ihn: beginnen wir damit, den Text nicht zu ergreifen; hüten wir uns vor allem davor, Hand an den Text zu legen: und einen Blick darauf zu werfen: das, das ist das Ende: wenn man jemals dahin gelangt: fangen wir mit dem Anfang an, oder vielmehr — denn man muß vollständig sein — mit dem Anfang des Anfangs: das ist, in der unermeßlichen, in der bewegten, in der allseitigen, in der gesamten Wirklichkeit ganz genau derjenige sich auf den Text beziehende Erkenntnispunkt, der am weitesten vom Text entfernt ist: wenn man gar mit einem Erkenntnispunkt anfangen kann, der dem Text vollkommen fremd ist und mit ihm nicht die geringste Verbindung hat, um von da auf dem längsten möglichen Weg zu dem Erkenntnispunkt weiterzugehen, der irgend eine Beziehung auf den Text hat, die am weitesten vom Text abliegt, dann erhalten wir die Krönung der wissenschaftlichen Methode selbst, dann verfertigen wir ein Meisterwerk des modernen Geistes: und je weiter entfernt der Ausgangspunkt des Anfangs der Arbeit ist (und womöglich muß er ganz fremd sein); je abgelegener und bizarrer der Annäherungsweg ist: — in um so höherem Maße werden wir wissenschaftliche Leute, Historiker und moderne Gelehrte sein«. Die moderne historische Methode stellt Péguy als die diskursive der intuitiven Methode gegenüber, die die großen Historiker seit Herodot angewandt haben. »Die intuitive Methode gilt im allgemeinen für übermenschlich, hochmütig, geheimnisvoll, agnostisch: und man glaubt, daß die diskursive Methode menschlich, bescheiden, klar und deutlich, wissenschaftlich

ist: ich werde im Gegenteil eines Tages zeigen, daß in der Geschichte die diskursive Methode die übermenschliche, hochmütige, geheimnisvolle, agnostische ist: und daß die intuitive Methode die menschliche, bescheidene, klare und deutliche und, soweit es in unsrer Macht steht, wissenschaftliche ist. Die Unermeßlichkeit, die Unbegrenztheit,. die Unendlichkeit des Details erschöpfen, um die Erkenntnis der ganzen Wirklichkeit zu erlangen, das ist der übermenschliche Ehrgeiz der diskursiven Methode«. Die diskursive Methode, wie sie Péguy hier beschreibt, ist die in den programmatischen Äußerungen Taines und Renans geforderte. Aber selbst Taine und Renan und ihre Schüler konnten, sobald sie sich an eine konkrete historische Arbeit machten, dem von ihnen selbst Geforderten nicht genügen. »Merken wir es uns: sooft im Buchhandel ein Buch, ein Band eines modernen Historikers erscheint, ist es nur dadurch möglich, daß der Historiker Renan vergessen hat, daß er Taine vergessen hat: daß er all diese großen und ehrgeizigen Gedanken vergessen hat: daß er die Unterweisung der Meister des modernen Denkens vergessen hat: und die Prätentionen auf Unendlichkeit des Details: und daß er schlecht und recht angefangen hat, wieder zu arbeiten wie Thucydides . . . Die Alten selbst, Taine, Renan und die anderen, vergaßen bei der Arbeit, mußten vergessen, was sie selbst gelehrt hatten: sooft ein Buch von Taine erschien, war es nur dadurch möglich, daß Taine, um der Praxis der Arbeit willen, um der Erzielung des Ergebnisses willen, vergessen hatte, der Unendlichkeit des Details nachzugehen: sooft ein Buch von Renan erschien, war es nur dadurch möglich, daß Renan, für dies Mal, auf die Totalisierung des Wissens verzichtet hatte: sie hatten ausgewählt: wie alle Welt, wie die Alten, wie Herodot, wie Plutarch, und wie Platon, hatten sie ausgewählt. Ausgewählt, in diesem Wort liegt das Entscheidende: auswählen ist ein Kunstmittel: wie soll

man auswählen, wenn man durchaus keine Kunstmittel gebrauchen will . . .: wie soll man ferner auswählen, in der Unbegrenztheit, in der Unendlichkeit des Details, in der Unermeßlichkeit des Wirklichen, ohne eine Intuition, ohne eine unmittelbare Apperception, ohne ein inneres Ergreifen.«

Zuletzt weitet sich Péguys Kritik der geschichtlichen Methode zu einer Kritik der Geschichte selbst aus. Soll Geschichtswissenschaft sein, so kann es nur auf Grund der intuitiven Methode sein. Aber auch die intuitive Geschichtsschreibung bleibt unendlich hinter der Vielfältigkeit und den Tiefengehalt der Wirklichkeit zurück. Geschichtswissenschaft muß sein und soll sein und kann sein. Aber zugleich muß und soll gewußt werden, daß die Wirklichkeit niemals in die Geschichtswissenschaft ganz eingeht. Die Geschichtswissenschaft gibt Wahrheit, aber niemals Wirklichkeit. Die Kritik der historischen Methode wendet sich gegen den literarischen und Unterrichtsbetrieb der Universitäten. Die Kritik der Geschichte wendet sich an den lebendigen Menschen, an den jungen Menschen, der leben und handeln soll und für den es wesentlich ist, von den Gesetzen und von den Ebenen des geistigen Seins zu wissen. ». . . Wir haben mit aller Gewißheit erkannt, daß der Blick der Geschichte nicht der einzige Blick und nicht der ganze Blick ist . . . Er ist ein Blick der Wahrheit, kann es wenigstens sein. Er ist nicht, kann niemals sein ein Blick der Wirklichkeit, und vor allem ein erschöpfender Blick der Wirklichkeit. Er ist auf keiner Stufe ein totaler Blick, ein Blick der Totalität . . Es fehlen mindestens zwei Unendlichkeiten, die sozusagen mit einander multipliziert sein müßten, damit die Geschichte die Wirklichkeit eines Ereignisses ergreifen und erschöpfen könnte, erstens ist sie unendlich unvollkommen in ihrer eigenen Ordnung; und selbst wenn sie, was unmöglich ist, in ihr vollständig wäre, selbst dann wäre sie zweitens nur ein gleichsam nur ein linearer Blick, ein perspektivischer

Blick«. »Wir wissen, daß die Wirklichkeit ist, wie sie ist, nicht wie sie erscheint, daß man sie als das ergreifen muß, was sie ist, nicht wie sie erscheint, daß man sie als das ergreifen muß, was sie ist, solange man es kann, aber nicht sie immer streifen mit diesen peripherischen Blicken. Wir wissen, daß die Wirklichkeit das ist, was sie ist, keineswegs das, was fürs Registrieren abwirft, was von ihr bei den Untersuchungsmethoden als Bodensatz übrig bleibt«.

Den Sinn für die Wirklichkeit wachhalten; die verwechselung der Wirklichkeit mit der Darstellung, der Registrierung der Wirklichkeit verhüten: das ist eine pädagogische Grundtendenz Péguys. Das ist der Punkt, in dem er sich mit Bergson eins weiß. Nicht als ob das Jenseits der Wirklichkeit, über der Wirklichkeit stehende nicht auch sein Recht und seine Bedeutung hätte. Die kantische Philosophie ist keine Philosophie der Wirklichkeit, aber auch sie ist eine der ewigen metaphysischen Sprachen. Nur soll man das eine in ihr nicht sehen, was sie gerade nicht hat: den Wirklichkeitsatem. »Le kantisme a les mains pures, mais il n'a pas de mains«. Für das Leben und Wirken und Kämpfen im gegenwärtigen Tag, in der nie wiederkehrenden Stunde, ist es aber vorläufig das Wichtigste, Hände zu haben: zwischen Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit unterscheiden zu können. Das ist wenigstens Péguys Meinung. Als er einmal einem Jüngeren von den heroischen Kämpfen der Dreyfuskrise erzählte und der interessiert und höflich zuhörte und den Hut in der Hand drehte, empfand Péguy: »Je lui donnais du réel, et il recevait de l'histoire«. Am unerträglichsten sind Péguy nicht die ganz stumpfen, in ihrem Alltagsgeschäft befriedigten Menschen, die sind in ihrer Art richtig und komplett, sondern die vielen, vielzuvielen, die sich für alles interessieren, alles anregend finden, aber nur sich niemals hingeben, nur niemals verwirklichen wollen. Sie können über Gesellschaftsprobleme, über Religion oder

neue Dichtung feinsinnige Gespräche führen, auch gescheite Aufsätze und Zeitungsartikel schreiben, aber sie haben nicht den Willen zur Tat und nicht den Adel des Schweigens. Sie merken nicht, daß es Wirklichkeiten gibt, vor denen alles geist- und gemütvolle Bereden unangemessen ist, vor denen nur die ganze Liebe gilt, der weltenverwandelnde Glaube, das menschenumformende Werk. Sie wissen nicht, daß kein seelisches Haben gilt, das nicht ein menschliches Sein ist; daß die besten inneren Absichten gleichgültig und unerheblich sind, wo sie sich nicht um die gestalthafte geistige Wirklichkeit konzentrieren, die in ihrer, in unserer Geschichtszeit blüht und Frucht bringt. Sie sind die eigentlichen Schädlinge im geistigen Reich; sie sind die, die Dante in die Hölle verbannte, »che furon senza infamia e senza lodo«.

Zum Leben und Arbeiten in der einzigen uns gegebenen Wirklichkeit ruft Péguy auf. Zu den Wirklichkeitswillen, den Claudel singt:

Nous, dédaignant le jour d'hier, réjouissons-nous dans le matin d'avril,
Laborieux présent, auteur des tâches difficiles,
Moins tu nous laisses d'avenir, plus le passé fut cruel,
Plus grande en nous la douceur amère des choses réelles!

Péguy ist ein Streiter für Frankreich. Er hat den geistigen Kampf gekämpft und er hat den fleischlichen Kampf gekämpft. Er hat sein Blut gegeben für Frankreich, wie die Helden und Heiligen, die er verehrte. Im September 1914 ist Péguy in der Marneschlacht gefallen. »Une voix qui manque, nulle autre ne la peut remplacer, et elle ne souffre pas d'être contrefaite«.

RABBI TAGARAS ENDE

NOVELLE VON EA VON CARLBERG

»Sie haben den Rabbi Betunel! Und vom Rabbi Kelchmann hat man gefunden die Leiche, erst hat man ihn nicht können erkennen, die Augen haben sie ihm gerissen aus seinem Gesicht. Flieht, Rabbi, flieht!«

Rabbi Tagara schloß die Augen: Daß ich meine Seele zerzerreißen könnte, und in euch senden, ihr Wahnsinnigen, ihr Besessenen! Warum steht geschrieben, daß Gott den Menschen schuf nach sich, als sein Abbild? Sind es nicht Tiere, von denen die Menschen gemacht sind? Wem aber Gott eine Seele gab, der muß sie ausgießen können in andere. Es muß mir gelingen. — Und er fühlte sich in sie hinein mit aller Gesammeltheit seiner innern Kräfte.

Da gellte ein Schrei auf und riß ihn zurück in die Welt des äußern Geschehens. Sein Schüler Jonathan stand vor ihm. »Rabbi, meine alte Mutter haben sie gepeitscht! Meine alte Mutter, meine alte Mutter!« Ein Zittern glitt über Manuel Tagaras Gesicht. »Wo ist sie?« »Habt Ihr noch nicht gehört? Auf die Gräber hinaus haben sie sie getrieben. Und sie haben zerbrochen ihre Nagaiken auf ihren Rücken«.

»Ich muß hin.« »Bei Gott dem gerechten, geht jetzt nicht über die Straße, sie werden Euch fangen wie sie haben gefangen die Rabbiner Kelchmann und Betunel«.

Rabbi Tagara ging. Aber an der nächsten Ecke kam ihm der Zug schon entgegen. Männer. Frauen. Kinder. Unter hochgeschobenen Ärmeln und abgeworfenen Jacken sah er blutig versträhnte Rücken und Arme, sah vor Schmerz leer gewordene Gesichter und hinterher Kosaken, die ihre Pferde antrieben auf ihre Hacken zu treten. Er erkannte Sarah Bergmann, von der er wußte, daß sie ihren Geliebten aushielt. Und Ruth Levin, die hungerte, um ihre kranke Mutter zu erhalten und Baruch Kußkeil, der sieben Söhne hatte und sieben Töchter und Wiena Scheye, die ihrem Manne treu war trotz ihrer bewegenden Schönheit.

»Was haben sie Euch getan — diese!« schrie es in ihm auf, — aber im fernsten Bewußtsein dämmerte ihm die Antwort, was andere seines Volkes, vor Jahren und Tagen anderen jenen Volkes einmal angetan haben mochten. »Wir sind alle eins, was der eine tut, das leidet der andere, was der eine verschuldet, das trägt der Schuldlose. Brüder!« rief er laut. »Denkt nicht an Euch — sonst

ertragt Ihr es nicht. Seht ab von Euch selbst, sonst ertragt Ihr es nicht! Denkt, daß wir zusammen gehören mit allen vor uns und nach uns. Auf uns liegt das Leid von Jahrtausenden und auch die —«

Schuld wollte er sagen, doch mitten im Worte fühlte er sich gepackt und in ein Haustor geschoben. In wenigen Augenblicken war er durch verschiedene Türen, dunkle Gänge und Korridore, winklige Höfe und krumme Gäßchen halb geschleppt, halb gezogen worden und fand sich endlich in einem Boot wieder. Benjamin Levi stieß vom Ufer ab und setzte sich ihm gegenüber. »In einer Viertelstunde bist Du an Bord der ‚Wologda', Rabbi, Du bist gerettet!« Und mit leuchtenden Augen warf er sich in die Ruder, daß das Boot dahinschoß wie ein Vogel im Flug.

Rabbi Tagara kam nach und nach zur Besinnung. Er sah die Hügel zu beiden Seiten des Wassers, dem funkelnden Tage entgegenstreben. Da hob sich seine Seele auf zu Gott. Doch als er sich ihm gegenüber fühlte, da war sie nicht voller Gesänge — da war sie voll Scham. Denn er mußte an die Zurückgebliebenen denken. Und er rief den Gott seiner Väter an im Geist und redete mit ihm. Und er sah an alles, was ihm im Leben mißlungen zu sein schien. Und der Glaube an sich und seine Berufung verlor sich langsam und stetig wie eine vergehende Flamme. Alles was er mit seinem Leben gewollt hatte, schien ihm unberührbar, fern vor ihm zu liegen. Und er verglich sein Wirken mit dem seines Vaters, und er erkannte wie anders der, seinem Beruf als Rabbiner würdig geworden und so wie ein Baum mächtig und breit in den Ästen, Unzähligen Schirm und Schutz und Kraft und Wachstum verlieh. Er fühlte, daß er sein Lebensziel niemals erreichen könnte, trotz all seinem Wollen. Und warf sich die Frage in seine Seele, ob er dieses Geschenk des Lebens, das er noch bebend in sich hoch hielt, wie eine erlesene Gnade — einmal wert sein würde. Und sammelte allen Ernst und Siegeswillen in sich, dies Ziel zu erreichen und sah den Kampf darum als den Inhalt der ihm noch zugemessenen

Jahre vor sich. Sein ganzes bisheriges Leben durchstrich er wie einen ungültigen Schein und wollte neu anfangen und anders und garnichts hinübernehmen in sein neues Beginnen, als den Ernst seines Willens. Und er rief seine Mutter in sich an. Das Bewußtsein ihr Sohn zu sein, hatte ihn schon oft aus Dunkelheiten hinausgeleitet. Sie hatte ihm die eine große Wahrheit vorgelebt: Liebe ist alles. Es lohnt sich nicht der Mühe um alles andere. Alles kalte Tun ist dem Tode getan. Liebe bleibt, Liebe lebt, in Liebe sein ist im Leben sein, im ewigen Leben. Alle Rätsel lösen sich in dieser Wahrheit, alle Wege gehen von ihr aus und münden wiederum in ihr.

Und plötzlich erschrak Manuel Tagara vor sich und vor dem was vorging. Hatte er nicht soeben Gott für sein Leben gedankt und ihm Gegenleistung in Reinheit und Güte versprochen, während er seine Brüder und Schwestern allein gelassen hatte in der Stunde ihrer größten und schrecklichsten Not. Da fuhr ein Schrei mitten hinein in die Stille des rasch dahinjagenden Bootes: »Zurück!«

Benjamin Levi begann zu zittern, aber er ruderte nur noch angestrengter, fanatisch im Eifer. Da fiel ihm Rabbi Tagara in den Arm und entriß ihm ein Ruder und griff damit tief ins Wasser, sodaß das Boot in einem Augenblick kehrte und still lag. War er das? War das seine Mutter in ihm, die zu dieser Stunde in ihm auferstand und sein Herz bewegte?

»Rabbi« schluchzte der Junge, »es gilt Dein Leben!« Die Todesangst zuckte so sichtbar bei diesen Worten aus seinen Augen, daß Manuel Tagara davon berührt von neuem niedersaß und wartete bis ihr Boot an den Schiffsbord stieß. Mit ruhiggütigen Augen nickte er dem Jungen dann zu, gab ihm seine Brusttasche mit allem Geld, das er bei sich hatte, setzte sich auf die andere Bank und griff nach den Rudern. Da weinte Benjamin Levi laut auf und umklammerte seine Knie. »Rabbi, wer bin denn ich? Denk, daß durch Dich die Menschen zu Menschen werden, wohin Du auch kommst. Aus Güte komm mit und hilf

den anderen, dort in der Ferne, die Dich noch nicht kennen. Sind denn die nicht auch Deine Brüder und tragen das Leid der Menschen und das Leid unseres Volkes?«

»Gewiß — aber noch sind sie mir fremd und noch nicht an mein Herz angewachsen, wie diese, zu denen es mich zurückzwingt, weil ich ihnen angehöre. Ich bin ihr Rabbi, das heißt ihre Seele — kann denn eine Seele sich auch einen andern Körper suchen, als den, den Gott ihr gegeben?«

Da umarmte der Knabe Manuel Tagara in schwärmerischer Extase, küßte ihn auf die Schulter und rief wieder und immer wieder: »Ich geh mit Dir mit!«

Da wurde Rabbi Tagara ernst: »Nein, Du sollst leben. Vielleicht — wir wissen nicht was geschehen soll, aber vielleicht werden wir alle, die wir hier verbleiben, getötet werden. Dann mußt Du der Träger sein und der Erbe von unserem Erleben. Es ist nötig, daß einer, der dies unser Schicksal bis auf den Grund durchgefühlt hat, in die Welt wiederkehrt. Du weißt, ich habe Euch immer gelehrt, daß wir zusammen hängen, wie die Wurzeln eines gewaltigen Baumes. Und daß es geringfügig ist, was aus dem einzelnen wird. Einzig notwendig aber, daß alle zusammen dem großen Ziele entgegen wachsen, daß der Gott unserer Väter uns vorgeschrieben hat und von uns fordert. Greif Du nach dem unzerstörbaren Sinn meines Lebens und lebe mich weiter.«

Da sagte der Knabe kein Wort mehr. Tränenüberströmt und doch mit leuchtenden Augen griff er nach beiden Händen seines geliebten Lehrers. Dann flog er die Strickleiter hoch.

Rabbi Tagara behielt einen Augenblick lang diese Stufen im Auge, die zum Leben aufstiegen. Der Gedanke an seine noch unvollendeten Schriften kam ihm, die seinem Volk neue Wege des Geistes weisen sollten — dem Ziele entgegen —: Andere werden dieselben Gedanken finden. Denn ich schrieb das nicht von mir allein. Ferne, einander Unbekannte arbeiten mit uns, es ist uns nur nicht immer bewußt, wie sehr wir alle im Geiste zusammenhängen.

Er stieß das Boot ab und ruderte schneller und schneller. Denn mit jedem Ruderschlag wuchs in ihm die Scham, daß er Zeit verloren hatte von der kurz begrenzten, die ihnen allen vielleicht nur gesetzt war.

Und er hob seine Seele aus sich heraus, und schickte sie weit voran: „Brüder, geliebte Brüder, ich bin bei Euch. Fühlt es doch nur, wenn Ihr mich auch nicht seht. Es sind ja Tiere, die Euch anfallen und keine Menschen. Betet zu Gott, daß alle Menschen zu Menschen werden. Daß dieses zum letzten Mal möglich sein konnte. Daß es sich nicht wiederholt. Brüder, liebe Brüder und Schwestern, haltet Euch nun, wo es doch zu allem andern zu spät ist, an das einzige, woran sie nicht rühren können. Fühlt. Fühlt. Den letzten Rest dieses Daseins. Fühlt. Und weitet Euch so die Augenblicke zu Ewigkeiten!"

Rabbi Tagara landete, ging durch die erstorbenen Straßen, suchte, fragte und fand den Keller, in den man sie mittlerweile gesteckt hatte. Er stieg hinunter und sein Herz zog ihn fast zu Boden, so schwer wurde es ihm von den Tönen, die seinen Ohren entgegenschlugen. Die Wache versetzte ihm einen Stoß mit dem Flintenkolben. Sie nahmen ihn für einen Betrunkenen, weil er sich nach einem Raum drängte, in dem seine Volksgenossen mißhandelt wurden. Sie weigerten ihm den Eintritt, er mußte außen stehen bleiben und hören; und hörte: Wimmern, Zetern, Fluchen, Schlagen, Schreien — Entsetzen schreien! daß es ihn schüttelte.

Er rief durch die Türe: »Hört Ihr mich? Sie lassen mich nicht zu Euch, aber ich bin Euch ganz nahe — Gebt mir Eure Herzen und Hände. Ich halte sie.« Und dann verstummte er jäh wie unter einem Schlag, denn auf einmal hatte er begriffen, was drinnen vorging — sie mordeten — in diesem schmalen Raum, zusammengepfercht wie Vieh — griffen sie sie nacheinander auf und mordeten . . . . . . Da fand er Worte, die ihm Einlaß verschafften. Lachend stießen die Wachtposten ihn so gewaltsam durch die Tür, daß er auf den Kopf zu fallen kam und liegen blieb.

Niemand achtete auf sein Hinzukommen. Denn ein

jeder in diesem Raum sah nur sich selbst und sich selbst dem Tod gegenüber. Rabbi Tagara rang in seinem Innern mit Gott, und sein Glaube, daß das Unsichtbare die Welt bewegt und regiert, entrann ihm wie Wasser aus offener Hand. Er versuchte immer wieder darnach zu fassen — und es konnte ihm doch nicht gelingen ihn sich zu erhalten. Da griff er in seiner Hilflosigkeit wie ein Ertrinkender, der in seiner äußersten Not gleich welchen Halt sucht, — nach Worten und rief laut: »Gott wird uns nicht verlassen! Gott wird uns erretten! Sammelt Eure Seelen in Gott! Schreit zum Himmel! Bewegt die Herzen Eurer Mörder von Gott aus. Er wird uns helfen. Und sterben wir auch, so leben die andern doch weiter fort bis zur Erfüllung. Und endlich wird doch aus uns der Erlöser der Welt geboren werden. Und die falschen Propheten, die alle nur Stückwerk leisteten mit ihrer Erlöserarbeit werden im Staube liegen vor ihm. Brüder, es ist ein Hochgefühl unserm Volke anzugehören. Wenn uns auch die ganze Welt feind ist, und wenn wir noch so verachtet werden und verfolgt und gehaßt bis zum Mord — Gott liebt uns! Gott liebt uns!«

In diesem Augenblicke geschah es, daß eine wahnsinnig gewordene Mutter den abgehauenen Arm ihres Säuglings ihm ins Gesicht warf und dazu kreischte: »So liebt uns Gott!« Da wußte er, daß er nicht hätte sprechen dürfen. Und sank zurück in das schwankende Meer seiner Gedanken, die trugen ihn fort und führten ihn endlich in das Gefühl zurück, das ihn hierher gebracht hatte.

Da wurde es ruhig in ihm.

Und er herzte die Kinder, die um ihn standen und gab ihnen Liebe aus dem unendlichen Reichtume seines Herzens. Und seine Seele umklammerte Gott im Gebet und verband sich ihm und holte sich aus ihm Kraft. Und er goß seine Liebe aus über Nahe und Ferne, und alle die ihm im Leben oder auch nur im Geiste nahe gestanden. Und liebte alle. Und er wurde reicher und reicher und Gott — nah.

Als dann die Kosaken kamen und mit bluttriefenden

Händen um sich blickten, sich ein neues Opfer zu suchen — da schob er sich ihnen hin. „Vielleicht kommt dennoch Hilfe", dachte er, „dann bin nur noch ich es". — Alle schrieen laut auf, und die Frauen schluchzten, als er fortgeschleppt wurde. Aber niemand bot ihm die Handvoll Leben zum Tausch an. Allen erschien die Spanne Zeit, die sie noch vor sich wußten und ausmessen konnten — kostbarer und unersetzlicher als das ganze vergangene Leben.

Rabbi Tagara schwand alles Bewußtsein . . . . Dann aber brach der bis jetzt zurückgedämmte Lebenswille in ihm durch, wie eine Welle weit, weit aus der Unendlichkeit kommend, und bäumte sich in ihm auf und überschwemmte alles andere und riß es nieder. Er wußte nichts anderes mehr, als dies eine: „Ich will leben — leben — leben!"

Da setzten sie ihn auf die Richtbank, und wie eine Fontaine sprangen die Fragen aus seiner Seele ohne Ende — und fielen alle wieder in sie zurück.

Da plötzlich hörte man Lärm, der von außen hereinbrach. Es war das Getöse eines heranrückenden geordneten Truppenteils. Der Schrei »Gerettet!« »Gerettet!« zitterte durch den Raum, taumelte, überschlug sich, warf die Frauen in Weinkrämpfen zu Boden, die unfähig waren den Wechsel so jäher Gefühle zu tragen und drang auch noch zu Rabbi Tagaras Bewußtsein. Zugleich aber hörte er, wie seine Henker einander zuriefen: »Nur noch den einen —«

Und während einer der Kosaken schon ausholte zum Schlag, sah er noch einmal seinen Mördern ins Auge — Nicht diesen, die hier vor ihm standen, die nichts als Werkzeug waren einer hinter ihnen waltenden Macht — aber dem ganzen Haß der Welt sah er tief ins Gesicht und fragte — fragte schmerzvoll und ernst und wollte nichts anderes mehr als die Antwort. . . .

Und Gott schwieg.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach A.-G., Bielefeld

DAS FORUM

3. Jahr Maiheft 1919 Heft 8

(Abgeschlossen am 10. Mai 1919)

TERROR GEGEN TERROR

VON WILHELM HERZOG

Das deutsche Delirium schreitet weiter fort. Dieses fleißige, arbeitsame und tüchtige Volk erkrankte vor fünf Jahren, als es sich von verantwortungslosen Verbrechern, Priestern der rohen Gewalt, ins Verderben führen ließ. Alle Vorbedingungen waren seit Jahrzehnten gegeben. Es war prädisponiert. Berauscht stürzte es sich in den Weltwahnsinn, dessen Notwendigkeit, Dauer, Kontinuierlichkeit seine Gelehrten ihm bewiesen hatten. In diesem fünfjährigen Irresein beging es Ausschweifungen, deren »Wiedergutmachung« mit Härte jetzt von nicht minder wahnsinnigen Siegern verlangt wird.

Als die Revolution der militärischen Gewaltherrschaft Wilhelm II. und seiner Generäle ein Ende machte, hofften die leidenschaftlichsten Bekämpfer des alten Systems: jetzt käme für dieses verhetzte, zerquälte, entwürdigte Volk die Zeit der Genesung. Jetzt würde man es entterrorisieren können. Jetzt sollte es aufgeklärt werden, jetzt sollte es erfahren, wie falsch es erzogen, wie gefährlich es irregeführt wurde, und wie notwendig deshalb seine Niederlage war. Endlich sollte es erkennen müssen: die Fragwürdigkeit und das Verächtliche jeder Gewaltpolitik, und sei sie noch so mächtig und habe sie hinter sich die glänzendsten Generäle und unermeßliche Heerscharen mit angestaunten und vergötterten Mordmaschinen. Endlich sollte auch dieses Volk,

dem man einen falschen Heldenbazillus eingeimpft hatte, erfahren, daß wahres Heldentum nur in der Seele, daß Macht nur im Geiste, daß Sieg nur in der Gerechtigkeit wurzeln kann und nicht in der noch so hoch gesteigerten Entfaltung roher Gewaltmittel, raffinierter Kapitalkräfte, technischer Errungenschaften.

Schon einige Tage nach Ausbruch der Revolution zeigte es sich, daß an eine Aufklärung, d. h. an eine Heilung der Gehirne nicht zu denken war. Die Phantasten, die es dennoch versuchten, wurden geächtet, verleumdet, beschmutzt, oder sind bereits ermordet. Die Führer, die während des Krieges am leidenschaftlichsten den Militarismus bekämpften, hat derselbe Militarismus erschlagen. Weshalb erhielt Karl Liebknecht fünf Jahre Zuchthaus? Warum wurden Rosa Luxemburg und Kurt Eisner eingekerkert? Weil sie innerhalb des Mordens gegen das Morden auftraten, weil sie den Krieg zu entehren suchten, weil sie ihrem erkrankten Volk zu frühzeitig Heilung bringen wollten. Wo waren da jene Ärzte, die jetzt am Volkskörper herumpfuschen? Muß man es sagen?

Sie waren bei denen, die den Rausch des Volkes förderten, oder ihm Reizmittel gaben, wenn es zu erschlaffen drohte. Diese schlechten Ärzte bestärkten das Volk in der Fortsetzung seines unvernünftigen Lebens, seiner gewalttätigen und geistfeindlichen Methoden. Ja, sie glaubten es anfeuern zu müssen, sie glaubten, alle von der obersten Leitung vorgeschriebenen Anweisungen ihm begreiflich machen zu müssen. Auf daß es durchhielte im Wahnsinn des Krieges. Auf daß es seinen natürlichen Abscheu gegen Mord, Gewalttat, überwinden lerne — im Interesse des Vaterlandes.

Und diese Kurzsichtigen oder Ganzblinden sahen nicht, oder wollten nicht sehen, daß sie dadurch die Erkrankung des Volkes zu einer kaum mehr heilbaren machten, daß die kontinuierliche Verrohung es künftig zu immer erneuten

Bestialitäten führen, zu Ausschweifungen verleiten mußte, die als viehisch zu bezeichnen eine gröbliche Beleidigung der Tierwelt wäre.

Nur durch fünfjähriges Delirium getaumelter, seelisch und körperlich ausgehungerter Menschenmob oder die kaltblütige Grausamkeit einer Soldateska ist solcher Taten fähig, wie wir sie seit Ausbruch dieser Revolution erleben mußten.

Sie übertreffen an Scheußlichkeit, an entmenschter Gesinnung, an mörderischem Blutrausch bei weitem die Greuel früherer Jahrhunderte.

Dem Haßgesang gegen die Feinde folgte die Hetze gegen den inneren Feind. Er wurde zum Baralongmörder, denn er beging, wie der Engländer, — Untaten. Und solange man zu siegen glaubte, feierte man Orgien der Selbstgerechtigkeit und stellte für die große Mehrheit des Volkes unzweifelhaft fest: die Menschlichkeit unserer Kriegführung und die Brutalität der anderen. Bis man, besiegt, unterwürfig werden und verübte Schandtaten zugeben mußte, von denen dieses belogene und in der Lüge sich wohlfühlende Volk heute noch wenig weiß und auch nichts wissen will. Ihre Kenntnis jedoch würde ihm die Wut und Verachtung der Feinde verständlich machen können.

Ludendorffs Aktionen in den feindlichen Gebieten provozierten die Reaktionen, die das deutsche Volk nunmehr bezahlen muß. Die Zerstörung und Verwüstung Belgiens und Nordfrankreichs, von allen Kriegsberichterstattern dem deutschen Volk als herrliche Siege gemeldet, erwiesen sich als Selbstzerstörung und Selbstverwüstung Deutschlands. Die fünf Jahre lang siegten, sind die elend Geschlagenen. Die fünf Jahre lang plünderten, werden jetzt ausgeplündert. Dem Mord folgt — wie in der Schicksalstragödie — der Selbstmord. Hier der Selbstmord eines Volkes.

Man hatte es gelehrt, daß Töten eine Heldentat sei.

daß Kriege nichts Verwerfliches, vielmehr Regenerationsprozesse wären, — also tötete es, also führte es Krieg. Mit Begeisterung, mit Triumphgefühlen, wie keines der anderen Völker. Jede Unmenschlichkeit, jede Brutalität, jede Niedrigkeit entschuldigte der Krieg. Denn der Sieg war uns gewiß.

Da kam die Revolution dieses Volkes. Und damit nicht etwa das Ende des Krieges. Sondern seine fürchterlichste Fortsetzung. Er wurde aus derselben Mentalität, mit denselben Waffen, mit derselben Hetze, mit denselben Haßgesängen geführt. Und wir wundern uns, daß er dieselben entmenschten Menschen, dieselben Untaten, dieselben Greuel hervorbringt?

Gibt es aus diesem Irrsal noch eine Rettung? So fragten wir vor einem Monat. Ist nicht alles schon zu spät? Können wir das Morden nicht beenden? Können wir den Weg, den Rußland ging, nicht abkürzen? Es scheint nicht möglich, obwohl Vernunft und Menschlichkeit es fordern. Aber konnten wir mit all unseren Bemühungen den Krieg abkürzen? Er brach zusammen, als die Macht der Gewalt an einer anderen Macht zerschellte, die sich derselben Gewaltmittel bedienen mußte, um der Idee des Rechts zum Siege zu verhelfen.

Noskes Aktionen provozierten Gegenaktionen. Terror antwortet dem Terror. Ahnungslos urteilt noch heute die Mehrheit der Deutschen über Ursprung und Ausgang, Ideen und Ziele des Krieges wie der Revolution.

Die deutsche Welt ist vergast mit Angst, Dummheit und Brutalität. Noch immer glaubt sie an die Gewalt. Und ihren tüchtigsten und draufgängerischsten Vertretern jubelt sie noch immer zu. Einem solchen Volk ist nicht zu helfen. Bevor es nicht von diesem Gift der Gewaltanbetung befreit ist.

Belagerungszustand in Berlin, Belagerungszustand in Danzig, Belagerungszustand in Dresden, Belagerungszustand

in Düsseldorf, Belagerungszustand in Magdeburg, Belagerungszustand in Oberschlesien, Belagerungszustand im Ruhrrevier.

Mit dem Belagerungszustand kann nicht nur, wie Bismarck unfreundlich urteilte, jeder Esel regieren, sondern auch jede sozialistische Regierung. Kommt sie jedoch damit aus den Schwierigkeiten heraus? Wird sie — wie es in ihren trügerischen Heeresberichten heißt — wirklich Herrin der Lage?

Sie lasse sich nicht durch Noskesche Siege täuschen. Auch nicht durch die Meldungen der Korps v. Lüttwitz, v. Hülsen, v. Oven. Erinnert man sich noch der herrlichen Siegesnachrichten, die uns die Kluck, Heeringen, Bülow, melden konnten? Und wohin haben sie uns geführt? In Not und Elend und Verachtung der ganzen Welt. Die gegen das eigene Volk errungenen Siege können uns noch weniger Ruhe und Ordnung bringen.

Was wir brauchen, ist Versöhnung der Gegensätze, Einigung des Proletariats. Danach rufen wir seit dem ersten Tage der Revolution. Dafür wurden wir verlacht und verhöhnt. Und sie wird dennoch kommen.

Die regierenden Sozialisten stellen sich taub wie Wilhelm II. und die Machthaber vor dem November 1918. Sie hören nicht einmal auf die Warnung, die schon vor einem Monat von österreichischen Parteifreunden an sie gerichtet wurde. Die Arbeiterzeitung schrieb damals:

»Gewalt war gegenüber der Arbeiterklasse allezeit die schlechteste Methode und einer sozialistischen Regierung steht sie besonders schlecht an: ihre Anwendung wird wohl eher die Wirkung haben, daß den Mehrheitlern auch die Anhänger verloren gehen, auf die sie heute rechnen können. Ungleich nützlicher erschiene es uns, wenn die im Vordergrund stehenden Führer, die das Herz der Arbeiter nun eben verloren haben, den Entschluß faßten, vom politischen Schauplatz abzutreten und die Dinge, die sie doch nicht zu meistern vermögen, anderen überlassen würden, Vertrauensmännern des Proletariats, die das Vertrauen der Proletarier noch nicht verloren haben. Das könnte jene Entspannung der Gemüter noch hervorbringen, aus der sich eine Versöhnung

zwischen der Auffassung, daß alle Macht den Räten gehören soll, und der Demokraten, die in dem Bestand der Nationalversammlung verkörpert ist, vielleicht herbeiführen ließe. Denn sonst wächst die Erbitterung, verstärkt sich die Neigung, den Kampfplatz immer weiter auszudehnen; steigert sich die allgemeine Not, in der zum Schluß alles untergeht, auch die proletarische Kraft, die allein noch Rettung bringen kann.«

Ist auf solche Einsicht noch immer nicht zu hoffen? Die Entspannung der Gemüter muß kommen, soll nicht Terror gegen Terror weiterwüten, und das ganze Volk in einem Meer von Blut und Haß ersticken. Der Imperialismus der Gewalt, nicht der Idee herrscht in dieser Revolution. Gewalt aber erzeugt keine Werte, fördert keine Kohle, baut keine Maschinen.

Ein Sozialismus, der vernichtet und nicht aufbaut, diskreditiert sich selbst.

Revolutionärer Sozialismus ist schöpferisch, bejaht den Geist und schafft neue Werte.

Aus der „Republik" vom 14. 4. 19.

WELTGESCHICHTE

VON OSKAR KANEHL

Politischen Geist nenne ich den revolutionären Willen, über jeden Kompromiß von Vaterland und Staat Menschen- und Menschheitsglück zu erreichen. Revolution ist jeweilige Exekutive des politischen Geistes. Alle bisherigen Revolutionen waren Nationalrevolutionen. Lokalexekutiven. Grenzpfahlangelegenheiten.

Der unerhörte Augenblick ist nahe: der Exekutive der Weltrevolution. Der politische Geist — zum ersten Mal in der Geschichte — erlebt die Exekutive der Weltrevolution. Freuet euch, Menschen, daß ihr, übergeblieben vom großen Unheil des Weltkrieges (der Hybris der

alten Weltmächte), lebt und die Götzendämmerung schaut. Eure Menschenwürde steht auf. Eure Menschenliebe revoltiert.

Es geht nicht mehr darum, für einen schlechten König einen besseren zu setzen, oder für einen Fürsten einen Präsidenten. Auch nicht um irgend ein Wahl- oder Versammlungsrecht, Preßfreiheit oder Lohnanspruch. Letztes Ziel ist überhaupt kein eigensüchtiges nationales, vaterländisches, grenzpfahlbefangenes, sondern ein antinationales, vaterlandsloses, grenzpfahlaufhebendes, weltgeschichtliches: Die Erhebung der elementarsten Menschenrechte gegen alle Mächte, die sie beschränken oder unterdrücken. Weltpolitisch: die Erhebung der Liebe gegen jede Gewalt. Weltwirtschaftlich: die Erhebung der Menschenwürde gegen Ausbeutung.

Das ist es. Und das marschiert. Über die Welt. Eine Zeitenwende ohne gleichen. Marschiert auf beiden Seiten. Mit der Gewalt eines weltgeschichtlichen Ereignisses. Wie der Völkerwanderung. Nicht mehr Römer gegen Cimbern und Teutonen. Nicht mehr Russen gegen Japaner. Nicht mehr Deutsche gegen Franzosen. Sondern: das Proletariat als Exekutive von Menschenliebe und Menschenwürde marschiert gegen Militarismus und Kapitalismus. Nicht siegt mehr eine Nation über die andere. Nicht die stärkere Waffe des einen Grenzpfahlbaus über die schwächere des anderen. Sondern siegen wird das Proletariat über den Militarismus und den Kapitalismus. Siegen wird das werktätige Volk über den ausbeutenden Volksfeind. Siegen wird der Mensch über den Menschenfeind. Der Liebegetriebene gegen den Waffentragenden. Und unterliegen werden alle Nationen.

Nationalpolitik, die Haßpolitik ist und von Grenzpfahleigenliebe diktiert nur Wohl und Wehe eines durch die abgeschlossene Geschichtsepoche zufällig begrenzten Erdausschnitts besorgt, weicht der Weltpolitik der einigen werktätigen Menschheit. Politisch wird: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, liebet eure Feinde.

Während der neue Zeitgeist — wieder von Osten

nach Westen — sieghaft marschiert und seine Propheten in allen Vaterländern ihre Stimme erheben, und ihrer Botschaft — als ob die Menschheit nur darauf gewartet hätte — von Stunde zu Stunde in immer größeren Scharen die Seelen nachfolgen, formieren sich die alten Mächte noch einmal zu letzter verzweifelter Wehr. Noch einmal werden die Waffen zusammengetragen, noch einmal das Geld aufgehäuft. Noch einmal eine Front gebildet, und zwar keine nationale, sondern eine internationale. Zum Kampf gegen das Unvermeidliche. Auf der einen Seite ist der Feldruf: »Proletarier aller Länder vereinigt euch« exekutiv geworden. Gegenüber — unter dem gleichen vaterlandslosen, grenzpfahlaufhebenden weltgeschichtlichen Signum — vereinigen sich die Angegriffenen, die noch am Abend vor Beginn der Zeitenwende ihren Völkern Waffen gaben und befahlen: geht hin und schlagt den Nachbar tot; sie treibt die Eigenliebe ihrer Machtherrlichkeit und die Angst vor einem größeren Überwinder zueinander, die Presselügner, die Kapitalsherren, die Säbelrassler aller Grenzpfahlkantone, und sie bilden ein einiges bewaffnetes Karree gegen den geschlossenen Zeitgeist, der aus ihren eigenen Vaterländern gegen sie marschiert.

Weltgeschichtliche Gegensätze stehen gegeneinander. Kapitalistisch-militaristische Internationale gegen die Weltrevolution. Die Prophetien der neuen Zeit erfüllen sich. Mit zwingender Umarmung gewinnt ihre Werbekraft ein Land nach dem anderen. Abweichend sind noch die politischen Mittel, mit denen ihr die zerfallenden Staaten begegnen.

Rußland und Ungarn regiert die Diktatur des Proletariats, die nachbarlichen Ostländer stehen vor dem Anschluß.

Deutschland versucht mit Hilfe einer lügenhaften Demokratie — deren Stützen die vorrevolutionären Mächte und die zu verwischendem Kompromiß geneigten, zielunklaren und tatenängstlichen Führer der sozialistischen Mehrheitspartei sind — der Konsequenz des Zeitgeistes einstweilen noch auszuweichen. Aber Deutschlands Ruhe und Ordnung

ist die alte trügerische der Maschinengewehre. Und das werktätige Volk schließt sich — über ihre abtrünnigen Führer hinweg — nach jedem neuen gegenrevolutionären Schlag enger zusammen und ist, sobald die proletarische Einigung geschlossen ist, mit seinem letzten, sicheren Machtmittel, dem einheitlich beschlossenen und durchgeführten Generalstreik, bereit, seinen Willen durchzusetzen.

Die bei der letzten Exekutive der alten Mächte unterlegenen Länder gehen voran. Aber auch die nach alter Weltordnung siegreichen Nationen sind gegen die Exekutive des neuen politischen Geistes schutzlos. In Italien sind die sozialistischen Parteien auf kommunistischer Grundlage geeinigt. Ein internationaler Generalstreik wird angestrebt. In Frankreich richten stürmische Kammersitzungen letzte Warnungen an ihre zeitblinden sieggeschwollenen Führer. Manifestationen der Sozialisten sehen in der Internationale letzte Rettung vor blutigem Austrag der Zeitenwende. Und die im Parlamentssystem fortgeschrittensten Staaten England und Amerika sind in unschlüssiger Verlegenheit, wie sie dem sie bedrohenden Marsch der Weltgeschichte begegnen sollen. — Der Weltkrieg war die letzte Exekutivtat der untergangsreifen Weltmächte. Und zugleich ihr Schuldspruch. Sein Abschluß, der Weltfriede, muß schon ein Teil der Exekutivtat des neuen politischen Weltgeistes werden.

Überall ist die Einigung des Proletariats auf revolutionärer Grundlage der Beginn des entscheidenden Schrittes. Überall muß erst der Übergang eines verbürgerlichten Sozialismus, der sich mit Zugeständnissen begnügen will und durch allmählichen, mit den absterbenden Kräften paktierenden Ab- und Aufbau drängendste Zeitforderungen beschwichtigen zu können glaubt, überwunden werden, und der entschlossenen Abrechnung mit den widerzeitgeistigen Mächten und dem grundsätzlichen Neuaufbau freie Bahn geschaffen werden. Dem Aussatzleibe dieser Welt und seinem Lumpenkleide ist nicht mit Pflasterpfuscherei und Flickarbeit mehr zu helfen. Sondern völlig ersäuft muß der alte Adam werden und aufstehn der neue Mensch, der in

Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebt. Das ist erkannt. Und steil erhebt sich diese Erkenntnis zu weltgeschichtlicher Tat.

Die alte Weltordnung, auf den terroristischen Machtmitteln der Gewalt des Säbels und des Kapitals gebaut, bricht furchtbar zusammen. Es hat keinen Zweck, sich taub zu stellen. Noch weniger, von denselben Machtmitteln, deren letzte Exekutive an den Abgrund des Weltkriegunheils geführt hat, zu retten, was zu retten geht, und mit ihnen sich gegen den unaufhaltsamen Marsch der neuen Weltordnung sinnlos zu wehren. Heiligste Pflicht jedes arbeitenden Menschen ist, mit ganzem und fröhlich bejahendem Willen sich in die Reihen derer zu stellen, die die Träger der Exekutive des politischen Geistes sind: des Proletariats. Und durch einige Arbeit mitzuhelfen geistig, das ist wirklich, auch die letzten Reste der schuldbeladenen alten Mächte auszurotten und aufzubauen die Weltordnung des neuen Menschen, auf den das Heil der Menschenzukunft tragenden Grundpfeilern: Menschenliebe und Menschenwürde.

DAS LIEBESPAAR

VON LEONHARD FRANK

Leonhard Erank, einer der ganz wenigen Deutschen, die ihre Feindschaft gegen diese Welt der Brutalität, ihren Haß gegen die Zeit viehischster Gesinnung voll glühender menschlicher Leidenschaft hinausgeschrieen haben, schrieb 1916 die folgende Novelle. Mit unbeirrbarem Mut, von Schmerzen und Qualen zerfressen, wurde er zum Ankläger. So entstand das kühnste Buch deutscher Sprache gegen den Krieg: »Der Mensch ist gut«. Die vornehmste Aufgabe eines Ministers für Volksaufklärung wäre, es in hunderttausenden von Exemplaren zu verbreiten. Da die Revolution einen solchen Minister noch nicht hervorgebracht hat, übernimmt ein Verlag dieses Amt. Die Volksausgabe wird bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam, demnächst erscheinen.

Früh um fünf Uhr läutete die Wohnungsglocke langgezogen in den Traum des Rechtsanwaltes hinein.

Der Schlaftrunkene tappte durch den dunklen Wohnungsflur zur verschlossenen Tür. »Wer ist da?«

»Die Polizei.«

Sofort fiel ihm ein, daß er am Tage vorher in einer Gesellschaft gesagt hatte: »Der Hotelkellner, der die revolutionären Friedensdemonstrationen verursacht und dabei den Leuten erklärt, daß militärische Eroberungen menschenunwürdig und militärische Siege nicht maßgebend sind für den inneren Wert einer Nation, leistet für die Zukunft des Volkes mehr als unser berühmtester Heerführer.«

Und jetzt lassen mich die Scharfrichter der Menschlichkeit verhaften, dachte der Rechtsanwalt und öffnete. »Wen suchen Sie?«

»Der bin ich selbst.«

»Sie möchten ins Leichenschauhaus kommen, Herr Doktor. Dort ist ein Selbstmörder eingeliefert worden, bei dem nur Ihre Visitenkarte gefunden wurde. Sonst nichts.«

»Sonst nichts? . . . Ich meine, sonst liegt nichts vor?«

»Sie möchten feststellen, wer der Selbstmörder ist.«

Noch Morgenstille in Berlin. Dämmerung in den Asphaltstraßen.

Eine leicht bewegte, in Viererreihen streng geordnete Menschenmenge steht an der Markthalle entlang. Grau, spukhaft und ungeheuer bedrückt.

»Auf was warten die Leute? fragte der Anwalt einen alten Arbeiter, der zerrissene, mit Bindfaden geflickte Lackschuhe anhafte.

»Es gibt städtische Fische ... Um ein Uhr miftags beginnt der Verkauf.«

»Und da stehen die Leute jetzt schon hier? Früh um fünf Uhr?«

Wie die Worte klingen in der Stille, dachte er.

»Wir stehen schon seit gestern abend um zehn Uhr hier ... Die Rückwärtigen, die erst gegen Mifternacht gekommen sind, kriegen wahrscheinlich nichts ... Vielleicht aber doch; wahrscheinlich aber nicht.«

Der Anwalt ging mit dem Schutzmann weiter. ‚Man hat diesem wunderbaren, geistig entsetzlich ruinierten Volk die Pflicht, für den Staat zu leben und zu sterben, eingegeben, und an diesem Brocken würgen die siebzig Millionen — daheim und an den Fronten — so lange, bis sie erstickt sein werden im Dienste eines Staates, dessen Geist — vorsichtig gesprochen — schwer mitschuldig ist am Kriege. Millionen sind schon an dieser falschen Pflicht erstickt. Wann wird dieses Volk ebenso stoisch für die Freiheit dulden?‘

»Hier ist das Leichenschauhaus.«

»Danke. Ich schreibe den Bericht heute noch an das Polizeipräsidium.« ‚Wenn täglich Tausende an der Front sterben, weshalb da nicht in der Stadt für die hohe Idee? Für die Freiheit? Für die Verbrüderung? ... Wo ist der Idealismus dieses Volkes geblieben?‘

Der lag im Leichenschauhause, in Gestalt von momentan zwanzig Selbstmördern, die, ohne zu revoltieren, protestlos die Kulturgemeinschaft verlassen haften.

Ein mit den letzten Errungenschaften der Hygiene ausgestatteter Raum: große Glasscheiben, große Ventilatoren, große Eisblöcke, die langsam schmolzen und die Leichen frisch erhielten. Kein Gestank. Peinlichste Ordnung,

etwas gestört: fünf Selbstmörder, für welche Pritschen nicht übrig geblieben waren, lagen auf dem reingewaschenen, weißen Steinplattenboden.

Jetzt, beim Morgengrauen, wird an den Fronten die phantastisch wilde Mörderei armer Menschen schon wieder begonnen haben', dachte der Anwalt und betrachtete die zwei Erhängten, die, schief und steif, in der Ecke hockten, nebeneinander: ein Ehepaar, dem der Krieg zum Stricke geworden war. Aus den weitaufgerissenen Mündern heraus strotzten die zwei Zungen: dick, steif, lang, blau.

,Und wieviele Mütter, Bräute und Väter Europas liegen in dieser Stunde wachend in den Betten, mit starr offenen, sehenden Augen? . . . Es gibt städtische Fische', dachte der Anwalt. ,So beginnt der Tag.'

Beim Fenster lag ein Haufen blutiger Dreck, Gedärme, Knochen: ein alter Mann, der vom vierten Stock aus hinunter auf das Pflaster gesprungen war, nachdem sein Sohn den Heldentod gefunden hatte.

Auf dem niedrigen, breiten Fenstersims, in das die Dampfheizung eingebaut war, lag langgestreckt eine sehr elegante, leichtgeschminkte alte Dame, die Gift genommen hatte und mit ihren toten Augen einen toten Jüngling anstarrte, dessen Lippen leises Erstaunen offen hielten.

,Und wie haben der alte Mann und die alte Dame und der Knabe gelitten, bevor sie den letzten Schritt taten? Und wie die Millionen Soldaten, bevor sie ins Nichts stürzten?'

Die übrigen sechzehn Kriegsselbstmörder lagen langgestreckt oder krampfkrumm, blutig oder giftbleich auf den abwaschbaren, weißlackierten Pritschen, über denen die drei großen

Horizontalventilatoren kreisten. Auch in die Fenster waren sausende Ventilatoren eingebaut, die das Wort ‚Krieg' Tag und Nacht in die Länge zogen.

Der Leichenwärter führte den Anwalt zu dem vierzigjährigen Manne, der, von links gezählt, auf der fünften Pritsche lag und ein ungeheuer klagendes, zart hellblaues Gesicht hatte.

Der Anwalt erkannte in der Leiche sofort den Philosophen, dessen Einleitungsband einer ‚Gegensatzphilosophie' erst kürzlich erschienen war.

Schrecken und Zorn wechselten in schneller Folge in den Augen des Anwaltes beim Erblicken dieses hellblauen Gesichtes, das erstarrt war in der Klage darüber, daß ein dreist-materialistisches, ungeistiges Zeitalter nicht erlaubt hatte, das Lebenswerk aufzubauen und zu vollenden.

»Weshalb hat er sich denn umgebracht? Weshalb denn?«

»Weiß nicht. Aber gewöhnlich liegt die Einberufung zum Militärdienst auf dem Tische; oder die Nachricht, daß der Mann gefallen ist, der Sohn . . . Bei dem Mädchen dort wars der Bräutigam.« Er deutete auf das Mädchen, das, von links gezählt, auf der sechsten Pritsche neben dem Philosophen lag und wie er ein zart hellblaues Gesicht hatte.

Beide hatten sich mit Gas vergiftet.

»Weshalb griff er denn dem Schicksal vor? Er hätte sich doch sagen können: nicht alle fallen an der Front.«

»So habe ich bis vor zwei Jahren auch gedacht; seither habe ich mit vielen Angehörigen gesprochen . . . Es ist bei vielen nicht die Furcht vor dem Tode; es ist die Furcht vor der Kaserne. Es gibt Leute, die den Kasernenhof . . . und so weiter, nicht ertragen.« Der Leichenwärter setzte sich, stützte den Ellenbogen auf eine Bahre, auf der eine Wasserleiche lag: ein schlammiges, grünes Etwas ohne Nase und Augen. Der Bauch war hoch aufgetrieben,

Wasser tropfte immer noch gleichmäßig von der reinen, weißen Bahre hinunter auf den reinen, weißen Boden. Die Leiche war drei Wochen lang geschwommen.

Ist das Leichenschauhaus auch ein Feld der Ehre, auf dem Menschen liegen, die gestorben sind für des Reiches Größe und Weltmachtstellung?' »Wer ist dieser Ertrunkene?«

»Das weiß man nicht. Zurzeit werden siebzehn Leute in Berlin vermißt. Einer von diesen ist er . . . Man kommt gar nicht mehr zu sich.« Der Leichenwärter war stark abgemagert, sah übermüdet und schwindsüchtig aus und trug ein offenes Hemd mit Schillerkragen.

»Viel zu tun?« . . . ,Weshalb frage ich das?'

»Es geht ununterbrochen. Ununterbrochen! Jeden Tag werden durchschnittlich acht bis zehn Selbstmörder eingeliefert . . . Vor dem Kriege einer, höchstens zwei im Tage.«

»Jeden Tag acht? Allein in Berlin?« Dabei werden längst nicht alle Selbstmörder ins Leichenschauhaus gebracht, weiß ich aus Erfahrung, dachte der Anwalt. »Elektrisches Licht ist auch hier?« , . . . Weshalb frage ich das?'

Ein paar Sekunden blieb es still im Schauhause. Die Morgendämmerung lag noch über den Leichen, schmolz sie zusammen zu einer dunklen Masse.

»Ja, auch elektrisches Licht . . . Und rollbare Pritschen. Elektrische Weckapparate. Dynamoventilatoren. Überhaupt das Allerneueste auf diesem Gebiete . . . Dieses Luftsaugröhrensystem ist ganz neu.« Er stand müde auf, drehte am Schalter: drei Bogenlampen zischten, spritzten grellweißes Licht:

die zwanzig Leichen schienen lebendig geworden zu sein. Stille und wilde Gesichter. Manche sahen aus, als wollten sie etwas sagen.

»Auch ein Sauerstoffapparat für die mit Gas Vergifteten ist da. Und ein kleines Wartezimmer für die Angehörigen. Nebenan wohne ich.«

»Wohnen Sie . . . Alles tadellos.« . . . . Was geschieht mit diesem Volke? Warum ruiniert man dieses Volk? Dieses geduldige, fleißige, tüchtige, temperamentlose, gründliche Volk, das protestlos alle Qualen des Daseins trägt und protestlos stirbt, an der Front und in der Stadt. Dieses Duldervolk, dem mit Hilfe des denkbar raffiniertesten Systems das Denken und damit schon von vornherein jeder Einzelprotest unmöglich gemacht worden ist . . .« Wenn es endlich einmal protestiert, wird sein Protest geduldig, fleißig, temperamentlos und ungeheuer gründlich, ungeheuer blutig sein . . . falls seine Herren in dem von Gott gesetzten Augenblick nicht freiwillig gehen.

Ohne gefragt worden zu sein, sagte der Wärter: »Ich führe eine Statistik der Todesarten Berliner Selbstmörder. Momentan habe ich drei Erhängte, fünf Wasserleichen, zwei Giftleichen, sieben Gasleichen, drei, die sich aus dem Fenster gestürzt haben, und nur einen, der sich erschossen hat: einen Soldaten, der auf Urlaub war. Dort liegt er . . . Die Pritschen reichen nicht mehr aus. Am häufigsten sind die Gasleichen.«

»Weiß man, weshalb der Soldat sich erschossen hat?«

»Wird seine Frau nicht so vorgefunden haben, wie sich das gehört. Oder er wollte nicht mehr hinaus. Viele wollen nicht mehr hinaus . . . Der Mann bringt sich wegen seiner Frau um. Und die Frauen bringen sich um, weil die Männer gefallen sind. So löscht kreuzweise Eines das Andere aus.« Er deutete auf das Mädchen, das neben dem Philosophen lag: »Das ist eine Ladnerin: bei ihr wars der Bräutigam.«

»Das haben Sie mir schon gesagt.« . . . . Und jetzt liegt der Philosoph neben der Ladnerin. Der Knabe neben der alten Dame. Die Wasserleiche neben der Giftleiche. Und am häufigsten sind die Gasleichen. Und an der Front liegen Millionen Leichen. Und in Berlin lebt, siegt und

verdient man weiter. Die Elektrischen fahren. Und in den Theatern wird gespielt. Und darauf ist man stolz. Denn das ist ein Zeichen von Kultur.' »Haben Sie von der revolutionären Friedensdemonstration gehört?«

Der Leichenwärter gab keine Antwort; er wischte wieder das Wasser auf, das von der Leiche heruntergetropft war auf den weißen Steinplattenboden.

Plötzlich zerbrach ein letzter Widerstand, eine letzte Vorsicht im Anwalt: er entschloß sich, sofort den Hotelkellner aufzusuchen.

Unwillkürlich drehte er beim Abschiednehmen das Licht aus. Die Leichen schwammen wieder zu einer dunklen Masse zusammen.

Die Rechnung des Leichenwärters war einfach: 'Da sich in Berlin, das drei Millionen Einwohner hat, in den letzten drei Jahren achttausendfünfhundert Menschen wegen des Krieges umgebracht haben, werden sich in ganz Deutschland, das siebzig Millionen Einwohner hat, wohl hundertneunzigtausend Menschen wegen des Krieges das Leben genommen haben . . . Und wie viele sind aus Gram über den Heldentod ihrer Angehörigen allmählich eingegangen? Und wie viele sind wahnsinnig geworden? Und wie viele Protestler sitzen im Zuchthause? Wie viele hunderttausende Schwache, Widerstandsunfähige sind krank geworden und eingegangen, bei denen der Befund des Arztes nur hätte lauten können: eigentlich sind sie verhungert?'

Der Wärter war ein vorsichtiger Mann: er stand in seinem Privatzimmer vor dem Tisch und wog seine Tagesbrotration pedantisch genau ab; er wollte nicht verhungern; er wollte den Krieg überleben; er war interessiert, zu erfahren, welches positive Resultat das Leid und der Tod so vieler Menschen nun eigentlich haben werde.

'Das sind die Hinterlandkriegstoten: bis jetzt, vorsichtig gerechnet, hundertneunzigtausend Kriegsselbstmörder in Deutsch-

land. Macht mindestens eine Million Selbstmörder in allen kriegführenden Nationen zusammen. Kommen hinzu die zehn Millionen Heldentote. Total: elf Millionen Tote . . . Kommen hinzu die zehn Millionen lebens- und arbeitsunfähig gewordenen Krüppel. Und fünfhundert . . . nein achthundert, nein tausend verpulverte Milliarden, für die den Zins zu erschuften, den arbeitenden Massen überlassen werden wird . . . Wenn ich nun noch das leider nicht zahlenmäßig errechenbare Seelenleid der Hinterbliebenen als unbekannte Pauschalgröße hinzunehme, habe ich ein Recht, auf das positive Resultat, das dieser ungeheure Gesamteinsatz zeitigen wird, neugierig zu sein.

Er betrachtete, mit diesem Gedanken beschäftigt, das von einer mächtigen elektrischen Glocke überdachte Klappensystem, das — wie das Klappensystem in einer Telephonzentrale mit den Teilnehmern — durch elektrische Drahtleitung mit den Toten verbunden war. Gift- und Gasleichen und solche, bei denen die Todesursache nicht bekannt war, lagen drei Tage unter Kontakt mit dem Weckapparat. Ein Erwachungsseufzer, die winzigste Fingerbewegung löste den Kontakt aus.

Eine Weile saß der Wärter ganz reglos am Tische: er hörte nur das Rauschen der Ventilatoren in der Leichenhalle, glitt immer tiefer in einen Gefühlstrichter hinunter und kam wieder zu dem alles zusammenfassenden Schlusse: ‚Wenn man sich überlegt, daß alle, daß auch die kompliziertesten, phantastischesten Scheußlichkeiten, die sich ein Menschengehirn auszudenken vermag, in diesem Kriege begegangen worden sind, daß man sich keine Grausamkeit, keine Ungerechtigkeit, keine Niedertracht ausdenken kann, die nicht begangen worden wäre, und daß, außer diesem Vorstellbaren, zahllose Schandtaten geschehen sind, die man sich garnicht ausdenken kann, ist Jeder, der im Angesichte dieser Bluttatsache nicht als Protestler im Zuchthause sitzt,

nicht irrsinnig wird oder sich das Leben nicht nimmt, ein robustes, gemeines, erbärmliches Individuum. Ein anständiger Mensch, ein Mensch erträgt das Leben nicht, in dem solches möglich ist und auch noch als Heldentum gefeiert wird... Unter den hundertneunzigtausend Kriegsselbstmördern waren — und in den Irrenhäusern und Zuchthäusern sind — die anständigsten, edelsten Menschen unseres Volkes.'

Da riß das markerschütternde Läuten der Totenglocke den Wärter aus der Tiefe des Gefühlstrichters herauf. Im selben Moment sah er, daß eine Klappe gefallen war, sah die Zahl 6. »Einer aufgewacht!« Stürzte hinüber in die Leichenhalle.

Und wurde, trotz seiner naturwissenschaftlichen Weltanschauung: ‚tot ist tot; und lebendig ist lebendig', von einem gewaltigen Schrecken in den Türrahmen festgenagelt:

denn zwei Wiedererwachte, der Philosoph und die Ladnerin, die erst vor einer Stunde kurz hintereinander eingeliefert worden waren, saßen aufrecht auf den Pritschen.

Schneller, als die Frage: ‚Sind die Gasleichen vielleicht infolge der ganz besonders frischen Ventilatoren- und Eisluft wieder zu sich gekommen?' in seinem Kopfe entstand, sprang er zum Sauerstoffapparat, mit den roten Schläuchen zu den zwei Wiedererwachten, schob ihnen die Mundstücke zwischen die Lippen. »Tief einatmen!« Und rannte zum Apparat zurück, drehte die Kurbel.

Die mächtige Totenglocke läutete weiter.

Ein Lächeln, so winzig und fein, als habe er es aus der endlosen Ferne des Todes mit herüber ins Leben gebracht, saß zwischen den halbgeschlossenen Augenlidern des Philosophen.

Die weißgesichtige Ladnerin hatte das klare Gefühl, daß sie wieder bei Bewußtsein war, noch nicht erlangt.

»Tief ... gleichmäßig und tief ... einatmen ... und ausatmen ... und einatmen«, bat der kurbelnde Wärter,

Die summenden Horizontalventilatoren beschirmten das Atemtempo. Die achtzehn nicht wiedererwachten Leichen umgaben — wie an den Fronten die Heldentoten ihre noch mordenden Kameraden — bleich und blau, steif und krumm, blutig, totenstill und ungeheuer interesselos die zwei Atmenden.

Der Philosoph war schon bei dem Gedanken angelangt: ‚Ich hatte die Einberufung bekommen, hatte mich konsequenterweise umgebracht, war ... tot im Leichenschauhause gelegen. Das ist ein Vorteil. Jetzt werden sie mich wohl in Ruhe lassen. Werden doch wenigstens einen, der von den Toten auferstanden ist, in Frieden lassen. Werden doch nicht zum zweiten Male versuchen, einen konsequenten Geist in den Kasernenhof zu stellen, um ihn für den Menschenmord brauchbar zu drillen. Man hat doch auch Christus, nachdem er gestorben und wieder auferstanden war, nicht noch einmal gekreuzigt.' Das ferne, kleine Lächeln der Befriedigung steckte noch immer zwischen seinen halbgeschlossenen Augenlidern.

Während er folgsam atmete, saß er in Gedanken schon wieder am Schreibtisch bei seinem unvollendeten Lebenswerke, dessen Geist und Idee dem Kasernenhofgeist entgegengesetzt waren.

»Einatmen! Ausatmen! Tief atmen!« Der Wärter schaltete den Strom für den elektrischen Betrieb des Sauerstoffapparates ein,

sprang hinüber in sein Privatzimmer, um einen leichten Tee für die Wiedererwachten zu kochen.

Die Totenglocke trommelte immer noch: rufend, alarmierend, ohrenbetäubend.

Elementarster Lebenswille stand auf in der entsetzten Ladnerin, als sie die dunkelvioletten Zungen der Erhängten, die aufgetriebene Wasserleiche, den Haufen blutigen Drecks, Gedärme und Knochen erblickte.

Vom Grauen wurde ihr Oberkörper auf die Pritsche

zurückgedrückt; sie wandte hilfesuchend die Augen weg vom Tode: nach links, wo das Leben aufrecht auf der Pritsche saß, streckte ihre flehende Hand aus.

Und plötzlich lagen die vom Tode umgebenen zwei Lebenden Hand in Hand und senkten Jeder den Blick auf den Seelengrund des Andern: der Philosoph aus Freundlichkeit und deshalb, weil ihm zur Schärfung seiner Erkenntnisfähigkeit die Menschheitschande nicht erst plakatiert zu werden brauchte, die Ladnerin, um auf dem Grauen nicht in den Wahnsinn hineinzugleiten.

Der Wiedererwachte legte den Schlauch weg; als Philosoph ohne Verdienst und Privatvermögen hatte er sich daran gewöhnen müssen, körperliche Schläge schnell zu überwinden. Er beobachtete aufmerksam seine wieder folgsam ein- und ausatmende Leidensgenossin: eines der geduldigen ältlichen Mädchen, die, damit ihre glücklicheren Schwestern gepflegt, sorgenlos und mit äußerlichem Glanze umgeben im Leben stehen können, sich für einen Monatsgehalt von hundertzwanzig Mark in die Tretmaschine der ewig gleichen Täglichkeiten einspannen lassen müssen und sich ihre Brautausstattung — einmal drei Hemden, im nächsten Jahre die Bettstellen, dann die Matratzen, hin und wieder ein Stück von der Kücheneinrichtung — allmählich anschaffen und endlich, wenn die Haut grau, das Blut schon still geworden ist und die Sehnsucht nach dem Wunder schon im Sterben liegt, dem Bräutigam in eine nur etwas anders geartete Tretmaschine folgen.

Dieses kleine, armselige Lebensziel hatte der Krieg gefressen: der Bräutigam war zerstampft worden.

„Auf dem Felde der Ehre. Für Deutschlands Weltmachtstellung. Für Kaiser und Reich und Erzgruben und Eisenbahnkonzessionen", dachte der Leichenwärter.

Und der Philosoph dachte: „Zwei sehen einander, werden miteinander bekannt. Und heiraten, ohne einander zu kennen.

Dreißig Jahre später kennen sie einander auch noch nicht. Und wenn der eine stirbt, weiß der andere immer noch nicht, mit wem er eigentlich verheiratet gewesen war. Denn jeder gibt sich sein Leben lang die größte Mühe, nur ja nicht zu erfahren, wie und wer er selbst ist. Wie könnte er da die Fähigkeit besitzen, zu erkennen, wer ein Anderer ist?... Wenn aber zwei tot im Leichenschauhause zusammentreffen, miteinander wieder aufwachen, sozusagen als Geschwister von der ‚Allmutter Nichts' neu geboren werden —

Der Philosoph betrachtete die Dampfheizung, die Warmwassereinrichtung mit den vernickelten Hähnen und der großen, weißglasierten Schüssel darunter. ‚Diesen Komfort werden wir allerdings nicht haben in unserer Wohnung.'

Der Wärter kam mit dem Tee zurück. »Sie atmen nicht?«

»Sagen Sie mir«, fragte der Philosoph dagegen, »für was ist denn eigentlich die Dampfheizung nötig in diesem Hause, wo doch für einen glatten Betrieb die erste Grundbedingung ist, daß alles ... frisch bleibt?«

»Ganz leichter Tee. Und ohne Zucker muß er getrunken werden ... Wenn ich in einem kalten Winter die Temperatur von wenigstens ein Grad über Null nicht beibehalten könnte, müßte ich ja die Wasserleichen von den Pritschen loseisen.«

»Also alles bedacht! Hier wenigstens ist für alles gesorgt, wie?«

»Ja, hier fehlt nichts ... Die Organisation für die Toten ist bei uns einwandfrei. Und die Organisation für das Massensterben ist, wie wir jetzt zugeben müssen, bei uns ebenfalls einwandfrei.«

»Sie sind also auch gegen den Krieg?« Der Philosoph betrachtete die achtzehn Selbstmörder, die blauzüngig, starrgesichtig und stumm gegen den Krieg protestierten. »... Dieses

Leichenschauhaus ist ja geradezu ein pazifistischer Schlupfwinkel.« Er stieg von der Pritsche herunter.

Die Ladnerin hatte das Mundstück noch zwischen den Lippen, sah aus wie ein Kind, das in ein Spielzeug bläst.

›Am allermeisten, mehr als die graue Not ihres Lebens und mehr als ihr Selbstmordversuch, rührt mich an ihr die Spitzen-Halskrause: dieses schüchterne, mißglückte Bestreben, schön zu erscheinen‹, dachte der Philosoph.

Die Truppen näherten sich im Laufschritt. Der vorauswippende Leutnant, mit geschultertem Degen, schien nur aus einer Brust zu bestehen.

»Ob sie schießen werden?« Der Rechtsanwalt riß den Philosophen in ein Haus. »Hat noch einen Ausgang. Durch die andere Tür kommen wir auf den Platz und näher an das Denkmal heran.«

Eine gewaltige Menschenmenge. Auf dem Sockel des Denkmals stand der Kellner.

Die beiden verstanden keines seiner Worte. Hörten nur das fanatische Bravogebrüll von der anderen Seite herüberklingen.

Hoch auf dem Maste, knapp unter dem weißviolett leuchtenden Bogenlampen-Dreistern, hing der Zwanzigjährige. Mit wilder Körpergebärde.

»Den werden sie herunterknallen.«

In der Allee stand eine lange Reihe Fuhrwerke, die den Platz nicht überqueren konnten.

Plötzlich hing an Stelle des Zwanzigjährigen hoch am Lampenmaste ein flatternder, roter Fetzen.

Das tausendfache Jauchzen wurde von den im Laufschritt ankommenden Truppen auseinandergeschnitten. Die Menge — junge Burschen und hauptsächlich Frauen mit aufgelösten Gesichtern — wich durch das dreiteilige Tor und in die Parkanlage zurück.

Eine knabenhaft hohe Kommandostimme. Klatschen auf Gewehrkolben. Drohendes Gelächter. Fliehende, dunkle Rücken.

Eine Frau mit loderndem Antlitz trat vor: »Schießt! Schießt!« Sie wurde verhaftet.

Der Kellner stand dicht beim Leutnant und sah ihm in die Augen.

Als der Philosophiedoktor und der Rechtsanwalt den Platz schon verlassen hatten und sich umwandten, sahen sie, wie ein Soldat am Lampenmaste emporkletterte und die Hand nach dem roten Fetzen ausstreckte.

»Es ist doch nicht unmöglich, daß die revolutionäre Geistigkeit das letzte, entscheidende Wort haben wird«, sagte der Anwalt.

Sie gingen eilig durch eine menschenleere Geschäftsstraße; nur in der Ferne rannte ein dunkler Frauentrupp davon.

»Leider ist die revolutionäre Geistigkeit bis auf zwei oder fünf halbverhungerte Vertreter, die gleich Irrsinnigen in einem Blut- und Lügenmeere ohne Balken machtlos herumschwimmen, schon in den Massengräbern oder in den Zuchthäusern. Das muß zu ihrer Ehrenrettung den kommenden Generationen gesagt werden ... Hier! Sehen Sie, hier!«

Das Schaufenster war eingeschlagen; der Lebensmittelladen leergeplündert. Frauen hatten die Gelegenheit, daß Polizei und Truppen auf dem Platze beschäftigt waren, schnell benutzt.

»Das ist nackter Hunger. Kein revolutionärer Geist«, sagte der Philosoph. Und hob einen geräucherten Fisch von der Straße auf. »... Wegen des Fisches und auch aus Kameradschaftlichkeit.«

Er schob ihn unter seinen schwarzen Havelock. »Dieses rapid ins Geldverdienen hineingeratene Volk hat, aus einem

öden Materialismus heraus, vor dem Kriege ‚Hoch' geschrien, bei Kriegsausbruch nichts als ‚Hoch' geschrien. Und jetzt schreit es nur deshalb nicht mehr ‚Hoch', weil der Magen schreit.«

»Wenn aber in jenem entscheidenden Moment die Führer nicht abgeschwenkt wären, in das Lager, das sie bis dahin bekämpft hatten? Dann würden wenigstens die ... organisierten Massen schon lange in den Protest hineinmarschiert sein, ebenso geschlossen, wie sie in den Krieg marschiert sind.«

»Und ebenso ahnungslos, wie sie in den Krieg marschiert sind ... Daran können Sie das menschenunwürdige und überaus gefährliche System einer Organisation erkennen, die ihre Mitglieder nur für den Klassenkampf um materielle Vorteile drillt, sie in allen Städten jährlich in dreihundertfünfundsechzig Parteiversammlungen nur zum Durchbringen von Resolutionen im politischen Parteiinteresse benutzt, anstatt sie ... geistig zu befreien, sie zu denkenden Menschen eigener Entschlußfähigkeit für das Gute zu machen ... Da braucht sich im entscheidenden Moment nur der Hauptführer als Dummkopf zu erweisen, braucht nur der Hauptführer zum Verräterchen zu werden, und die ... organisierten, denkunfähigen Massen schwenken mit ab, folgen ihm in den Krieg, ebenso geschlossen, wie sie ihm in den Protest gefolgt wären ... Die Geistigkeit ist verurteilt, untätig am Rande dieses Krieges zu verharren. Denn zwischen ihr und dem Volke besteht nicht der geringste bewußte Kontakt. Und selbst der Tod der Millionen konnte bei den Hinterbliebenen nicht den geringsten geistesverwandten Gefühlsprotest auslösen. Nur der Magen protestiert. Das ist Materialismus. Christus und Kant, Schiller und Goethe sind vor dem Kriege für eine Leberwurst, für drei Mark Wochenlohn mehr, für eine Wohnung mit Dampfheizung, für das Aufrücken in die ungeistige bürgerliche Lebenshaltung, oder

für das Verharren in ihr hingegeben worden. Materialismus: angefangen beim entseelten, maschinierten Fabrikarbeiter, über den vor Bequemlichkeit stinkenden Kanapeebürger und über den Kapitalisten, den modernen Philosophen und Dichter weg, bis hinunter zum ersten Diener des Staates. Hier haben Sie die Ursache des Krieges ... Dieser gewaltige Block von Egoismus, Gemeinheit und granitener Dummheit kann schwerlich von heute auf morgen gesprengt werden.«

„Und deshalb, meinen Sie, bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als den Gashahn zu öffnen, wenn die Einberufung kommt?"

„Es gäbe noch etwas anderes: ich könnte (‚weg von meinem Werke, weg von meinem Werke') den Sprung in die blutnasse Gegenwart, den Sprung ins blutnasse Volk machen und, gleich den vielen dunklen Volksexistenzen, die vom Gifte der Organisation verschont geblieben sind und deshalb protestierend auf die Straße steigen konnten, zusammen mit den vor Machtlosigkeit schon irrsinnig gewordenen, wenigen jungen Dichtern, die noch leben, unter beständiger Todesgefahr versuchen, das wegzureden, was seit Jahrzehnten in das Volk hineingeredet worden ist... Der dritte Weg, den der Stellungsbefehl dem Untertanen aufreißt, existiert für mich nicht. Da das tiefste Wort von Jesus Christus: Jede Sünde kann euch vergeben werden, nur die Sünde wider den Geist nicht', sich mit meiner Weltanschauung scharf deckt, kann ich nicht in den Kasernenhof gehen, oder ins Kriegspresseamt, oder in irgend ein Ernährungsamt... Ich bin mit einer Ladnerin und mit meiner Philosophie verheiratet. Und kann zur Not in ein Christushoch, in ein Sokrateshoch, in ein Kanthoch einstimmen. In ein Hindenburghoch oder ein Kaiserhoch kann ich nicht einstimmen; denn ich bin kein Sozialdemokrat."

Das Sprechen hatte ihn angestrengt und erregt; ein Abglanz geistiger Heiterkeit war nie ganz aus seinem Gesichte verschwunden.

Und entstand wieder, als er, heftig atmend im vierten Stocke angelangt, seine Frau begrüßte.

Die scheintot gewesene Ladnerin hatte sich wenig verändert: die Spitzenkrause schmückte noch ihren kindlich-dünnen Hals. Und in ihren Augen stand der innere Blick, den Menschen haben, die halb dem Tode gehören.

Behutsam führte er seine schon schwangere Frau in den niedrigen, schiefdeckigen Raum, der Wohn-, Schlaf-, Arbeitszimmer und Küche in einem war.

Und sah plötzlich, daß auf dem weißgescheuerten Küchentisch, den er auch als Schreibtisch benutzte, wieder ein Stellungsbefehl lag.

Der ungeheure Schrecken, gepaart mit augenblicklichem Erkennen seiner Situation, riß ihn sofort auf die reine Fläche, wo alle Dinge und Gedanken im schärfsten Lichte stehen, so daß keinerlei Ausflucht, Vorspiegelung, Selbstbelügung mehr möglich ist.

Da fühlte er wieder das furchtbare innere Weinen, das nicht bis in sein geistesstarr werdendes Gesicht vordrang. Es glich dem kalten Antlitz Gottes, als er dachte:

„Es gibt zwei Pole: das korrumpierte, krummgenagelte Weltgeschehen und das höchste, herrlichste Ziel für den Menschen: das ‚Reine Ich' und eine menschliche Gemeinschaft, für die er als Reines Ich handeln, leben und auch sein Leben hingeben kann. Diesem Ziele kann der Mensch nur so lange zustreben, solange er mit der Korruption, der Lüge, dem Zwange, dem Ungeiste unablässig kämpft. In dem Moment, da er eine Handlung begeht, die zu diesem Streben im Widerspruche steht, ist die Linie gebrochen. Der Mensch, der für eine, für seine Idee kämpft und stirbt, ist groß, denn er kämpft und stirbt auf dem Wege zu sich, stirbt im Kampfe um sein Reines Ich. Der Mensch, der sich zwingen läßt, zu handeln, zu kämpfen, zu sterben für eine Idee, die zu dem Streben nach seinem Ich im

Widerspruche steht, ist der Ärmste der Armen: denn er verliert das Kostbarste, das einzige, das der Mensch in Wahrheit besitzen kann: verliert sein Ich, verliert sich, ist nicht mehr, wird von den andern, die selbst nicht sind, besessen.'

In Gedanken las er das Wort ‚Stellungsbefehl'. ‚...Wenn ich dieser Aufforderung, mich zu stellen — wem stellen? ich habe mich nur mir selbst, nur der reinen Idee zu stellen, und einer menschlichen Gemeinschaft nur dann, wenn sie das Streben der Menschen nach ihrem Ich als berechtigt anerkennt und fördert — wenn ich dieser Aufforderung folge, werde ich, zusammen mit einer Reihe von Menschen, vermutlich zuerst im Kasernenhof aufgestellt, in dem der Grundsatz herrscht: ‚Du hast keine eigene Meinung zu haben'. Und der Grundsatz: ‚Macht und Gewalt stehen über Geist und Recht'. Ein Unteroffizier, ein Vorgesetzter — nur das Reine Ich ist mein Vorgesetzter — ein Unteroffizier, ein Mensch, der sich, der sein Selbst aufgegeben hat, also nicht mehr ist, ein Etwas wird im Auftrage derer, die ihn besitzen, sagen: ‚Das dürft ihr nicht tun; und das müßt ihr tun.' Ich werde also gezwungen, irgend etwas zu tun, oder nicht zu tun. Gezwungen! Das heißt: ich werde schlecht behandelt, eingesperrt, oder erschossen, wenn ich mich diesem Zwange nicht füge. Mit andern Worten: ich werde erschossen, wenn ich weiter gehe auf dem Wege, der zur Wahrheit, zum Geiste, zu Gott, zum Reinen Ich führt... Ich werde erschossen, wenn ich mich bemühe, so zu sein, wie ich bin?'

Der Philosoph rief seine Frau, die im Hintergrunde des Zimmers reglos am kalten Gasherd saß, vom Dunkel schon halb verschlungen.

„Weißt du, was Militarismus ist?"

Sie wollte antworten: ‚Wenn uns das Einzige, das Liebste, das wir haben, genommen, erschlagen wird.' Und

sagte: „Du meinst die Schiffe, die Kanonen... die Rüstungen.“ Sie konnte nicht weinen.

„Nein, diese Sachen aus Stahl und Eisen, die dem Volke so viel Geld und Arbeitsschweiß kosten, sind ungefährlich, verglichen mit dem, was Militarismus ist. Gefährlich und tödlich ist der geistige Zwang, der negative Geist, der konservierende Kollektiv- und Staatsgeist, der sich gegen den Geist richtet... Ich werde dir an einem Vorfall erklären, was Militarismus ist.“

‚Er will mir nur deshalb erklären, was Militarismus ist, um mir begreiflich zu machen, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als sich umzubringen‘, fühlte die Frau und sah schon jetzt ihre armen Einwände zerflattern.

»Was ich dir jetzt erzähle, denke ich mir nicht zurecht. Alle Zeitungen haben das berichtet:

Ein deutscher Soldat, der ein Stück der Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz zu bewachen hatte, sah, wie ein Mensch über die Grenze sprang. Die Pflicht dieses Soldaten war, hörst du, seine Pflicht war, gut zu zielen und sofort auf diesen Menschen zu schießen, diesem Menschen dadurch, daß er ihn verwundete oder erschoß, das Passieren der Grenze unmöglich zu machen. Das war seine ... Pflicht. Aber sein Wesen, sein eigenes Ich stand dunkel auf gegen diese ... Pflicht. Er wollte nicht schießen und ... schoß. Sah, wie der Getroffene fiel, sich bäumte und verröchelte. Und wurde ... wahnsinnig. Der Widerstand gegen das Morden muß also sehr stark gewesen sein; aber die Disziplin war noch etwas stärker ... Hier hast du auf der einen Seite, repräsentiert durch diesen Soldaten, die guten Eigenschaften des Volkes, und auf der andern Seite, gleichfalls repräsentiert durch diesen Soldaten, den Militarismus.«

Die Frau bewegte die trocken gewordenen Lippen.

»Du meinst«, sagte der Philosoph, »der Soldat hätte ja nur so zu tun brauchen, als ziele er, hätte in die Luft

schießen können. Das wäre dann sozusagen nur eine kleine Notlüge gewesen. Aber selbst dies lassen die Disziplin und das falsche Pflichtbewußtsein, die seit Generationen mit allen erdenklichen Mitteln in das Volk hineingepaukt worden sind, nicht zu . . . Außerdem trieb den Soldaten auch noch der Wunsch, von seinen Kameraden nicht für empfindlich und schwächlich gehalten zu werden. Dieses falsche Ehrgefühl, das sich allmählich beim ganzen Volke herausgebildet hat, ist das Allergefährlichste. Einem Menschen ohne Besinnen einen tödlichen Treffer in den Kopf hineinzujagen, ist eine Ehre; ihn nicht zu treffen, ist ein wenig ehrenrührig . . . Dieser arme, bedauernswerte Mörder will nicht schießen, zielt schnell und genau, schießt, trifft gut und wird wahnsinnig. Das ist Militarismus.«

»Du mußt hingehen. Vielleicht kommst du nur in ein Bureau.« Das hatten nur ihre Lippen gesprochen.

»Nein! . . . Höre, ein vielleicht noch klareres Beispiel dafür, was Militarismus ist: ein Soldat bekommt den Befehl, einen siebzigjährigen Bauern zu erschießen. Das war in Serbien. Der Soldat weiß nicht einmal, weshalb der Alte erschossen werden soll. Der Soldat bekam nur den Befehl, in dem stand, daß er den Alten in das zwei Stunden entfernt liegende Dorf zu führen und dort zu erschießen habe . . . Sein ganzes Wesen, das heißt, sein eigenes Wesen empört sich dagegen, diesen vollkommen wehrlosen alten Mann zu erschießen, dessen Verbrechen er nicht einmal kennt, und der auf dem Wege zwei Stunden lang seine Unschuld beteuert in einer Sprache, die der Soldat nicht versteht, und mit Tränen und Gebärden, die der Soldat ungeheuer versteht. Zwei Stunden lang kämpft der Soldat, während er neben dem Opfer über Feld geht, mit seinem Gewissen, hinter dem starr die Pflicht und die Disziplin stehen. Dieser Soldat hat für sich persönlich folgende Lösung gefunden: er schoß zuerst den Alten nieder, und dann erschoß er

sich selbst . . . Jetzt meinst du vermutlich wieder: wenn sein Gewissen, der dunkle, wilde Drang nach Wahrheit, nach seinem eigenen Ich, nicht zuließ, den Alten zu erschießen, ohne auch sich selbst zu erschießen, hätte er doch wenigstens nur sich selbst erschießen und den Alten laufen lassen sollen . . . Aber das wäre ja gegen die Disziplin, wäre ja eine Pflichtverletzung und wäre ehrenrührig gewesen. Das eben ist Militarismus. Nicht die Kanonen, sondern der negative Geist des Zwanges ist der Militarismus, den der Grenzsoldat und dieser Soldat als gegen den Geist, gegen das Gewissen, gegen ihr eigenes Ich gerichtet empfunden haben, und den gleich ihnen noch viele empfinden. Diese erleiden ein tragisches Schicksal: denn sie erkennen dunkel das vor Gott und den Menschen sündhafte dieses Geistes, leiden unter diesem Geiste. Und können sich nicht vor ihm retten. Millionen andere — nicht nur die Soldaten, sondern das Volk in seiner großen Mehrzahl — haben, zwar nicht vor Gott, aber vor ihrem, allerdings nur scheinbar vorhandenen, eigenen Selbst — das Recht, im Dienste dieses Geistes zu kämpfen, Menschen zu ermorden und selbst zu sterben: denn sie morden in dem guten Glauben, nicht zu morden, sondern für ein Ideal zu kämpfen, für ein Vaterland, für den Staat, für eine Gemeinschaft, die wert ist, beschirmt und erhalten zu werden. Man hat sie von ihrer frühesten Kindheit an mit diesem Geiste getränkt und gefüttert, ihr eigenes Wesen, ihr Ich in diesem Geiste total ertränkt. Sie sind für ihre Handlungen nicht verantwortlich zu machen. Denn sie konnten zu eigenem Denken, zu der Fähigkeit, sich moralisch zu entscheiden, konnten zu sich selbst, zu ihrem Ich nie kommen: sie sind nicht, sind nicht vorhanden, sind keine Menschen, sondern denkunfähige, seelenlose, unverantwortliche Automaten, die funktionieren . . . Verstehst du jetzt, daß es sehr schwer sein wird, den Militarismus umzubringen?«

Er bekam keine Antwort; die Frau war ganz plötzlich, von einer Sekunde zur andern, eingeschlafen.

Unter dem Philosophen versank die Welt. Sein Wesen wurde grau vor Einsamkeit.

Erst Minuten später betrachtete er wieder das Gesicht der Schlafenden, das den Ausdruck furchtbarster Trauer und Klage trug.

Sie sieht aus wie ein ungeborenes Wesen, das klagt, weil es nicht geboren werden kann, dachte der Philosoph. Und wußte plötzlich: „Sie ist eingeschlafen, weil sie erkannt hat, daß sie selbst eines dieser Wesen ist, die zu eigenem Denken, zu eigenem Leben, zu sich selbst nicht kommen durften".

Wilde Liebe und schmerzdurchtobtes Erbarmen drückte des Philosophen Kopf auf die Tischplatte. Vor seinem inneren Gesicht stand klar der Gedanke: „Für eine Gesellschaft zu handeln, deren Geist die Mitglieder zwingt, nicht zu denken, kein eigenes Leben, kein eigenes Ich, kein warnendes Gewissen zu haben, sondern seelenlose, unverantwortliche Automaten zu sein, die, wenn sie nicht jede befohlene Schandtat willenlos ausführen, eingesperrt oder erschossen werden, für eine solche Gesellschaft zu handeln, ist ein Verbrechen wider den Geist, das nicht vergeben werden kann. Es bleibt die sittliche Pflicht gegen Gott, gegen unser reines Ich, diese Gesellschaft zu bekämpfen und damit für die Möglichkeit zu arbeiten, daß einmal eine Gemeinschaft entstehe, in welcher der Mensch . . . gut sein darf, in welcher der Mensch er selbst, ein Ich, ein für seine Handlungen moralisch verantwortliches Ich und als solches . . . gut, das bedeutet: für die Gemeinschaft sein kann."

»Vielleicht kommst du nur in ein Bureau.«

Der Philosoph hob den Kopf; die Frau hatte aus dem Schlafe gesprochen. Ihr Gesicht war tränennaß. Durch eine leise Berührung erwachte sie sofort.

Er sprach eindringlich und sanft: »Nehmen wir einmal an, ich käme nur in ein Bureau. Und müßte nur ganz untergeordnete Arbeiten verrichten . . . Vielleicht nur Stellungsbefehle ausfüllen, mit den Namen derer, die daraufhin, meinungslos-pflichtbewußt oder vielleicht gegen ihren Willen, sich einfinden und, nach der Ausbildung, Menschen erschlagen oder selbst sterben würden für eine Gemeinschaft deren Geist schwer mitschuldig ist an diesem Kriege.«

»Ich weiß nichts mehr.« Die Frau hätte schwören können, daß sie diese vier Worte nicht gesagt habe.

»Es könnte aber auch sein, daß ich, eingefügt als meinungsloser Handlanger in die Maschinerie dieses höllischen Geistes, den Befehl schreiben müßte:'

‚Sie haben den Mann, namens so und so, serbischer Staatsangehörigkeit, siebzig Jahre alt, ins Dorf zu führen und ihn dort zu erschießen.'

»Was sollte ich dann tun?«

Nach minutenlanger Stille fragte er noch einmal: »Was sollte ich dann tun?«

Die Frau wußte und gab auch diesmal keine Antwort. Aus ihren Augen heraus fragte stumm das ganze Volk: ‚Was sollen wir denn tun?'

In der Stube stand schon die Finsternis. Und in ihr die dunkle Gewalt, die den Körper töten kann.

Da fühlte plötzlich der Philosoph, wie im tiefsten Urgrund seiner Seele, im mystischen Punkt, die Flamme entstand, die rapid zur Feuersbrunst wurde und seine Bereitschaft, sich wieder protestlos ins Leichenschauhaus zu legen, sekündlich verbrannte.

In ihm stand ein ungeheurer Wille auf: die Bereitschaft eines tödlich verzweifelten reinen Geistes, sich der Notdurft der Gegenwart anheimzugeben.

Von dieser Stunde an begann der stürmische Pilgergang.

Die schwangere Frau hatte nur ein wollenes Brusttuch mitgenommen aus ihrer Wohnung, in die sie nicht mehr zurückkehrten. Der Stellungsbefehl lag auf dem Tische.

Aus der unvermittelt in ihm entstandenen wilden Hoffnung, daß das unmeßbare Leid dreier Kriegsjahre den Aufstieg des Menschenrechtes ermöglicht habe, wuchs dem Philosophen die Kraft zu dem Versuche, den vergewaltigten Menschen zu erklären, weshalb ihr Ausharren und ihre Arbeit Mord und gegen sie selbst gerichtet sei.

Seine Stimme hallte durch die Stadtviertel, in denen der Gestank der Armut und des Hungers stand.

Die ‚Unbekannten': dunkle Existenzen, aus dem nie versiegbaren Behälter der Volksseele plötzlich emporgestoßen in die ewige Freiheitsidee, stiegen auf die Straße. Volk, dem Zwange entrissen, ins Menschentum hochgerissen, stieg auf die Straße.

Und während die Führer des Volkes in blutüberströmter Bescheidenheit weiter über kleine Reformen resultatlos diskutierten, weiter unverdrossen neue besetzte Länder, neue Versenkungen und neue Kriegserklärungen buchten, neuen Zwangserlassen gegen das gemarterte Volk und neuen Dankadressen an die Sieger zustimmten, während so das Volk zu Millionen im Blute ersoff, versuchten in der überreif gewordenen Zeit der Philosoph und seine Anhänger, zusammen mit dem Kellner und dem Zwanzigjährigen, die gequälten, vergewaltigten Herzen für die Idee der Freiheit und der Liebe aufzureißen. Versuchte mit letzter Hingabe der Philosoph, dem Volke zu zeigen, auf welcher Seite im Lande der Feind, die Brutalität und die Dummheit waren.

Das Netz maßlosen Leides und dunklen Aufruhrs lag über der Stadt.

Erst bei der wuchtigen Massenerhebung gegen den Raubrittergeist einiger zehntausend mittelalterlicher Existenzen, gegen den Raubrittergeist, der den Krieg losgebunden hat,

traf die Gewalt den Philosophen, als er in der Menschengasse, die von herangaloppierenden Schutzleuten in die Menge hineingerissen worden war, das Recht des Menschen proklamierte: vor dem Leutnant,

der den Befehl zum Feuern gab.

Die Frau ging langsam auf den Ermordeten zu: schritt langsam hinein in die zweite Gewehrsalve junger Soldaten, die, bleich und im Herzen schon empört, noch in der falschen Pflicht standen.

Die vierzig- und fünfzigjährigen Landsturmmänner hatten sich geweigert, ins Volk und damit sich selbst in Herz zu schießen.

Am andern Morgen lagen der Philosoph und die Ladnerin, als Repräsentanten des Volkes, wieder im Leichenschauhause, nebeneinander.

Die Idee, die nicht erschossen werden kann, brach in Millionen Herzen ein.

Der Wärter stand vor dem Paare. Und plötzlich rückte er die zwei Pritschen dicht zusammen. ‚Man liebt doch die Menschen. Liebt doch die Menschen... Die armen Menschen.

Das Leichenschauhaus war vergrößert, die Wand, die das Zimmer des Wärters und das Wartezimmer für die Angehörigen abgesondert hatte, war herausgebrochen, der weiße Steinplattenboden fortgesetzt und die Pritschen um 16 Stück vermehrt worden.

Der Bruch war, wie bei Typenmöbeln, die glatt aneinandergefügt werden können, nicht zu bemerken.

Ein vierter, neuer Horizontalventilator kreiste zusammen mit den drei alten über den zweiunddreißig Leichen.

REVOLUTION DER ERLÖSUNG

VON HERMANN KESSER

> Erwägt man zum Beispiel, was alles schon deutsch gewesen ist, so wird man die theoretische Frage: was ist deutsch? sofort durch die Gegenfrage verbessern: »Was ist jetzt deutsch?« — und jeder gute Deutsche wird sie praktisch, gerade durch Überwindung seiner deutschen Eigenschaften, lösen. Friedrich Nietzsche

Der Mensch dieser eingestürzten Zeit hatte sich ein Labyrinth geschaffen, ein Spiegel-Labyrinth mit Scheinwerfern, in dem er auf allen Wegen seinem eigenen Bild begegnete. So sah er sich gegen jeden Zweifel tausendfach bewiesen und bestätigt, vergrößert und verklärt; in krankhafter Selbsterhaltung wollte er sich den Glauben an den Sinn seines Daseins bewahren.

Es war gegeben, daß er, um dieses Dasein weiterzuleben, jeden Ausgang ins Freie verschloß und das natürliche Licht nicht einströmen ließ. Er war nun vorübergehend gegen Zersetzung geschützt und hielt sich aufrecht; aber er war doch schon aufgezehrt und Wand an Wand mit dem Untergang.

Das Labyrinth begann zu zerfallen: Er klammerte sich immer noch an sein eigenes Bild. Selbst den Untergang wollte er, sich zum Preise, eilfertig in monumentale Historie umspiegeln. Dieses letzte Selbstporträt, von Eigenlob geschaffen, setzte sich nicht mehr durch. Alles zerfiel.

Auf den Trümmern steht der Zeitmensch, ein Sterbender mit weitem Gesicht und erraffenden Augen, und nimmt zum Abschied Stück um Stück einer brechenden Welt in die Hand. Kreisende Lichter jagen am Horizont; Straßen ins Freie sind auf, in unendlicher Zahl, alle brandig und finster.

Er ruft um Hilfe. Worte kreuzen in ihm, Worte, der stürzenden Zeit; sie helfen ihm nicht, sie sind plötzlich abgegriffen und abgeschliffen.

Ringsum ist Schweigen, aber das Schweigen und die Stille machen ihn erkennend. Er horcht in sich hinein, beginnt sich wieder zu hören, und fängt an wieder wissend zu werden: Mit dem Geist, mit der Seele, mit dem Gott in sich.

Und er fühlt, daß der Anbruch der Rettung ist: sich als bewußtes und verantwortliches Geschöpf zu bejahen, um im Namen des Menschen in einem neuen Anfang der Menschheit zu sein.

Die Frage nach der Bewußtheit, nach dem Gewissen, nach der Seele ist die erste Frage von heute, und sie schließt in dieser Geburtsstunde einer Zukunft alle andern in sich.

* *
*

Alle Menschheitsführer haben diese Frage durch Worte Werke und Taten bejaht. Sie ist entschieden durch Propheten und Evangelisten, durch das alte und neue Testament, durch die Religionsstifter, durch die Lehren der philosophischen Geiststifter von Sokrates bis zu Nietzsche und durch Künstler und Dichter aus dem Geschlecht der Religions- und Geiststifter, die vermittelnd zwischen Seele und Sinnlichkeit stehen. Sie alle sind eine bekennende und schaffende Einheit. Sie manifestieren den Geist, der sich ausdrücken will. Ihre gemeinschaftliche Sendung aber heißt: Der Mensch.

Der Geist — Goethe hat ihn die höchste denkbare Energie im Sittlichen genannt — ist der ewige Kraftstoff des ideellen Menschen.

Religion aber ist das unauslöschbare Streben des Menschen sich denkend fühlend und handelnd dem Göttlichen und Geistigen zu verbinden.

Tolstoi, ein wunderbares und leuchtendes Beispiel, wie der Dichter und der religiöse Wegleiter in einer Erscheinung vereint sein können, der letzte Tolstoi hat in seinen aller-

letzten Erkenntnisgesetzen den gemeinsamen Ursprung aller Religion, Sittlichkeit und Kunst aufs Neue begreiflich gemacht. Er sagt: Liebe ist Gott; er erklärt das Suchen nach Schönheit aus dem Vorhandensein der Liebe, und als Aufgabe des Menschen betrachtet er, das »schöpferische Werk der Liebe« zu verrichten. Sein Begriff der Liebe ist geistige Ergriffenheit, denn Liebe ist ihm: Die Sehnsucht nach dem Göttlichen, nach sittlicher Erfüllung, nach Vervollkommnung und Erlösung.

Durch das Medium solcher Erleuchtung gesehen, erscheint der Mensch aller Zeiten, selbst der Mensch von heute — trotz allem was in einer seelisch erkalteten Welt dagegen spricht — als eine Wirkung des Geistes. Und soweit er in Empfang genommen hat, was wir unter Kultur verstehen, ist er es in der Tat; denn alle Formen seiner Gefühle, alle Formen sich denkend auszudrücken, alle höheren Willensformen, die den Menschen vom Tier unterscheiden, sind Erschaffungen des Geistes. Ja, die menschliche Seele selbst, sie ist ein ewig unvollendetes Werk des Geistes; sie ist erzeugt durch den bewegenden und belebenden Odem von entzündeten Propheten, Priestern, Heiligen, Philosophen, Dichtern, Künstlern und — von den Tatmenschen der Idee, die ihr Leben als Opfer und Vorbild leben. Wären diese Entzündeten, wäre diese »Geistlichkeit« nicht gewesen, gäbe es keine Seele; würden sie ausgetilgt, würde die Menschheit unverweigerlich in einen Zustand der Erstarrung fallen. Aufhören würde das Sittengesetz; verstummen würde die Sprache; statt Liebe würde nurmehr animalische Fortpflanzung sein, aussterben würden die Sucher und Nehmer der Schönheit. Es gäbe keine Schönheit mehr, auch keine Naturschönheit; das menschliche Auge, vom sehenden Künstler, dem Augenöffner, auf die Herrlichkeiten der Welt gelenkt, würde achtlos am Sternenhimmel und an der untergehenden Sonne vorbeigleiten. Denn diese Schönheiten sind vom Geiste und von der Kunst gefunden, erfunden worden. Das Naturgefühl, wir können es an der übersehbaren Geschichte der Menschheit

nachprüfen, ist nicht als etwas Unveränderliches vorhanden gewesen; es ist durch Kultur entstanden und entwickelt worden — wie das Gefühl für das Sittliche, für Gerechtigkeit, für Freiheit und Menschlichkeit.

Verbluten wir uns heute nicht an der Ergründung unsichtbarer Fragen! Seien wir genügsam — zugunsten der sichtbaren Menschheit! Seien wir tätig im Sinne des Geistes, den wir erkannt, erfahren und erlebt haben!

Erlebt haben wir, was der Geist für den Weg der Menschheit bedeutet. Erfahren haben wir, daß er uns Menschen, als einer strebenden Gemeinschaft gleichartiger Wesen — alles ist, nicht mehr und nicht weniger. Erkannt haben wir, daß er durchaus nicht ist: Eine nebenhergehende Erscheinung, die das Dasein mit spielerischen Strahlen beglänzt: etwa als eine entbehrliche Zugabe, als Luxus, als Unterhaltung, als Reiz und Abwechslung. Erfahren haben wir, daß die Jahrhunderte ein Werden und Handeln aus dem Geiste gewesen sind. Man hat beweisen wollen, daß die Geschichte der Menschen in Hunger, Handel und Geschlechtstrieb aufzulösen ist. Auf diesen materialistischen Irrtum ist zu antworten: Ja, die Geschichte jenes Lebewesens, das kein anderes Ziel kennt, als seine Triebe zu befriedigen und sich zu vermehren, oder eines Menschen, der sich, wirtschaftlich gesprochen, nur als Geldverdiener und Geldausgeber betrachtet, kann vielleicht so betrachtet werden. Es kommt darauf an, für was wir uns entschließen wollen. Der bewußte Mensch, dem Geist der Seele und dem Gott in sich ergeben, steht seit Jahrtausenden immer gegen diese Auffassung auf, und er allein hat uns hinterlassen, was aufwärtsführt: Er, der Absolutist der Geistigkeit, das mächtige vorwärtstreibende Perpetuum mobile aller Zeiten.

Er ist Wort geworden im Mythos, in den Religionen, in der Philosophie und in der Dichtung, er hat sich Gestalt gegeben in Bauwerken und Bildern, er ist Klang und Ton geworden in der Musik.

Die Religionsgründer, die Märtyrer, die politischen

Heilande: Plato, Kant, Schopenhauer und Nietzsche; Homer, Dante, Shakespeare, Goethe und Hölderlin, Dostojewski, Zola, Tolstoi und Strindberg; Raffael, Michelangelo und Hodler; Bach, Mozart und Beethoven; die aegyptischen Pyramiden, die gotischen Dome, die Plastik der Griechen, Phidias und Rodin: Das alles ist vor der Ewigkeit eine sinfonische Dichtung von unsterblichen ideellen Energien, die den gottergriffenen, seelisch getragenen Menschen auf Erden einsetzen will.

Sie ist Nähe des Paradieses, Ahnung olympischen Glückes, Begeisterung für den Himmel auf Erden; sie ist ebenso Polemik, Kampf gegen die Hölle, Protest gegen Greuel und Unrecht, gegen die Gewaltherrschaft der schlechten Instinkte; ist also, kurz gesagt, Kultur; denn an der Kultur arbeiten, das heißt nach Nietzsche: an der Umschaffung der Überzeugungen arbeiten.

Der umschaffende Geist — alle Machtbesitzer haben ihn erkannt und haben ihn darum verfolgt — ist der immerwährende Revolutionär und Rebell, stets in Auflehnung begriffen, stets bereit, den Menschen zu verwandeln. Er ist, absichtlich und unabsichtlich, destruktiv, er schreckt nicht vor Zerstörung zurück, um aufbauen zu können. Die urchristliche Lehre — mit der Organisation der Kirche, die sich später ausgebildet hat, nicht zu verwechseln — war bedingungslos destruktiv, sie ist kommunistisch gewesen, und wurde wegen ihrer staatspolitischen Folgen, wegen ihrer auflösenden Tendenz so furchtbar bekämpft. Schöpferisch-destruktiv sind alle Religiösen gewesen, alle Philosophen, die auf der Tafel der ganz großen und bleibenden Menschheitssprecher verzeichnet sind, und fast alle Künstler und Dichter, von denen Kunst und Schrifttum um dauernde Werte vermehrt worden sind. Sie sind destruktiv gewesen — nicht aus Neigung zur Zerstörung, sondern durch ihren schöpferischen Gehalt, ihren Willen zur Erneuerung der Daseinsformen, diesem Willen, der dem Bestehenden schon darum entgegengesetzt sein muß, weil alle geistigen und künstlerischen Energien

wahrscheinlich letzten Endes in einer Unzufriedenheit, in einem produktiven Gefühl des Nichtgenügens an dem Zustand wurzeln. Es gibt weder große Philosophen noch große Dichter, die als Lobredner und Verherrlicher ihrer Umwelt groß geworden sind. (Den Zustand, die tatsächliche Wirklichkeit zu bestätigen und zu preisen, das ist von der Antike bis auf diese Gegenwart die Art von Gewerbetreibenden oder Beamten der Religion, Philosophie und Kunst gewesen.)

Der Geist ist ein unaufhörlicher Verwandler und Veränderer der Menschheit. Ihm, dem unablässigen Überwinder alles dessen, was unzulänglich ist, gegenüber sind die Trägheit, das Beharrungsvermögen, die Gleichgültigkeit; sind diejenigen, die sich — meist unter Berufung auf die schicksalhaft verhängte Unkorrigierbarkeit der Mitmenschen (der Gegner und Feinde!) weigern, dem Geiste zu willfahren, sind die Armeen derer, die nicht bewußt und verantwortlich werden wollen — mit ihren auf das Schärfste ausgebildeten Abwehrsinnen gegen alle Symptome des lebendigen Geistes.

Erinnern wir uns! Erinnern wir uns der vorletzten Zeit (wie ich eine größere, dem Kriege entgegengehende Epoche nennen möchte) der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit der überaus bezeichnende Vertreter des Stillstands gegen die neue Malerei aufgetreten sind. Bekämpft wurden Künstler, die scheinbar nur der Farbe, der Linie, dem Gegenständlichen zugewandt waren, zwar — ich denke jetzt an die Maler, die mit einem verbreiteten Wort etwa Impressionisten genannt werden — fremd und neuartig, aber keinesfalls als Verkünder einer Weltanschauung gewirkt hatten, von der die bestehende Gesellschaftsordnung erschüttert werden konnte. Aber mit sicherer Witterung wurden sie von jenen, die sich über den tiefen Zusammenhang von Stil und Gesinnung niemals Rechenschaft gegeben haben, als ein ihrem konservativen Wesen unbehaglich Entgegengetztes abgelehnt; meist unter dem Vorwand: unverständlich und geschmacklos, in Wirklichkeit aus der

Ahnung, daß diese Kunst einem Fortschritt, an dem man nicht teilhaben wolle, Gebiet gewinnen würde.

Zu einer klaren Vorstellung hat sich diese Ahnung freilich nicht mehr verdichtet. Denn daß jedes Werk eines Schöpfers undenkbar ist ohne Sittlichkeit, ohne Freiheit, ohne Menschlichkeit, daß jede künstlerische Tat — kulturell betrachtet — eine bestimmbare Kundgebung ist, für das Sittliche, Freie und Menschliche: Diese Einsicht war einem Zeitalter und war vor allem seiner Führerschaft völlig fremd geworden.

Was von der Vergangenheit hinterlassen worden war, das prüften diese An-Führer auf seine Verwendbarkeit zu Ausstattungs- und Betriebszwecken; und was von neuen Geisterzeugnissen diesem Betrieb widersprach, das wurde als geschäftsuntauglich und unverwendbar entwertet.

Es kam dazu, daß der staatlich bestellte Katheder für offizielle Philosophie über der wirklichen Philosophie stand, das Theater über dem Drama, das Konzert über der Musik, die Kunstausstellung über der Malerei, das Buch über der Dichtung. Und es kam weiter, daß der durchschnittliche Demokrat, der Parteipolitiker, sich ebenso von der Demokratie entfernte, wie der Sozialdemokrat vom Sozialismus, und daß der verwaltende Beamte über die Gemeinschaft, der Staat über das Volk, und die Staaten über die Menschheit hinauswuchsen. Es war allenthalben das mechanistische Interessen-System übermächtig geworden und löste sich zusehends los von der Idee, vom Geist. Das System täuschte Zusammenhänge mit der Sittlichkeit vor, statt ethisch gebunden zu sein, es arrangierte, veranstaltete Humanitäten, statt menschliche Ziele zu gestalten. Das System erteilte nur noch Befehle zu Erfolg, Geschäft, Karrière, es gab Imperative für Interessen aus, keine Aufträge an die menschliche Seele. Denn das kann das System nicht, das kann nur die aus dem Geist geborene und gefühlserschaffende Idee. Keine Frage, unsere Zeit, diese Zeit war zu Beginn der Weltkatastrophe dem Geist so

weit entrückt, wie es nur jemals ein seelenloses Wegstück in der Geschichte der Menschheit gewesen ist.

* * *

Ich habe den Geist als ein Dynamisches, als eine zu der immer wiederholten Auferstehung der Menschen bestimmte Grundkraft zu erfassen und ihn in seinen kulturellen Strahlungen zu erklären versucht. Einzig von dieser seiner gestaltenden Wirkung möchte ich hier ausgehen.

Es ist, um einer Menschheit weiterzuhelfen und ihr die denkbar größten Wirkungen des Geistes zu sichern, als Rettung empfohlen worden: Den Geist in den Stand der Macht zu setzen.

Aber in dieser Forderung, die als Reaktion gegen die Herrschaft der Unvernunft durchaus verteidigt werden muß, liegt die Gefahr eines möglichen Mißverständnisses. Der Mensch, selten empfänglich, wenn von außen her das Gebot der Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit auf ihn zukommt, kann nur durch eine innere, eine seelische Umbildung geistig gehoben werden. Die Entdeckungen des Scharfsinns bleiben unwirksam, wenn die Ideen nicht im Gefühl des Einzelnen freiwillig zu einem schöpferischen Dasein erwachen. Die Erlösung kann nicht darin bestehen, daß der Mensch von verzweifelten Kugeln der empörten Intelligenz getroffen die Hände hochhebt und bezwungen »Kamerad!« ausruft. Auf allen Stationen der Gewalt ist die Wegrichtung zum Ziel, zum Reiche des Gottes und Geistes schon verlassen, da ist das Ideal, das niemals durch einen Marschbefehl und durch die Androhung des Todes erreicht werden kann, schon preisgegeben, da sind abermals Sieger und Besiegte, die sich wechselseitig in Sklaverei und Gefangenschaft führen: eine dauernde Kameradschaft kann so nicht werden.

Der Geist kann ebenso wenig in den Stand der Macht gesetzt werden wie die Güte und die Menschlichkeit.

Der Glaube an den Segen der Macht schafft immer wieder die Niederlage der ganzen Menschheit.

Frieden und Befreiung werden erst sein, wenn dieser Glaube, ein Vermächtnis aus dem Zusammenbruch, an Erschöpfung zugrundegegangen ist.

Der bedingungslose Glaube an die Gewalt aber ist nie etwas anderes als Verzweiflung und Ohnmacht gewesen. Denn überall wo sich Lüge, Betrug, Haß und Roheit in Bewegung setzen, da ist Verzweiflung und Geistverlassenheit, da hat der Gott, der niemals fragt, wer zuerst mit der Liebe anfangen soll, kaum seinen Schatten zurückgelassen, da ist keine Bindung mehr mit ideeller Kraft, da ist nur noch triebhafter Rausch. Umso gefährlicher wenn er die mißbrauchten Massen als handelnde Einheit umfaßt hält! Der einzelne Mensch, auf sich selbst gestellt, ist weit williger, bewußt und verantwortlich zu werden als die handelnde Masse, in der die Verantwortung auf Tausende und — wie beim kriegführenden Militärstaat — auf Millionen verteilt ist, und deshalb als eine bis ins Unendliche verkleinerte Pflicht und Last abgewälzt oder garnicht empfunden wird. Darum sind Völker als Unisono schwer zu bekehren. Aber hundert nationalistische und ebenso viele antisoziale Wände werden sinken, wenn das isolierte Gewissen des Einzelmenschen, erzieherisch vorbereitet, berührt und bekehrt werden kann. Diese isolierte Seele kann ohne jedes Hindernis angesprochen werden. Das Gewissen der Völker, durch Parolen, Devisen und Schlagworte ausbeutender Machtbesitzer geschwächt oder ganz vernichtet, muß vom Individuum aus umgeschaffen werden.

Für immer werden die Gebilde, die den Namen Staaten führen, eine Ungeheuerlichkeit bleiben, wenn sie fortfahren in ihrer Eigenschaft als Staaten auf die Moral, die der Einzelne und die Familie für sich als verbindlich anerkennen, Verzicht zu leisten.

Muß die öffentliche Moral, je öffentlicher sie ist, wirklich immer nur eine umso dünnere Auflösung der privaten Moral sein?

Geht es wirklich an, wenn es sich um Krieg, Politik und Eigentumsbehauptung handelt, diese Lösung einfach mit Nationalfarben herzustellen und für Moral-Getränk auszugeben?

Ja, hat man denn mit diesem Verfahren so gute Erfahrungen gemacht, um nicht in diesem noch immer schauerlich eingefrorenen Panorama von heute mit allem Ernst darüber nachzudenken, ob man nicht »Nein!« sagen, schreien müßte?

Wie heißt es: Einigkeit macht stark? Nein, Einigkeit kann auch schwächen! Es handelt sich wohl weniger darum, ob man einig ist, als worin man einig ist. Stark macht nur die Einigkeit im Zeichen des Geistes. Stark wird sein, der sozialpolitischen Weltbewegung gewachsen wird sein, als ein Glied in der kommenden Volks- und Völkergemeinschaft wer auf den Anruf des Schicksals in jeder neuen Stunde der Entscheidung mit nieversagender eigener seelisch-sittlicher Kraft zu handeln weiß. Dieser wohlvorbereitete Mensch allein wird für die Zukunft gerüstet sein, nicht mit Hilfe eines intellektualistischen Panzerhemdes, nicht mit Gründen und Schlauheiten — sondern mit einer reinen und sicheren Empfindung. Und für diesen Menschen wird die Zukunft keine Schrecken enthalten. Er wird ihr entgegengehen ohne jede Angst, allein zu bleiben; ohne jede Sorge, von jenen, die an seiner Gesinnung nicht teilnehmen, überrannt zu werden; ohne verzehrende Schicksalsunruhe: und mit dem festen Entschluß zur Gestaltung einer neuen Menschenkameradschaft; als der berufene sozial befähigte Mensch.

* * *

Dieser Mensch, abgesagter Feind jeder Vergewaltigung, ist schon auf dem Wege.

Er hat in uns allen gelebt, schon vor der Katastrophe des Krieges. Er brach in jedem, der empfindsam war, einmal aus: in Augenblicken namenloser Gefühlssonnigkeit oder verzweifelnder Finsternis. Beides kann so erschüttern und wecken, daß Alltag und Gewöhnung ganz in Nichts versinken.

Wie durch Raum und Zeit sieht der zitternd erweiterte Blick, als ob die niederziehende Schwerkraft, die Trägheit des Herzens, verschwunden wäre, um sich; und erkennt geordnete Willkür, Zufall, Wahnwitz und Unsinnigkeit, und schaut den geöffneten Abgrund und frägt vor Menschenhaufen, Straßen, Schulen, Kasernen, Fabriken und kommandierenden Denkmälern und Palästen:

Bin das ich?

Bist das du, Mitmensch?

Ist darum Geburt, Liebe und Tod? Ist das die Heimat meines Herzens? —

Revolution, die wahre Revolution, das ist vor den Jahrhunderten die Stunde der politischen Gehirnerschütterung im Lebenslauf eines Volkes. Sie ist nicht, sie ist nie durch eine künstliche Flamme entzündet: Durch ein erstes Signal zur Rebellion, durch eine erste Tribüne, durch einen ersten Sturm auf ein Tyrannenhaus, durch Hetzer und Wühler; und sie wird nie und nimmermehr ausgelöscht durch die Zerstörung der Signale und Tribünen, durch Mord und Gefängnis, durch Leichen-Stille und durch bestellte Dolmetscher der Zufriedenheit und täuschende Sänger des Gewesenen. Das glaubten nur seelenlose Maschinisten der Politik.

Die wahre Revolution stellt die Frage:

Ist das meiner Mutter Land?

Mein Mutterland?

Diese Herren und Gebieter, diese Wappen und Fahnen, diese Gewalten, diese Grenzen und Schranken, diese Moralstraßen, diese Gesetze und Lehren? —

Wie? Wäre der Gewinn einer Antwort nicht so wertvoll wie ein gewonnener Krieg? Wäre die Lösung nicht einen verlorenen Krieg wert? Wäre ein verlorener Aufstand der Moral nicht eine größere Schande als eine mißglückte Erhebung des Machtgefühls? Soldaten, Kanonen, Giftbomben können nur vorübergehende und wenig beneidenswerte Episoden der technischen Machtverschiebung bestimmen. Es wird sich ergeben, daß diese Gegenwart und die nächste Zukunft nichts von dieser Wahrheit umstoßen. Es hat sich

schon ergeben; denn der Geist der Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Menschlichkeit steht immer jenseits vom Spruch der Gewalt; jede Gewalt schlägt sich selbst, im Sieg oder in der Niederlage. Fruchtbar für den politischen Geist, der weder durch den Aufstieg noch durch den Absturz der Gewalt bestätigt oder widerlegt werden kann, sind einzig die Gesinnungen, die ein Volk im Kampf mit sich selbst erobert hat. —

Die soziale Welt-Revolution stellt die Frage:

Soll diese Erde, das unendliche Mutterland, weniger wert sein, mit weniger Gewalt und mehr Gerechtigkeit, mit weniger Ausbeutung und mehr Menschlichkeit, mit weniger Kirchen und mehr Göttlichkeit?

Mögen Hunderttausende von Stimmen des dumpfen Elends sich mit dieser Frage vermischen: Ihre Sittlichkeit kann durch nichts entehrt werden, durch keinen besinnungslos mitschallenden Grimm und durch keine wütende Fratze der Mißgestalt. Sie ist uradeligster Herkunft; sie steigt aus der Tiefe der Ewigkeit empor. Sie wird in pausenlosen Rhythmen wiederholt, wenn der Gott entstellt ist. Sie ist das sehnsüchtige Verlangen, es möge sich ein Gott wieder auf Erden niederlassen, es möge die Erde wieder ein Tempel werden.

Die Wut über befohlene Greuel und über die Folgen der Lüge, aktuell gesprochen, der Haß gegen die Urheber des Millionenmordes, gegen die Anführer der Vergewaltigung, gegen das System der sinnlosen Macht, dieser Haß kann den Tempel nicht aufrichten. Er ist ein zweites Erzeugnis der Brandstiftung; und er ist die verschuldete Fortsetzung der Vernichtung, er hat — europäisch gesehen — den Atem von einem primitiven Straf- und Vergeltungswahn. Aber die Brandstifter selbst können ihn nicht beschwören, denn wer Feuer gelegt und geduldet hat, kann nicht Prozeß mit den Flammen führen. Und in der Luft von Gerichtstagen, von Henkern und Richtern, kann keine Kameradschaft aufblühen. Das alles ist trüber Tunnel mit Erinnerungs-Licht, das von rückwärts einfällt und deshalb von denen, die zurückschauen, immerhin mit Licht verwechselt wird. Auch

im Tunnel müssen die neuen Ideenstufen weitergeschlagen und immer vorwärts gerichtet sein. Es gibt keine Rückkehr gegen die wahre Revolution; die glühendste Frage kann nur durch die letzte glühendste Antwort und durch keine Auskunft von gestern versöhnt werden.

* * *

Sie wird von denen, die für eine Erneuerung der menschlichen Gemeinschaft und die Verwandlung der Welt nicht bereitet gewesen sind, niemals gegeben werden.

Wahrscheinlich ist, daß nur jene zur Mitarbeit auserkoren sind, denen die Vision einer veränderten Zukunft, wenn auch nur dem Gefühl erreichbar und vom Verstand noch nicht zu Begriff und Bild geformt, längst in blitzenden Gesichten aufgetaucht ist. Abseits von ihnen wird immer stehen, wer das unbemeßbare Geschehen dieser Jahre als einen Triumph des militärischen Glücksspiels oder als einen geschichtlichen Unglücksfall betrachtet, und die Hände nur brauchen will, um einer Menschheit auf die eingestürzte Bahn zurückzuhelfen; oder wer besorgt ist, es würde sich sein Volk als eine unbrauchbare Idealistensekte von der wirklichen Menschheitsaufgabe ausschließen; oder wer im Unglauben so versteinert ist, daß er das Glück in der Vervollkommnung der Institutionen zur Massentötung sieht; oder auch die Phantasielosen und Unbeschwingten, die den Reichtum des geisterfüllten Menschen nicht kennen, und den Lebensbaum für ewig entblättert halten, weil er nicht mehr mit dem jämmerlichen Macht-Zierat der letzten Zeit behängt sein wird.

Alle diese Ungesegneten wollen nicht begreifen, daß eine höhere Würde der Arbeit auch eine größere Würde der Geburt, der Liebe und des Todes erschaffen kann; sie boten sich wohl an, um eine Wirklichkeit zu bereiten, aus der eine Hölle geworden ist, aber sie wehren es ab, sich einem Traum hinzugeben, der ein Paradies ausdenken will. Sie schauten ruhig zu, da aus Jahrzehnten üppigster und massenhaftester Aussaat der Krieg aufging, ließen nicht gelten, daß er ein triefender Dämon sei und wollten ein

Schreckensgestirn von entsetzlichen Strahlen in einen wohltätigen Stern umfälschen; und sie gebärden sich ungeduldig, da in plötzlichen Tagen ein bleicher und zuckender Engel aufwächst und nennen seinen Kampf mit dem Dämon des Krieges Utopie und seine Verheißungen Lügenlichter.

Für sie alle, alle, alle ist jeder Aufruf, jedes Manifest, jeder Notschrei, jede Sprache — verlorener Schall. Sie sind unbekehrbar; für sie ist es zu spät. Sie sind zu alt und zu hart. Die Zukunft, die Gemeinschaft, der Sozialismus, die Versöhnung, der Wille zur Welt ohne Gewalt muß schon vorher in uns gewesen sein, um sich im Chaos der Entscheidung lebhaft und tätig zu behaupten.

* * *

Mit dem sozialen Menschen, dem Fragesteller, war der Geist längst auf dem Weg. Sie haben ihn einen Verneiner gescholten, einen Unterhöhler, einen Zersetzer; sie haben ihn mit zusammengebissenen Zähnen austreiben wollen. Denn die er ergriff, sahen die Verirrung und den verfinsterten Himmel und deuteten es. Und wie hätte man sonst bei Zeiten an neue Brücken und Sterne denken können, wenn der Geist nicht wach gewesen wäre?

Denker und Dichter, die von ihren Mitmenschen als Welt- und Menschenfeinde, als Kranke und Schädlinge verworfen worden sind, haben die Erneuerung der Welt eingeleitet.

Der Graben zwischen ihnen, die aus der Qual und Unrast ihrer inneren Kämpfe den Hülferuf ausstießen, und zwischen den geschäftigen Verfassern von schmetternder oder einschläfernder Begleitmusik: Er ist der heutigen Menschengenossenschaft noch nicht sichtbar. Doch rückblickend wird man einst erkennen, wer am geistigen Unterbau der Zukunft gearbeitet hat. Manche standen in einer so namenlosen Verlassenheit am Werk der rettenden Güte, daß sich beim Anblick der Zeitmenschen mitunter ihr

Antlitz bis zum Haß und ihr Willen bis zum Wahnwitz verzerrt hat.

Strindberg, der letzte große heroische Verneiner und vorbereitende europäische Erlöser, der verzweiflungreichste Geist an der Schwelle der Katastrophe, ist in einer Zeit der Gemütsverdunkelung auf die Goldmacherei verfallen. Er wollte die Geldmenschheit mit ihren eigenen Waffen schlagen.

* * *

Der neue Mensch in der Nähe des Geistes, der Mensch, der die Ankunft der Lebensgnade ist, der ist noch nicht weiter als ein junges Kristallgebilde, das mitten in verwirrten Kräften und Elementen klare und ebenmäßige Gestalt werden will, ein strahlender Körper von ungeahnten harmonischen Verhältnissen.

Malende Formgeber haben dieses letzte ganz geistige Menschheits-Ereignis auf ein bildhaftes Gleichnis gebracht. Sie haben, ahnungsvoll aufgewühlt vom Erlebnis der letzten und schwersten Fragen, die erstarrten Begriffe von Raum und Zeit im Sinn der herrschenden Anschauung aufgelöst. Sie drückten das Verlangen nach neuer Erkenntnis aus, indem sie die Flächen und Dimensionen entzweirissen und aufrissen, und sich viele allgegenwärtige Augen, befreit von der Trägheit der herkömmlichen Schwerkraft, und zahllose einander durchdringende Wirklichkeiten schufen: Symbole für ein erfühltes Werden, das Fluß, Strom, Ausbruch, Geschehen, Ereignis und — Genesis ist.

So hat sich — in unerklärlich-kryptischen Geistesbahnen — eine Zeit in sinnlichen Zeichen vorausgemeldet, in Zeichen, die zuerst nicht verstanden wurden, weil der Anschluß an die verabredete Konvention fehlte: Hier, bei jenen Bildern, die auf Futurismus, Kubismus und Expressionismus getauft worden sind — lagen vielleicht zu allererst die Eingeweide der Gegenwart bloß, wurde mit bekenntnishafter Entblößung und triebhafter Leidenschaft das wirrsälige, schmerzhafte und erlösungsbedürftige Herz dieser

Zeit gezeigt; hier ist der Zeitmensch und seine zusammenstürzende Materie. Und hier ist auch schon neu-konstruktiver, aufbauender Willen: In den mathematischen trigonometrischen Linien, jenen instinktiv gewählten Erinnerungen an eine unzerstörbare Ur-Ordnung.

Chaotische grauenvolle Verzweiflung und geistig überwindende Kristallbildung!

Der kommende Mensch kündigt sich an, in entstehender Klarheit, mitten aus seinen Gefühlskatastrophen heraus, und entgegen der Katastrophe, ein werdendes Kristall, gezeugt vom stetigen und ununterbrochenen Geist.

* * *

Immer wieder, und gerade von den finstersten Regisseuren dieser allerdunkelsten Zeit wird höhnisch behauptet, durch nichts sei der Glaube an den Geist mehr widerlegt worden, als eben durch diese Zeit, deren Hauptströmungen der Ungeist, der Völkerhaß, die Unmenschlichkeit, die Ungerechtigkeit und die Unsittlichkeit seien. Es gehört in das Bild der Geistfeinde, daß die beweglichsten und verfälschendsten Klagen über den Mit- und Nachbarmenschen von jenen angestimmt werden, die den Notstand der kriegerischen und sozialen Unmenschlichkeiten erweitert haben und ihn um ihrer selbst willen ausbeuten wollen. Niemand verlangt eine menschlichere Behandlung als der Unmensch, der stets auf der Suche nach Rechtstiteln ist, um seine unmenschlichen Eigenschaften zu betätigen. Ihn von der Gestaltung der revolutionär zu erobernden Menschenkameradschaft auszuschließen, ist Bedingung für jede erste erlösende Stufe. Seine Arbeit würde immer auf Dissonanzen gerichtet sein. Er lebt von der Unversöhnlichkeit und wird an ihr stark. Er lebt von der Feindschaft der National- und Klassenfarben und ist kraftlos und unsichtbar, wenn er sich nicht in ein buntes Kostüm stecken kann.

Seine Absicht ist: Zu verhindern, daß sich der allüberall schwebende Geist der Menschlichkeit verbündet; dieser Bund würde ihn beseitigen.

Seine Vorwände und Ausflüchte sind: Daß sich der Geist selber nicht einig wäre, wie die Welt zu verwandeln sei.

Unter Berufung auf die Verschiedenheit der geistigen Ausdrucksmittel leugnet er die immerwährende und gleichgerichtete Bewegung des Menschen in der Richtung des Geistes, verneint er den unaufhörlichen menschlichen Wanderer nach dem geistigen Ziel, den einzigen unumstößlichen Inhalt der Geschichte. Geschichte, das ist für ihn: Das Geschehen von Schlachten und Mord, von Autodafés, Hinrichtungen, Bartholomäusnächten und sizilianischen Vespern, und die Helden darin sind ihm Dynastien, Herrscher und Feldherren. Aber es wird noch eine heroische Geschichte gelehrt werden, für die der Tod des Sokrates wesentlicher ist als der Untergang des Leonidas bei den Termopylen und die Geburt der Geistbefreier Goethe und Beethoven wichtiger als die Schlachten bei Leipzig und Sedan.

Die Entstehung solcher Geschichtsbücher wird eine Frucht der erlösenden Revolution sein. Sie wird selbst eine Bedingung des Fortschrifts sein, denn sie wird unwiderlegbar beweisen, daß alle Völker und Länder durch ein- und dieselbe Dynamik des Geistes verwachsen und daß diese edelsten Energien nur künstlich getrennt und zerteilt worden sind. Eine andere Frucht und Bedingung zugleich: Daß alles Geistige was in Museen chloroformiert, in Bibliotheken philologisch verschlossen, in Hörsälen vorsichtig verwässert, in Theatern unterhaltend kanalisiert und in Musiksälen opiatisch verspielt wird, daß alles, was aus bewußtem materialistischen Raffinement und aus verlorener Kenntnis stumpf und unwirksam gemacht worden ist, seinem tiefsten Sinn zurückgegeben wird.

Die Menschheit kennt ihre Schätze nicht.

Fürchterlich ist der Irrtum, daß die Zeichen für die größte Revolution aller Jahrtausende, die, recht verstanden, eine neue Religion und neue Erlösung werden soll, Mordmaschinen und Blutflaggen seien. Unerhört ist die Behauptung, es fehle ihr an Vorbild für Wort und Gefühl.

Befreit, die ihr deutsch sprecht, die religiöse Inbrunst aus den gotischen Türmen; die Gemütstiefe aus den Dürerschen Holzschnitten; die unverschwommene Sehnsucht und Tragik aus dem Mythos des Nibelungenliedes!

Öffnet euch der Klarheit Lessings, dem irdischen Verwirklicher Goethe, der Beweglichkeit Heinrich Heines, dem Aufklärer und dem Erdenker des ewigen Friedens Immanuel Kant, dem Allerbarmer Schopenhauer, der kühnen und tapferen Umsturz-Romantik Friedrich Nietzsches und der Reinheit Hölderlins!

Laßt die Herzenskraft Bachs, laßt Mozarts strahlende Melodik und Beethovens Freiheitsbegeisterung strömen!

Geht im Geiste hundert Jahre zurück und in der politischen Wirklichkeit hundert Jahre vorwärts; stellt euch ein auf den Gipfeln, die euere unerschrockenen Führer vorausgegangen sind; überschwemmt die letzten Jahrzehnte kaufmännischen Schaumes und eingeredeter Machtstreberei mit unsentimentaler Vergessenheit! Und ihr werdet niemals mehr eure Märtyrer töten, eure Freunde verhöhnen und die falsche Rechnung eurer alten Katastropheure durch neue Verführer nachahmen lassen! Und ihr werdet dann im Kreis der kommenden Menschenversammlung allbeteiligte Bundesgenossen sein!

* * *

Die größte, schwerste, entscheidendste und letzte Frage bleibt gestellt. Zehn Fragen, alle einander verwandt, werden ringsum gestellt. Noch nie hat es Fragen gegeben, die so unerbittlich zu Ende gedacht werden mußten wie diese. Der Weg zur Lösung ist nur in mächtigen Sprüngen zu gehen. Noch niemals war soviel Schwung und Anlauf nötig. (Schrecklich genug ist, daß so viel Schwungkraft schmählich vorausverbraucht worden ist.) Man muß den Talisman des Geistes im Herzen tragen, um nicht zu stürzen. Kein System, keine Methodik, keine höhere, diplomatisch tuende Mathematik kann helfen. Das klare Einmaleins der Überzeugung wird sich als einzig brauchbar erweisen.

Alles liegt in einer einfachen und deutlichen Ungeheuerlichkeit vor aller Augen. Keiner ist, irgendwie geheimnisvoll erleuchtet, als heilbringendes Gespenst beschäftigt. —

Die Völker rüsten sich zu einer Menschenversammlung: sie werden über den Markt der beteiligten und ausgesperrten politischen Kaufleute hinwegschreiten, und sich nur die Männer auswählen, die den Markt der Makler zur Güte anhalten wollten.

Sie werden die zulassen, die mit einem unverwachsenen und gerüsteten Herzen kommen.

Ihr ruft in die Züge, die sich noch brennend und blutend, von Panik heimgesucht, ordnen wollen:

Wo ist denn der neue Mensch?

Ist er Schrecken, Aufruhr und Elend?

Nein, das ist er wahrlich nicht!

Zeit! Zeit! Krampfhaft geballte Fäuste, zum Schlagen erzogen, können nur langsam sich lösen; wir brauchen geöffnete Hände, die sich verbrüdern wollen!

Der Samen für das Paradies wird erst aufgehen, wenn sich die Erbschaft der Hölle verzehrt hat.

Wir waren fast tot. Das Erwachen ist schwer. Aber jeder, der das Land seiner Mutter liebt, wird das unendliche soziale Vaterland bauen.

Es ist das Leben.

Es ist die Antwort auf die Frage der Revolution.

Es ist ein Abschied von dem, was gewesen ist; es ist, auf einer jüngsten Lichtstraße, die Wiedervereinigung mit dem Ideal; und es ist die Auferstehung im Geiste, der Beginn der verlorenen Religion.

März 1919.

DIE INSEL DER VERNUNFT ODER DIE KLEINEN MENSCHEN

Lustspiel eines ungenannten französischen Schriftstellers aus der Sammlung »Le Nouveau Theatre Francois«, erschienen 1735 in Utrecht bei Etienne Neaulme.

(Aus dem Französischen übertragen von Franz Schulz.)

(Eine Gruppe von Menschen rettet sich aus einem Schiffbruch auf die Insel der Vernunft. Die Insel ist von Riesen bewohnt, die keine Vorurteile, keine sinnlosen Bräuche kennen. So sagt eine Frau dem Manne, der ihr gefällt: »Ich bitte Sie, mich zu lieben« — und wenn sie Gegenliebe findet, ist die Sache perfekt. Der König der Riesen beauftragt einen Gelehrten, Blectrue, die Art der unbekannten kleinen Wesen zu erforschen. Blectrue versucht ein Gespräch mit dem Dichter.)

Erster Akt, zehnter Auftritt

Blectrue, der Dichter.

Blectrue: Jetzt wollen wir uns ein wenig unterhalten. Ich habe eine gute Meinung von Ihnen gefaßt, da Sie schon den Instinkt haften, unsere Sprache zu erlernen.

Der Dichter: Lassen wir den Instinkt aus dem Spiele, Herr Blectrue; der ist für die Tiere geschaffen. — Es ist wahr, wir sind klein.

Blectrue: Überaus klein.

Der Dichter: Zumindest sind Sie dieser Ansicht, ebenso wie wir. Doch sind wir erst klein geworden, seit wir Ihr Land betreten haben.

Blectrue: Sind Sie dessen sicher?

Der Dichter: Ich spreche die Wahrheit.

Blectrue *(umarmt ihn)*: Kleiner Ehrenmann, der Himmel gebe, daß Sie nicht irren und daß es mein Ebenbild sei, was ich in einem so unansehnlichen Geschöpf umarme! Sie erregen mein Mitgefühl: Was! Sie wären ein Mensch?

Der Dichter: Allerdings.

Blectrue: Und wer hat Sie in den kläglichen Zustand versetzt, in dem Sie sich befinden?

Der Dichter: Bei meiner Ehre, das weiß ich nicht.

Blectrue: Sind Sie nicht einst der Größe eines vernünftigen Wesens beraubt worden? Tragen Sie nicht an den Folgen Ihrer Fehltritte?

Der Dichter: Die kenne ich nicht, Herr Blectrue; vielleicht ist es ein Zauberwerk.

Blectrue: Ich kenne keinen anderen Zauber, als Ihre Schwächen.

Der Dichter: Glauben Sie, teurer Freund?

Blectrue: Zweifeln Sie nicht daran, ich habe Gründe für diese Annahme und es freut mich, daß Sie selbst schon die Wahrheit ahnen. Über die erniedrigende Kleinheit, in der Sie sich befinden, hinweg glaube ich Sie zu erkennen. Ja, die Kleinheit des Körpers ist nur eine Ausdrucksform für die Kleinheit Ihrer Seele.

Der Dichter: Wohlan! Herr Blectrue, geschätzter Inselbewohner, geleiten Sie mich, Ihren Händen vertraue ich mich an: sagen Sie, was ich zu tun habe. Ich weiß wohl, daß der Mensch ein geringes Ding ist.

Blectrue: Er ist der Schüler der Götter, wenn er verständig ist: ist er es nicht, wird er zum Genossen der Tiere.

Der Dichter: Immerhin, wenn ich bedenke: Was sind meine Fehler?

Blectrue: Ah! Sie fallen zurück.

Der Dichter: Ich wüßte nicht, weshalb ich Genosse der Tiere sein sollte.

Blectrue: Ich sage noch nicht, daß diese Definition Ihnen entspricht. Doch wollen wir sehn: Was taten Sie in dem Lande, wo Sie lebten?

Der Dichter: In Ihrer Sprache gibt es kein Wort für den Beruf, den ich hatte.

Blectrue: Umso schlimmer. Waren Sie etwa ein verächtliches Wesen?

Der Dichter: Im Gegenteil, ich war sehr geehrt; ich war ein Mann von Geist und ein guter Dichter.

Blectrue: Dichter? Ist das etwas wie Kaufmann?

Der Dichter: Nein, Verse sind keine Krämerware und einen Dichter kann man nicht einen mit Versen Handelnden nennen. In meinem Lande beschäftigte ich mich mit Werken des Geistes, deren Sinn war, die anderen lachen oder weinen zu machen.

Blectrue: Werke, die weinen machen! Das ist sonderbar.

Der Dichter: Man nennt sie Tragödien. Es gibt da erhabene, bewundernswerte Helden, die umgeben sind von lauter Tugend und Leidenschaft; edle Sünder, deren Wildheit herrlich ist, deren Verbrechen etwas Großes haben und die sich mit hochherzigen Selbstvorwürfen quälen; schließlich Menschen, die achtenswerte Schwächen besitzen und die sich bisweilen in so wunderbarer und und heroischer Weise töten, daß man es nicht sehn kann, ohne tief bewegt zu sein, oder vor Freude zu weinen. — Doch Sie schweigen?

Blectrue (*verblüfft, mustert ihn erstaunt*): Nach dem, was Sie sagten, hoffe ich nichts mehr. Ihre Art erscheint mir tiefer problematisch denn jemals. Welch Potpourri von bewundernswerten Verbrechen, sündhaften Tugenden und heroischen Schwachheiten! Der Sinn besteht nur im Geschwätz. — Doch fahren Sie fort!

Der Dichter: Dann gibt es Komödien, in denen ich die Fehler und die Lächerlichkeiten der Menschen darstelle.

Blectrue: Ja, da ist es erlaubt, zu weinen.

Der Dichter: Keineswegs, das macht sie lachen.

Blectrue: Wie?

Der Dichter: Ich versichere Sie, da lacht man.

Blectrue: Weinen, wo es zu lachen gibt, lachen, wo man weinen müßte: verkehrte Geschöpfe!

Der Dichter (*beiseite*): Was er sagt, ist nicht ohne Bedeutung.

Blectrue: Und weshalb machten Sie diese Werke?

Der Dichter: Um gelobt und bewundert zu werden.

Blectrue: Sie liebten das Lob?

Der Dichter: Jawohl, es ist ein überaus anmutiges Ding.

Blectrue: Man verdient es aber nicht mehr, dächte ich, wenn man es so sehr liebt.

Der Dichter: Was Sie sagen, gibt zu denken.

Blectrue: Wenn man Sie bewunderte und Sie der Bewunderung würdig zu sein glaubten, gingen Sie da zu den anderen hin und sagten: »Ich bin ein bewundernswürdiger Mann«?

Der Dichter: Das tat ich allerdings nicht; ich hätte mich ja lächerlich gemacht.

Blectrue: Ah, ich verstehe. Sie verheimlichten, daß Sie lächerlich waren und waren es nur inkognito.

Der Dichter: Sie mißverstehen! Was denken Sie denn! Nach Ihren Worten wäre ich einfach ein Dummkopf gewesen.

Blectrue: Ein bewunderter Dummkopf, — besieht man es näher. Weiter nichts.

Der Dichter *(erschreckt)*: Mir scheint gar, er sagt die Wahrheit!

Blectrue: Sind Sie nicht meiner Ansicht? Sehn Sie es wie ich?

Der Dichter: Ja. Doch genug. Ich fühle eine Bewegung in meinem Innern, die ich nicht erklären kann.

Blectrue: Auch ich glaube eine Veränderung an Ihnen zu sehen. Mut, kleiner Mann, halten Sie die Augen offen!

Der Dichter: Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe. Ich muß allein über mich nachdenken.

Blecktrue: Gehn Sie, mein Sohn, denken Sie ernsthaft über sich nach! Trachten Sie, all Ihrer Narrheit sich zu entledigen.

HONORÉ DAUMIER

VON ADOLF BEHNE

Selbst der sogenannte deutsche »Kunstkenner« hielt Honré Daumier noch vor nicht ferner Zeit für einen witzigen Zeichner gesellschaftlicher und politischer Karrikaturen, der wohl nebenbei auch einige gute Bilder malte . . . für einen Tendenzler, einen Künstler zweiten driften Ranges. Erst in jüngster Vergangenheit ist hierin einiges von dem Versäumten nachgeholt worden. Die Berliner Militärbehörde hat die ungeheure künstlerische Kraft Daumiers anerkannt, indem sie verbot, während des Krieges seine Werke auszustellen. Eine Buchpublikation seiner Holzschnifte aus den Jahren 1833 bis 1870, redigiert und eingeleitet von Eduard Fuchs, konnte in München während des Krieges erscheinen und wirken!

Wie aber kommt es, daß der Ruhm Daumiers, eines der größten Geister der neueren Zeit, über ein Menschenalter lang verdunkelt blieb?

Es erklärt sich das aus dem völlig falschen Maßstabe, dessen sich unsere verehrlichen Zeitgenossen, die sich als Historiker, Kritiker oder Sammler mit Kunst beschäftigen, zur Abschätzung der Werte bedienen. Der heutigen Gesellschaft ist ein großer Künstler, wer prunkvolle Schlösser, Theater oder Kirchen baut, Denkmäler auf öffentlichen Plätzen errichtet oder umfangreiche Bilder malt, in denen wichtige oder für wichtig gehaltene Vorgänge aus der Vergangenheit (Menzel), manchmal aber auch banale Gleichgültigkeiten (Liebermann) und nicht allzuselten irgendein schales Nichts (alle Akt- und Stillebenmaler) abgebildet sind. Zweitens ist es für den Baukünstler, Bildhauer oder Maler,

der von der heutigen Gesellschaft als Größe anerkannt werden will, Bedingung, daß er in seinen Arbeiten erkennen lasse, wie ihm die Formen bestimmter Epochen der Vergangenheit geläufig sind. Wenn unser maßgebendes Publikum sieht, daß ein Künstler Raffael kennt, Rembrandt studiert hat und die Paläste der italienischen Großen des 16. Jahrhunderts sich gut eingeprägt hat, dann ist es gern geneigt, diesem Manne, der seinem Bildungsdünkel so angenehm schmeichelt, den Lorbeer zu reichen.

Und wenn dem so ist, verstehen wir ohne weiteres, weshalb das Publikum von heute einem Honoré Daumier den so verdienten Ruhm vorenthält. Denn Honoré Daumier hat mit dem Gebahren jener Schmeichelkünstler nichts gemeinsam. Seine Größe gründet sich nicht auf eine der Gesellschaft angenehme Bildung, nicht auf Pracht, Macht und Größe seiner öffentlich und feierlich dargebotenen Werke . . im Gegenteil: jene Bildung des Publikums hat Daumier ingrimmig verspottet, und seine Arbeiten sind äußerlich unscheinbare vergilbte Blätter in schwarz-weiß und von billiger Herstellung; selbst seine Bilder, seine Gemälde, sind gering nach Umfang. Etwas ganz anderes ist es, worauf Honoré Damiers Größe beruht: es ist die unerbittliche Strenge und Reinheit seines Gewissens.

Daumier ist ein unsterblicher Künstler — nicht, weil seine Werke an Umfang und in der Erscheinung groß sind, sondern weil in seinen Blättern große und seltene Eigenschaften menschlicher Gesinnung beschlossen liegen.

Und dieses ist der einzige wahre Maßstab, den wir an alle Kunst anzulegen haben: bequemt sie sich den Neigungen der Gesellschaft oder dient sie der erkannten Wahrheit, auch wenn das Bekenntnis der Wahrheit von keinem vernommen werden will.

Die einzige wahre Heldentat ist das Bekenntnis der

Wahrheit — auch um den Preis der allgemeinen Ächtung und der Ausstoßung aus der Gesellschaft. Eine solche Heldentat war es, als Rosseau sein Buch »Bekenntnisse« schrieb; eine solche Heldentat war es, als Emile Zola mit seinem Rufe »J'accuse« für den verhaßten und ve-urteilten Dreyfuß eintrat, ähnlich wie 100 Jahre vor ihm sein Landsmann Voltaire für den unglücklichen Jean Calas. Eine Heldentat ist auch das Kunstwerk Honoré Daumiers. Denn Daumier nahm als ein Einzelner den Kampf auf gegen die stärkste Macht, die es im menschlichen Leben überhaupt gibt: gegen die Dummheit! Und es ist eigentlich nur die Rache, welche die beleidigte Dummheit heute an ihm nimmt, wenn sie alles tut, um seinen Namen den kommenden Geschlechtern vorzuenthalten. Nur wird auch in diesem Kampfe zuletzt noch der Künstler den Sieg davontragen, so daß die Dummheit eines Tages einsehen müßte: es war eine Dummheit, ihn totzuschweigen. Aber die Einsicht kommt dann zu spät — — — und das ist wiederum dumm.

Es mag fast scheinen, als erwiesen wir hier der menschlichen Dummheit zu viele Ehren. Aber täuschen wir uns nicht. Wir sind allerdings gewöhnt, die großen Geschehnisse der Weltgeschichte als vernunftvoll und in einer höheren Bedeutung als sinngemäß zu beurteilen. Doch steckt dahinter nichts als Gewohnheit, das ganze Auf und Ab der Weltgeschichte als den Kampf zweier in sich gleichberechtigter Mächte und den Sieg des einen als den Triumph des Lebenswürdigeren anzunehmen, wobei wir die höhere Vernunft des Siegers aus keinem anderen Vermögen herleiten können, als eben hinterher aus seinem Siege. Häfte der andere gesiegt, so würde die gesamte bürgerliche Geschichtswissenschaft beweisen, daß die höhere Vernunft bei diesem gewesen sei. (Ein bischen schwierig liegt nur der heutige Fall! Hier scheint die Konstruktion eines »Niederlage-Sieges«,

eines »Wenn- und Aber-Sieges« und einer »eigentlichen Niederlage« das Klügste und also das Dümmste zu sein.)

Die Voraussetzungen der bürgerlichen Geschichtswissenschaft sind aber falsch. Die bürgerliche Geschichtswissenschaft übersieht vollkommen die stärkste Macht, die überhaupt im Verlaufe der menschlichen Geschichte deren Schicksal bestimmte, die älteste wirkliche Weltmacht, jene Macht, deren wahrhaft imperialistische Herrschaft bis heute unerschüttert steht: die Dummheit!

Hier mögen immerhin die berühmtesten Lehrer der Weltgeschichte lächeln, weil sie, wenn sie schon einmal auf ihrem Forscherwege einer Dummheit begegnet sind — ich meine jetzt einer Dummheit von weltgeschichtlicher Größe — stets der Meinung gewesen sind: die Folgen dieser Dummheit, deren Existenz ja schließlich selbst sie nicht ganz ableugnen können, wären doch stets nur vorübergehende Hemmungen im Ablauf der großen vernunftvollen Geschehnisse gewesen, im Grunde genommen so bedeutungslos für das Ganze wie kleine punktartige Trübungen auf einer großen klaren Spiegelscheibe falsch . . . . . Falsch! grundfalsch, sagen wir. Nicht so ein stilles bescheidenes Mauerblümchen ist die Dummheit in der Weltgeschichte, sondern geradezu die eigentlich treibende und aufbauende Kraft. Hinterher kommt dann die Wissenschaft der Bürger und weist prompt nach als notwendig, sinnvoll und förderlich, was mit allem Heldentum, mit allem Lorbeer und mit aller schulmäßigen Verherrlichung nur — Dummheit war. Es ist wirklich sehr lustig zu sehen, mit welchem Scharfsinn die Vernunft die Dummheit, wenn sie nur Erfolg gehabt hat, als Notwendigkeit nachweist. Und die Dummheit hat ja stets Erfolg. Sie muß stets Erfolg haben, denn eine Seite muß doch den Sieg gewinnen. Und also gewinnt die Dummheit, weil Dummheit stets auf beiden Seiten ist. Deshalb ist die Dummheit fast klüger, als die Weisheit der Wissenschaftler. Nur einen

Lehrer der Geschichtswissenschaft hat es gegeben, der den tiefen mächtigen Untergrund der Dummheit in allem menschlichen Geschehen klar erkannt hat, Friedrich Schiller, der den Vers geschrieben hat »Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens« und der den sterbenden englischen Feldherrn zu der Einsicht kommen läßt: »Dummheit, du siegst und ich muß untergehen«. Jawohl, das siegreichste Prinzip in der Weltgeschichte ist und bleibt die Dummheit.

Und doch kämpfen wir gegen sie ... wir, die wir nicht einmal Halbgötter sind? Hat denn das einen Sinn? Nun, einen Sinn hat es wohl eigentlich nicht. Denn niemals werden wir in dem ungleichen Kampfe den Sieg davontragen. Es scheint nur manchmal so, wir bilden es uns manchmal vielleicht ein, aber das ist dann auch nur Rückfall in Dummheit. Wenn wir gegen uns selbst ehrlich sind, dann müssen wir sagen, daß wir wie Don Quichote von der Mancha einen aussichtslosen Kampf gegen Windmühlen führen. Sie drehen sich ruhig weiter um ihre geschmierte Axe, und wenn wir uns allzusehr mit ihnen einlassen, so laufen wir noch Gefahr, von den Flügeln erfaßt und mit im Kreise herumgeführt zu werden. Etwas von Don Quichote hat jeder an sich, der gegen die Macht der Dummheit und gegen die Dummheit der Macht — die eine ist der anderen wert! — rebelliert, und daher hat Honoré Daumier, der einer der kühnsten Empörer gegen die menschliche Dummheit gewesen ist, eine ganz verständliche Vorliebe für den Ritter von der traurigen Gestalt gehabt. Er hat ihn oft gemalt und gezeichnet, wie er mit seinem so gesunden und so klugen Knappen Sancho Pansa auf Abenteuer auszieht. Und es liegt ein deutlich herauszufühlendes Selbstbekenntnis in der spotthaften karrikierenden Art, mit der er den Ritter hinstellt. Besonders die eine kleine, leicht hingesetzte Zeichnung gibt uns zu denken: da ist am meisten karrikiert der Ritter, auch das stolze und selbst ritterliche Roß Rosinante ist

stark lächerlich gezeichnet, viel weniger der dicke kluge Sancho Pansa — und ganz und garnicht der geduldige Esel, auf dem dieser reitet! Nur Esel sind vor dem »Fluche der Lächerlichkeit« geschützt!

Daumier wußte recht wohl, daß sein Kampf gegen die Dummheit aussichtslos sei. Also warum führte er ihn? Nun, nicht um sich in diesem Kampfe Orden und Ehrenzeichen zu erwerben oder weil er heimlich doch auf einen Sieg gehofft hätte, sondern lediglich, um einem Gefühl Ausdruck zu geben, welches ihn so stark beherrschte, daß er ihm Ausdruck geben mußte: dieses Gefühl, in Worte übersetzt war: »O diese Dummheit, die so ungeheuer mächtig ist und die die Welt regiert . . . wie lächerlich ist sie doch!« Besiegen kann er die Dummheit der Umwelt nicht, aber er kann sich an ihr rächen, indem er sie lächerlich macht — und das hat Honoré Daumier mit seiner großen Kunst getan.

REVOLUTIONÄRER AUFBAU DER JUGEND

VON GEORG GRETOR

I.

Der Aufbau der neuen Volksgemeinschaften, die allmählich endgültige Durchführung des sozialistischen Gedankens, erfordert eine grundlegende Umgestaltung des Erziehungswesen. Das Leben der Jugend muß unter ganz neue Zeichen gestellt werden.

Sich der Staatsraison bedienend hat der Kapitalismus bis jetzt die Jugend je nach ökonomischer und sozialer Lage der Eltern von den ersten Lebensjahren an gewaltsam in Klassen zerrissen. Er hat den jungen Menschen entweder zum Sklaven oder zum Sklavenhalter »gebildet«, zu Offizieren oder zu Kanonenfutter, zu Führern oder zu Menschenmaterial. In allen Fällen wurde jugendliches Wesen geknebelt, vergewaltigt, verbogen.

Durch diese Erfahrungen am eigenen Leibe angestachelt, taten sich endlich in den letzten zehn Jahren die jungen Menschen der Mittelschulen zusammen, die im Leben etwas anderes als den »Kampf ums Dasein, das stille und langsame Abwürgen von Millionen« sahen. Da sie in Deutschland als Minderjährige sich politisch nicht betätigen durften, stellten sie kultur-politische Forderungen, von denen sie sich Wirkung versprachen. Sie verlangten: Die Jugend gestaltet ihr Leben selbst, in Verbindung mit den von ihr gewählten Lehrern.

Das ist »Jugendbewegung«. Sie verursachte vor dem Kriege viele verlogene Zeitungsartikel, bornierte Parlamentsdebatten und zynische Erlasse. Die Logik der Tatsachen führte die Jugendbewegung zu der Erkenntnis: es gibt ein gemeinsames Interesse der Jugend. Daraus

ergab sich der notwendige Anschluß an die proletarische Jugend. Diesen Schrift beschleunigten die Kriegszustände. Die erwachsenen Führer beider Bewegungen suchten mit Rhetorik, Schmeichelei und Drohungen die Jugend in patriotischen Rausch zu versetzen und sie auf die Leimstangen der freiwilligen Kriegsdienste zu locken.

Diejenigen jungen Kameraden, die dem Sirenengesang der Oberlehrer, Redaktoren und Parteibeamten widerstanden, taten sich fest zusammen. So kam es zu gemeinsamen kriegsfeindlichen Aktionen. Im Gefängnis wurden die Gegensätze zwischen den radikalen Studenten und der proletarischen Jugend völlig überwunden.

II.

Jetzt ist die Stunde gekommen, in der die Jugendbewegung, die sich während der Verfallszeit gebildet und den Umsturz beschleunigt hat, ihre schöpferische Kraft zeigen, sich erweisen und am revolutionären Neu-Aufbau beteiligen muß. Sie muß zeigen, daß sie selbst wirklich eine völlig neue Konzeption von Wesen, Kraft und Aufgabe der Jugend hafte, indem sie jetzt ein Recht der Jugend durchsetzt, welches auf jede neue Generation übergeht und so dem Einfluß der Jugend dauernde Wirkung verleiht. Dann erst haben die Menschen der Jugendbewegung ihre individuelle Jugend über eine private, zeitliche Augelegenheit gehoben, und sie, als etwas Absolutes, von ihrem persönlichen Schicksal getrennt. Not tut eine radikale Umgestaltung des Jugendlebens. Der gute Wille und die Energie von Adolf Hoffmann sind an der bösartigen Rückständigkeit der »alten bewährten Beamten« überall zuschanden geworden. Nur eine revolutionäre Jugendbewegung kann da Wandel schaffen. Der Begriff Reformen muß verpönt sein. Selbst radikale lösen die neuen produktiven Kräfte nicht aus, die zum revolutionären Aufbau der Gesellschaft notwendig sind. Das Recht der Jugend kann nur durchgesetzt werden, wenn die intelligenten und tatkräftigen jungen Arbeiter

diese Angelegenheit zu der ihrigen machen. Auf die Propaganda in den Kreisen der jungen Arbeiter müssen sich die Anhänger der entschiedenen Jugendbewegung konzentrieren, denn daß die überwiegende Mehrheit der »höheren Schüler« Deutschlands auch jetzt noch eine gedankenlose, verdorbene, reaktionäre Masse ist, hat sich in Anschluß an die bescheidenen Reformversuche der November- und Dezembererlasse in unwiderlegbarer Deutlichkeit gezeigt.

Die gesamte proletarische Jugend muß die neue Erziehung verlangen, die allen jungen Menschen, nicht abhängig von Stand und Vermögen der Eltern, gleiche Entwicklungsmöglichkeiten bietet.

Da jugendliches Leben in den Gemeinschaften seine besondern Formen prägt, kann es sich nicht um Aufstellung eines bis in die letzten Einzelheiten starren Programmes handeln, aber es müssen die allgemeinen Richttennen festgesetzt werden, die Forderungen, zu denen die entschiedene Jugendbewegung überall wo sie sich entfalten konnte, gekommen ist.

III.

Der vollständige Unterhalt, die leibliche und die geistige Entwicklung des Kindes vom Mutterleibe an bis zum achtzehnten Jahre, steht unter dem Schutz der Volksgesamtheit und geht auf ihre Kosten. Die Erziehung der Kinder ist in keinem Falle und in keinem Alter Privatangelegenheit der Eltern. Der rückständige Einzel- und Kleinbetrieb der Familienerziehung und des Familienlebens ist ein Überbleibsel undifferenzierter und unspezialisierter Wirtschaftsformen. Er ist unökonomisch, in biologischer und psychischer Beziehung schädlich und hemmend.

Sobald das Kind die Mutter nicht mehr braucht, — ein Zeitabschnitt im Frauen- und im Kindesleben, der nach besonderen hygienischen Gesichtspunkten geregelt werden muß, — tritt es in die Erziehungsgemeinschaft des Kindergartens. Durch das Gemeinschaftsleben des Kindes unter

Gleichen, d. h. unter Kindern, wird es von Anfang an verstehen lernen, daß es Mitglied einer sozialen Gemeinschaft ist. Dadurch entwickelt sich von den ersten Jahren an die Individualität und die Eigenart des Kindes unter natürlichen Verhältnissen, während sich gleichzeitig sein sozialer Instinkt ausbildet. Das Leben im Kindergarten spielt sich unter der Führung eines verstehenden und geschulten Erwachsenen ab, der im wesentlichen nur anregende und regulierende Wirkung ausübt. (System Montessori).

Das jugendliche Gemeinschaftsleben bleibt im Prinzip während der ganzen Erziehung das gleiche: es entwickelt sich und geht zu Aktivität und Organisation über je nach dem reifenden Bedürfnis. Irgendwelche künstliche Grenzen und gewaltsame Trennungen gibt es nicht. Der eigentliche Unterricht setzt zwischen einem minimalen und maximalen Alter nach den individuellen Verlangen des Kindes ein. Der Elementarunterricht, der im großen und ganzen einheitlich sein soll, aber selbstverständlich dem Entwicklungstempo und den speziellen Fähigkeiten des Kindes Rechnung trägt, führt in der Regel zwischen dem zwölften und dem vierzehnten Jahre zu spezialisierterer Bildungsarbeit. Bis dahin ist das Kind an die Benützung der Sprache in Wort und Schrift sowie der Zahlen gewöhnt worden. Es wurde mit den Gesetzen der Natur, hauptsächlich in der Landwirtschaft und Technik vermittelst Anschauungsunterricht und Selbstanfertigung vertraut gemacht. Mit Erzählungen und Bildern wurde sein Interesse für die soziale Kulturgeschichte angeregt. Gesang und Spiel bereicherten seine Phantasie.

In der darauf folgenden spezialisierten Ausbildung steht als verbindender Unterricht die Soziale Kulturgeschichte. Dieser Kulturunterricht zeigt die Entwicklung des Menschen und des Menschheitsgedanken. Er deckt die Beziehungen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften auf, zwischen Lebensgewohnheiten der Völker, äußeren Einflüssen und ihrer Entwicklung. Er schließt Philosophie, Religionsgeschichte, Kunst und Literatur ein. Seine Aufgabe ist, jedem Menschen nach individuellem Fassungsvermögen das soziale Leben der

Gegenwart in seinen Zusammenhängen verständlich zu machen. Um den sozialen Kulturunterricht schließen sich die verschiedenen Arbeitsgruppen an. Sie sind so eingerichtet, daß jeder Schüler je nach Begabung an mehreren teilnehmen kann.

Da mit der Ausübung verantwortungsvollerer Berufe kein wirtschaftliches Privileg mehr verknüpft sein wird, ist die ganze Examenswirtschaft völlig entbehrlich.

Sie hat sich unter der burgeoisen Ära, angeblich aus Gründen des wissenschaftlichen Befähigungsnachweises, tatsächlich aber zur Aufrechterhaltung von Privilegien vergeblich bemüht, von den höheren Berufen Unfähige fernzuhalten. Einige der Arbeitsgruppen werden schon vor Abschluß des obligatorischen Unterrichts zu selbständiger Berufsausübung führen. Der junge Landwirt kann im Landwirtschaftsbetrieb der Unterrichtgemeinschaft, der junge Handwerker zur Deckung des inneren Bedarfs arbeiten. Die Jugendgemeinden sind möglichst selbständige Wirtschaftsbetriebe. Sie produzieren einen großen Teil ihrer Nahrungsmittel und verarbeiten ihre Bedarfgegenstände selbst. Die körperliche Ausbildung auch bei den geistig Arbeitenden, geschieht nicht durch Luxus-Sport-Spiele, sondern hauptsächlich durch landwirtschaftliche und andere notwendige körperliche Arbeit. Für diejenigen Schüler, bei denen es sich im Laufe der Schulzeit herausstellt, daß sie für wissenschaftliche Arbeit befähigt sind und daß sie intellektuelle Leidenschaft beseelt schließt sich das Hochschulstudium in entsprechender Weise an.

IV.

Diese Leitsätze dürfen nicht schematisch verstanden werden. Die Einheitsschule verdient diesen Namen insofern sie Allen die Entwicklung ihrer Fähigkeiten ermöglicht. Aber die einzelnen Schulgemeinden mögen den örtlichen Verhältnissen angepaßt werden. Ihre innere Ausgestaltung und Belebung kann nur durch gleichberechtigte Mitwirkuug aller Gemeinschaftsgenossen, Schülerinnen, Lehrerinnen, Lehrer und Schüler erreicht werden. Nur diese Auffassung entspricht dem Recht auf Selbstbestimmung der neuen Schulgemeinde. Sie sind

im Rahmen der sozialen Volksgemeinschaften autonom. Der Unterricht hat selbstverständlich den Erfahrungen der modernen pädagogischen Wissenschaft zu entsprechen. Die Hauptsache ist der Gesichtspunkt unter dem sich die jugendliche Unterrichtsgemeinschaft entwickeln muß, ihre soziale und internationale Aufgabe. Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält wird man auch am wenigsten geneigt sein vor trägen Gewohnheiten der Konvention, des Eigennutzes und unproduktiver Gemütlichkeit halt zu machen. Nichts Ungewohntes, kein Aufwand, kein Risiko darf schrecken. Nur moralischer Mut rettet jetzt.

Jeder Verantwortliche muß der Jugend ermöglichen außerhalb der Familie aufzuwachsen; denn es bestehen nur noch die Ruinen des Familienlebens. Soll sich Witwenhaß und Hysterie durch den Nachwuchs auf alle Zeiten verewigen? Sollen Kinder die Opfer der verdorbenen Nerven ausgehungerter geängstigter Mütter und verbitterter gequälter Väter werden? Sollen Kriegskrüppel für ihre Kinder sorgen müssen? Oder umgekehrt? Oder sollen Kinder auf Fürsorge angewiesen sein? — Nein! Keine Wohltätigkeit mehr. Die Volksgemeinschaft muß als ganzes für die Entwicklung und die Ausbildung ihres ganzen Nachwuchses aufkommen. Dabei mag es je nach örtlichen Verhältnissen Tagesschulen geben, aus denen die Kinder abends »nach Haus« gehen könnten. Die Wahl der Schule, die die jungen Menschen besuchen oder in der sie leben, hängt aber natürlich ausschließlich von ihrem eigenen Willen ab. Jungen Arbeitern, die nie ein Heim hatten, erscheint »die Familie« manchmal als ein Ideal. Doch dieses Ideal ist eine Chimäre. Von der Qual, dem sinnlosen kleinen Zwang, den seelischen Hemmungen, die sie für junge, entwicklungsbedürftige Menschen bedeutet, können die Kameraden der entschiedenen Jugendbewegung erzählen. Wenn die jungen Arbeiter beides kennen würden, durchschnittliche bürgerliche Familienverhältnisse und eine gesunde Jugendgemeinschaft, wäre ihnen die Wahl nicht schwer. Bis jetzt haben sie keines von beiden gehabt.

Übrigens wird durch das System der Jugendgemeinden das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern nicht im geringsten verunmöglicht. Im Gegenteil es wird aus dem Alltag, aus kleinbürgerlicher Gewohnheit gehoben, verschönt und erneuert. Die Beziehung Eltern—Kinder, konfliktreich, durch die unpraktische und rückständige familienwirtschaftliche Regelung, wird zu einer Fest- und Feiertagsangelegenheit.

Die neuen Schulen, aus denen vollentwickelte Menschen hervorgehen, die Werte erzeugen, kosten weniger als die alten Kanonen, deren Wirkungen man überdies nachträglich noch zu bezahlen hat. Für den Militarismus, der Deutschlands Grab gegraben hat, ließ sich das deutsche Volk Geld und Blut aussaugen. Wird es die Mittel geben für die Wiege seiner Neugeburt? Dafür hat die Jugend zu sorgen.

Das System der Jugendgemeinden bedeutet volkswirtschaftlich: Kraft- und Geldersparnis. Mit den Gesamtgeldern, die von allen einzelnen Vätern und Müttern für ihre Kinder ausgegeben werden, kann durch zweckmäßige Organisation ein Paradies für die gesamte Jugend geschaffen werden, während jetzt die Kinder der Armen darben müssen, ihre Kräfte nicht entfalten können, und die Kinder der Reichen aus anderen Ursachen meistens ebenso grundlegende Schaden an Körper und Seele davontragen.

Als volkswirtschaftlicher Gewinn kommen noch die Kräfte der Frauen hinzu, die zu Nutzen der Gesamtheit aufgewendet werden können, während sie sich jetzt selbst unter günstigen persönlichen Verhältnissen in den Einzelbetrieben zersplittern und aufreiben.

Die vollkommene Umgestaltung der Erziehung kann nicht von heute auf morgen durchgeführt werden. Mit dem Abbau der volks- und jugendfeindlichen Methoden ist aber sofort zu beginnen und vor allen auch mit der Ausbildung jugendwilliger Lehrkräfte. Das ist eine Lebensfrage für die sozialistischen Volksgemeinschaften. Den alten Unterricht, wo er noch besteht, muß die Jugend selbst überall überwachen. Alle Lehrerkatheder müssen von Revanche-

ideen, von reaktionärem und verbrecherischem Mißbrauch gesäubert werden. Aber gleichzeitig muß die Jugend durch Selbsthilfe zum Neuaufbau schreiten. Junge Arbeiter, Handwerker, Lehrer sollten sich zusammentun und auf Staatsboden und mit dem nötigen Material, das ihnen beides die neue Volksgemeinschaft nicht verweigern kann, die Jugendschulen errichten. — Auch gibt es auf dem Gebiete der ehemaligen Kaiserreiche eine große Anzahl von Königs-, Fürsten- und Adelsschlössern, die wie geschaffen sind zum Empfange der Jugend.

* *
*

Diese Forderung des revolutionären Aufbaus der neuen Schule ist das Produkt der Ideologie der entschiedenen Jugendbewegung. Wir halten sie für eine Entwicklungsnotwendigkeit. Man wird auf die Dauer nirgends störende Nebenerscheinungen bei Umwälzungen vermeiden können, wenn man nicht gleich und entschlossen den Entwicklungsnotwendigkeiten genügt. — Diese Umgestaltung der Erziehung, die von jeder aufrichtigen sozialistischen Regierung in Angriff genommen werden kann, ist eine Vorbedingung für die allmählich endgültige Durchdringung des sozialistischen Gedanken. In den sozialen Jugendgemeinden wächst der sozialistische Mensch heran.

GUILBEAUX

VON IWAN GOLL

»Der Journalist und Anarchist Henri Guilbeaux wurde vom III. Pariser Kriegsgericht zum Tode verurteilt«, meldeten eines Abends Ende Februar 1919 sämtliche Zeitungen, die einen unter »Gerichtliches«, die anderen mit dicker Aufschrift auf den Plakaten; die einen müde, ohne Aufregung als alltägliche Bürger-Beilage: Spionage, Vaterlandsverrat — die anderen mit der Etikette schon: Die neue Dreyfusaffäre! Wir Imperialisten! (Man weiß, wer diese anderen waren.)

Der Anklageakt des Leutnant Mornet,. des Henkers Bolos, des Inquisitors der dritten französischen Republik, enthielt folgende Stichworte: Freund Romain Rollands, des großen Pazifisten, — Gründer der defätistischen Zeitschrift „Demain" mit deutschem Geld, bei einem deutschgeborenen Verleger in Genf — Verbindungen mit Propagandaagenten »Erzbergers« — Leiter der Weltrevolution, intimus Lenins, Mitarbeiter der »Arbeiterpolitik«, und — schlagendes Dokument — Brief an das Zürcher maximalistische Bureau, in dem die Vorbereitung der französischen Revolte mit Longuet, Brizon, Blanc im Kleinsten dargelegt sein soll — eine Fälschung!

Eine umso leichtere Fälschung, als der abwesende zum Tode Verurteilte am gleichen Tag in irgendeinem deutschen Eisenbahnzug sich nach Moskau bewegte, um dort als Sowjetbürger, der er seit Monaten war, sein Werk zu vollenden. Diese Fahrt durch Deutschland war ihm wochen- und monatelang von den deutschen »Revolutionären« Ebert-Scheideman, denen auch er in gewisser Hinsicht zur Macht verholfen hatte, aus dem im Januar durchgehenden Russenzug als einzigem »Indsirable« verwehrt worden, sodaß ihn die Gefängnisse von Saint-Antoine und des Fort Savatan in der romanischen Schweiz wieder verschlangen.

Es bleibt eine jener zynischen Lehren des Schicksals, daß sich zwei agonisierende Regierungen gegenseitig den unliebsamen Verkünder der Wahrheit vorwarfen —

Er aber siegte, indem er am Leben blieb.

Sein Steckbrief:

In den Straßen Genfs blieben die Leute oft stehen und sahen einem sonderbaren Heiligen nach; er war barhäuptig, trug den blonden Spitzbart und die schmerzlichen Kampfesinsignien Christi im Antlitz, klein, doch sehr erhobenen Haupts, brauner Sweater, ärmliche Kleidung, selten allein, immer von irgend einem Studenten, oder vertriebenen Sibirienbewohner begleitet. Er ging von der Redaktion des Demain ins russische Viertel hinter der Wiese von Plainpalais, und dinierte dort für 60 cemtimes ein Gemüse und einen Reisauflauf. Von da ab umgab ihn immer eine dunkle Wolke von russischen Männern und Frauen . . . .

Halt! War Guilbeaux nicht einmal Literat gewesen? Literat im ganzen Sinne des Wortes! Er leugnete es nicht. Aber er war der erste unter den französischen Schreibern gewesen, der es im Sumpf der Kritikerfrösche und der Plagiatorenkuckucks um 1910 nicht mehr aushielt, und nach Europa floh — nach Brüssel, Berlin. Er war der erste, der in der preußischen Hauptstadt einen französischen Vortrag über seine eigenen Zeitgenossen der Heimat hielt und sehr belobt ward; er gab einen Gedichtband »Berlin« in Paris heraus und gleichzeitig eine von ihm übersetzte Anthologie deutscher Gedichte, von Nietzsche bis Rilke. Er war es, der für den noch sehr mißachteten Verhaeren gläubig und tapfer in die Schanze trat, damals, als ein bedeutendes Boulevardjournal schrieb: »M. Emile Verhaeren est un Germain gui règne chez nous par droit de conquête«; der auch für viele Franzosen zum ersten Mal den Namen Whitman schrieb. —

Er war ein Vorkämpfer, ein Kämpfer schon damals. Da man noch in einer Tagesreise im Schnellzug Paris-München vergessen konnte, daß irgendwo bei einem Schildhäuschen

eine fatale Grenze gezogen war, und es so leicht sein mußte, Menschen, oder, in der altmodischen Sprache von damals, Weltbürger von Fleisch und Knochen und mit einer Reisemütze versehen, zu treffen — entdeckte Guilbeaux als ein subtiler Vorahner diesen heute so wie die Grippe ausgebreiteten Menschenliebebazillus auf seiner Epidermis. Und Deutschland und Frankreich klatschte dieser kuriosen, aber harmlosen Entdeckung einigen Achtungsbeifall.

Man kann eine Zeitschrift gründen, ohne zu wissen, ob man Geld für die zweite Nummer haben wird, aber nicht, ohne zu wissen, ob man drei echte Mitarbeiter finden wird. Auch das tat Guilbeaux. Das aber war schwerer, als es aussieht, wenn man nicht mehr Literat ist, sondern der Verfechter einer Idee: des Antikriegs des Humanismus, des Europäismus. „Demain" wurde nie ein „Heute" und übersprang sich immer selber. Guilbeaux, der sich vorgenommen hatte, (nach dem Untertitel „Pages et Documents" zu schließen,) einen Pranger für alle Kulturraubtiere zu bauen, wurde dabei unweigerlich zum Sozialisten. Und Sozialismus + Ideal + Weltverzweiflung ergab = Zimmerwald = Kienthal. Mit dieser Parole trat er in die europäische Politik ein.

Die europäische Politik: diesen neuen Ausdruck kann man zuerst auf Guilbeaux anwenden. Europäische Politik: Aktentaschen, Visiere und Handschuhe ab, das offene Wort weithin und für alle, Politik von Individuum zu Individuum, Menschenpolitik, Massenpolitik! Eine solche inaugurierte die Zeitschrift Demain, indem sie sich über die Zeit und über den Krieg (au-dessus de la mêlée) stellte, nicht zwar sie ignorierend, aber sie angreifend, sie zersetzend, sie durch dauernde, bohrende Kritik unmöglich, fast unwirklich machend. Die einzige Wahrheit des Lebens, der Freiheit und des Friedens wurde proklamiert. Das Zimmerwalder Programm erhielt hier zunächst sein wesentliches Gesicht. Was das Undenkbare in der Haßrachewelt von 1916 war: Guilbeaux, der Franzose, sprengte die hermetisch geschlossenen, mit Zement und Stacheldraht gepanzerten Mauern

der nationalen Menschheit und verbrüderte den Geist und die Geister in seinem Organ. Seine Mitarbeiter waren eine internationale Gemeinschaft.

Von Zimmerwald ging auch Lenin aus: vom Aufruf zum Frieden, von der Abkehr von der Bestialität, von der Ableugnung aller zivilisierten Raubtiere, die Europa im Wappen führte, dem schwarzen und dem Doppeladler, dem grimmigen Löwen und dem kreischenden Hahn. Und wie Lenin, so mußte auch der zimmerwaldische Franzose sich nach einem stärkeren Mittel als Liebe und Güte umsehen, um sein Projekt von der Völkerentlastung zu verwirklichen: Das war der extreme Sozialismus.

Von nun an galt Guilbeaux' ganzes Leben diesem Ziel. Und was sein Ankläger, der Leutnant Mornet, als Argument anführte, zwar vielleicht ohne selbst daran zu glauben, da er ein gefälschtes Dokument vorlas und es in seinem chauvinistischen Herzen kaum für möglich halten konnte: Daß ein bolschewistischer Strom durch das Proletariat ganz Frankreichs geleitet wurde — das ist sehr wahr! Und das ist des nunmehrigen Moskauer Bürgers schönster Stolz. Unermüdlich hat er gegen den schlaffen Kammersozialismus der Renaudel und Albert Thomas gekämpft, unermüdlich hat er nach dem leisen Aufkeimen der revolutionären Minoritäten gefahndet, hat sie gesucht und gefunden, bis zu dem Augenblick, wo die Minorität schon zur Majorität angeschwollen war.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach A.-G., Bielefeld

DAS FORUM

3. Jahr *Juniheft 1919* *Heft 9*

(Abgeschlossen am 30. Mai 1919)

EIN »AUFGEZWUNGENER« FRIEDE

VON J. RAMSAY MACDONALD

Der englische Arbeiterführer schickte mir vor kurzem sein 1917 unter dem Titel »National Defence« erschienenes Buch. In jedem Kapitel, in jeder Zeile so aktuell wie am Erscheinungstag. Hier ein Kapitel daraus.

Ich möchte hier von einer Bewegung sprechen, die von Amerika ausgegangen ist und in England viele Anhänger gefunden hat. Es handelt sich um den Plan den dauernden Frieden durch einen bewaffneten Bund der Nationen zu erzwingen. Der grundlegende Gedanke ist der, daß die in dem Bunde vereinigten Nationen dahin übereinkommen, alle zwischen ihnen entstehenden Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Daß sie aber gleichzeitig verpflichtet sein sollen, kriegstüchtige stehende Heere zu erhalten zur Bestrafung jeglicher Nation, die es wagen sollte, gegen die Gesetze des Bundes zu verstoßen.*) Daß dieser Vorschlag einen gewissen Fortschrift gegenüber den heutigen Zuständen und gegenüber der früheren Politik vom Gleichgewicht der

*) Ein Auszug aus einer von Mr. Hamilton Holt, dem Herausgeber des »Independent«, bei der Gründungsversammlung der Liga gehaltenen Rede mag Andeutungen über die Ideen geben, von welchen ihre Gründer sich leiten lassen: —

»Nehmen wir also an, eine Friedensliga sei gegründet. Nehmen wir an, die Mehrzahl der Großmächte — alle Großmächte, wenn wir sie gewinnen können — gehören dem Bunde an. Die kleinen Nationen würden sich naturgemäß unter seinen Schutz stellen. Nehmen wir nun an, alle Großmächte, oder ihre Mehrzahl, unterhielten ein stehendes Heer von, sagen wir, zwei Millionen Mann. Nehmen wir nun weiter an, Rußland bliebe zunächst außerhalb des Bundes und verfügte über eine Armee von einer Million. Dann könnte die Liga, selbst wenn sie mit einem Angriff Rußlands zu rechnen hätte, ihre Wehrmacht sehr wohl

Mächte bedeutet, mag zugestanden werden. Daß aber angesichts des Grauens, mit welchem dieser Krieg die Seelen aller Nationen erfüllt haben wird, dieser Plan das Höchste darstellt, was angestrebt werden kann, erscheint doch zweifelhaft. Und daß der Plan seinen Zweck erreichen wird, muß ebenfalls bezweifelt werden.

Die Hoffnungen, die sich auf eine derartige Vereinigung der Nationen gründen, sind indessen nicht ganz bedeutungslos und ihre Erfüllung immerhin anstrebenswert. Ein solcher Bund würde bedeuten, — vorausgesetzt der Militarismus überlebte diesen Krieg — daß dieses gefährliche Werkzeug einer gemeinschaftlichen gesetzlichen Einwirkung und ständigen Kontrolle unterworfen bliebe und nicht wie bisher ausgeliefert wäre der Willkür und dem Egoismus nationalistischer Hazardeure. Ein Staat, der von seiner militärischen Macht Gebrauch machen wollte, würde dann wie ein gefährlicher Mitbürger behandelt werden und würde sich einer wohlorganisierten Polizeigewalt gegenübersehen. Auf diese Weise würde »die bewaffnete Anarchie, die dem Krieg voranging und ihn herbeiführte«, von einer bewaffneten Ordnung abgelöst werden, und der Ismael, der es unternähme loszuschlagen, wüßte, daß er eine mächtige Vereinigung sozial gesinnter Staaten gegen sich hätte, die bereit wären zurückzuschlagen, und zwar gemeinsam zurückzuschlagen.

Von welcher Art immer unsere letzten Wünsche und

---

auf einundeinviertel oder einundeinhalb Millionen Mann herabsetzen und bliebe dennoch imstande, sich gegen einen russischen Angriff zu schützen. Was wird aber dann voraussichtlich in Rußland geschehen? Werden seine Politiker nicht bald erkennen, daß die Mitglieder des Völkerbundes, trotz geringerer Steuerabgaben einen größeren Schutz genießen, daß ihre Gemeinschaft ihnen viele wirtschaftliche Möglichkeiten eröffnet, ihnen vielleicht sogar einen Versuch mit dem Freihandel gestattet. Diese Erkenntnis wird die Parteien naturgemäß veranlassen auf die russische Regierung einen solchen Druck auszuüben, daß auch Rußland bald die Aufnahme in den Bund anstreben wird. Ist Rußland der Liga beigetreten, dann kann eine zweite pro rata Verminderung der Wehrmacht des Bundes vorgenommen werden, entsprechend der Stärke der nächstgrößten noch außerhalb der Liga ver-

Hoffnungen auch sein mögen, fürs erste werden nach dem Kriege die Vereinbarungen zwischen den Nationen zur Sicherung des Friedens von den Regierungen geschlossen werden. Und so tief wir ihrem Wirken mißtrauen mögen, müssen wir ihnen doch ehrlich dabei helfen, Mittel zu finden, die es ihnen selbst erschweren je wieder miteinander zu kämpfen.

Es wird auch die Meinung vertreten, daß schon durch die ständigen Zusammenkünfte der beteiligten Staaten sich bald die Gewohnheit einbürgern würde, vernünftige Verhandlungen zu führen und über schwebende Schwierigkeiten gemeinsam Rat zu pflegen. Da aber der Militarismus eine geistige Verfassung darstellt, die durch solche Gepflogenheiten zerstört wird, würden — so argumentiert man — die in diesem Bunde vereinigten Nationen sich allmählich von selber zu einem Bunde unbewaffneter Nationen entwickeln.

Wie ich schon sagte: wenn die Völker der Großmächte zu einem größeren Fortschritt auf dem Wege des gesunden Menschenverstandes noch nicht reif sein sollten, dann mag man diesen Vorschlag als eine Verbesserung der bestehenden Verhältnisse immerhin gelten lassen. Aber er birgt seine besonderen Gefahren in sich, die groß oder gering erscheinen, je nachdem, ob unser Vertrauen zu den bestehenden Regierungen schwach oder stark ist. Die ganzen antimilitaristischen Kreise von Europa und Amerika sind sich durchaus nicht darüber einig, in welchem Maße man den be-

bliebenen Nation. Wenn dann auch diese Nation hinzukommt, kann eine weitere Verminderung der gemeinsamen Wehrmacht eintreten und so fort, bis schließlich nur eine reine internationale Polizeimacht übrig bleiben wird, die ausreicht, den Frieden der Welt aufrecht zu erhalten. Eine föderative Verfassung des Bundes ist vorgesehen mit legislativer richterlicher und exekutiver Gewalt. Dies ist die Theorie der Liga des Friedens«.

Die Worte und Ideen dieses Programms zeigen die völlig wirklichkeitsfremde Auffassung, die diese Liga von der Natur der bewaffneten Macht und der Diplomatie hat. Das Ganze ist eine Geschichte aus der goldenen Märchenwelt. So einfach sind in der rauhen Wirklichkeit weder die Motive, von denen die Nationen geleitet werden, noch sind entstehende Schwierigkeiten so leicht zu bannen.

stehenden Regierungen Vertrauen schenken kann. Ein Flügel erkennt sie an und glaubt daran, daß mit einigen Modifikationen der politischen Auffassung die Auswärtigen Ämter, wie wir sie kennen, die Konkurrenzkämpfe auf industriellem Gebiet und auf dem Weltmarkt unter Kontrolle gehalten werden können. Ein anderer Flügel betrachtet das Geschehen der Kriegsjahre als den endgültigen Beweis, daß die gegenwärtig herrschenden Interessen, Klassen und Anschauungen selbst beim besten Willen außerstande sind den Frieden zu erhalten. Dieser Flügel gründet seine Hoffnungen für die Zukunft ausschließlich auf die Kraft und Entschlossenheit einer internationalen Volksbewegung, die sich nicht damit begnügen wird, die bestehende Maschinerie der auswärtigen Ämter zu kontrollieren, sondern versuchen wird, sie von Grund aus umzugestalten. Wenn der Weltfrieden erhalten werden soll, dann müßten die beiden Flügel zusammenarbeiten, indem jeder Teil sein eigenes Werk fördert und zum gemeinsamen Besten beiträgt, was er an praktischen Ergebnissen erreicht. Darum soll — wenn wir auch nicht alle dieser Liga direkt unsere Unterstützung leihen können — unsere Kritik ihr gegenüber nicht dazu führen, daß wir sie bekämpfen. Es sei denn, daß sie sich auf den Standpunkt stellte, ihre Existenz als Selbstzweck zu betrachten.

Täte sie dies, dann enthielte die Liga zur Erzwingung des Friedens alle Übel des Militarismus und es muß bezweifelt werden, ob irgendwelche Anstrengungen dieser Übel Herr zu werden, Erfolg haben können.

Dieser neue Bund der Nationen wird, — wie man annehmen muß — genau in derselben Weise geleitet werden wie alle bisherigen Bündnisse. Denn ich vermisse in dem Entwurf irgendwelche Vorschläge zur Durchführung von Änderungen in den internationalen Beziehungen, die ich für wesentlich halte. Es ist eine Liga im Geiste der alten nationalen Politik, nicht der neuen. Innerhalb der Liga wird

Raum bleiben für Sonderbündnisse und Verständigungen, für Kooperationen und Rivalitäten. Außerhalb des Bundes bleiben weiterbestehen die diplomatischen und kapitalistischen Streitigkeiten, die Konkurrenz auf den Märkten, die Kampagnen der Politiker, die Furcht und das Mißtrauen der Nationen. Die Liga selbst wird kontrolliert sein von den regierenden Schichten der Nationen, die von ihren Grundsätzen aus die Tätigkeit des Bundes leiten werden. Er könnte sich so sehr wohl zu einer Bedrohung der Freiheit entwickeln, gleich einer neuen Heiligen Allianz. Zweifellos wären der Liga alle kleinen Nationen auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Während sie aber jede Rebellion vermutlich zu unterdrücken vermöchte, hätte sie keine Möglichkeit ihren Einfluß zu Gunsten unterdrückter, nach Freiheit ringender Völker geltend zu machen.

Daß die Entscheidung über Krieg und Frieden in die Hände eines internationalen Komitées der regierenden Klassen gelegt wird, gewährt den Völkern durchaus nicht die Sicherheit, daß die Mächte der Welt nur für Freiheit und Recht aufgeboten werden. Die Gründung einer großen internationalen politischen Maschine, die die Armeen der Welt kontrolliert, bedeutet durchaus keine Sicherung des Friedens. Der einem internationalen Rat unterstellte Militarismus würde immer noch eine nationale Bedrohung der Demokratie bleiben — eine ständige Gefahr für die Freiheit des Individuums, für die Freiheit der Arbeiterschaft in Zeiten industrieller Kämpfe und so weiter. Endlich würde eine internationale Vereinbarung, deren Grundlage das Vorhandensein kriegstüchtiger Armeen bildet, dazu dienen, den Glauben zu verewigen, daß Armeen für die Sicherheit der Welt notwendig sind. Eine Annahme, die meiner Meinung nach die Wurzel aller unserer internationalen Konflikte ist.

Wenn die Nationen Kriege zu keinem anderen Zweck führten, als eben um Kriege zu führen, dann könnte eine

solche Liga Kriege wohl verhüten. Aber die Nationen tun das ja nicht. Wir können hundertmal beweisen, daß Kriege sich niemals lohnen, daß sie nichts sind als brutale Zerstörung und eine fürchterliche Bedrohung der Völker und es wird dennoch immer wieder Kriege geben. Die gewaltige Erruption von Leidenschaft und Enthusiasmus, die den Ausbruch jedes Krieges begleitet, wird dem Wirken jeder Friedensliga, wird jedem Schiedsgericht trotzen, insolange die Völker das Instrument einer bewaffneten Macht zur Verfügung haben, um ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Eine von einer militärischen Diplomatie gestützte nationale militärische Organisation kann jederzeit eine Situation schaffen, die das Eingreifen von Schiedsgerichten illusorisch macht.

Im übrigen bietet die wirksame Ausgestaltung einer solchen Liga die größten Schwierigkeiten. Sie kann leicht zu einem bloßen Stück Papier werden wie die Haager Konventionen. Den Nationen würde jederzeit freistehen aus dem Bunde auszuscheiden und die Regierenden könnten mit Hilfe einer gefügigen Presse ihre Völker leicht genug überzeugen, daß nationale Interessen ihren Austritt notwendig machen. Bei irgendwelchen Verwicklungen wird es immer möglich sein eine Majorität in falsche Entschlüsse zu drängen. Im übrigen würde die tatsächliche Unmöglichkeit genau zu umschreiben, worin die militärische Bereitschaft in einem gegebenen Augenblick besteht, das militärische Programm einer solchen Liga sehr unbestimmt machen. Denn die bloße Zahl der stehenden Heere bildet ja nur einen Teil der militärischen Bereitschaft und Schlagfertigkeit. Das Tempo der Mobilisierung, der strategische Wert der Eisenbahnen, die militärische Durchbildung der unbewaffneten Bürger, die Art der Rüstungen, die Menge der Munitionsreserven, die Organisation der Industrien eines Landes, alles dieses sind Faktoren von entscheidender Bedeutung im Kriege, und keine Liga wäre imstande diese unter Kontrolle zu halten. So bleibt

dieser Vorschlag weit hinter dem besten zurück, was geschaffen werden könnte. Und angesichts der gewaltigen Reaktion gegen den Krieg, die dieser Krieg unfehlbar im Gefolge haben wird, müßte jeder, der aufrichtig wünscht, für ewige Zeiten dem Kriege zwischen zivilisierten, den Gesetzen gehorchenden Nationen ein Ende zu machen, nach einer befriedigenderen und entscheidenderen Lösung streben, als dieser Plan sie bietet.

Nimmt man aber als stillschweigende Voraussetzung des geplanten Bundes an, daß die Völker von nun an ihren internationalen Angelegenheiten ein intensives und vernünftiges Interesse zuwenden werden, und nimmt man ferner an, daß die Völker sich nie wieder den militärischen und diplomatischen Kasten soweit ausliefern, daß diese ihre Ehre auf's Spiel setzen und hinter ihrem Rücken Verpflichtungen für sie übernehmen können, dann rechtfertigt eine solche Voraussetzung viel weitergehende Maßnahmen als die bloße Bildung einer solchen Liga. Wenn die Völker erleuchtet genug sind, um ihre Interessen innerhalb eines solchen Bundes wahrzunehmen, und wenn sie so wachsam geworden sind, um zu verhindern, daß sie je wieder von den Klassen und Interessen und Beweggründen, die heute Kriege entfesseln, sich einfangen lassen, dann brauchten sie den Bund überhaupt nicht mehr. Dann würden sie die Verhältnisse selbst abschaffen, die eine solche Liga schon als einen Fortschrift gegenüber dem bestehenden System von politischen Bündnissen und Rüstungen erscheinen lassen.

Für die amerikanische Demokratie birgt diese Liga, wie mir scheint, aber noch eine besondere Gefahr. Sie fordert von Amerika »preparedness«, Bereitschaft, — ein neuer Name für den alten europäischen Irrtum, daß der Frieden durch Rüstungen erhalten wird, und daß nationale Verteidigung gleichbedeutend ist mit der Organisierung von Gewalt. Nun ist zwar der Zweck der amerikanischen Bereitschaft nicht sehr klar, zwei Wirkungen derselben aber sind gewiß: Kanada wird die amerikanischen Rüstungen als Bedrohung

empfinden und zu Gegenmaßnahmen greifen: auf diese Weise gewinnt der Militarismus Boden auf der Welt und die nationale Unsicherheit wächst. Die militärische Bereitschaft wird aber auch den Angriffsgeist der Finanzkreise der Vereinigten Staaten stärken, insbesondere auf dem amerikanischen Kontinent. Und mehr denn je wird die Politik der Union bestimmt sein von den Machenschaften der großen Finanzkreise. In Europa mag manches zugunsten der geplanten Liga sprechen — in Amerika ganz gewiß nichts. Man argumentierte denn, daß die neue Welt — um die alte Welt vom Militarismus zu befreien — ihren Nacken selbst unter das militärische Joch beugen müsse.

Meine Meinung ist die: solange man die Völker von einander fernhält, wie es jetzt geschieht, solange man eine nationale Politik betreibt, wie sie jetzt verfolgt wird, solange werden die Triebkräfte, die zum Kriege drängen weiterwirken und kein Völkerbund und kein Schiedsgericht wird die Macht haben, die Zivilisation vor neuen Kriegen zu bewahren. Und solange die Verhältnisse so liegen, wird immer die Gefahr bestehen, daß irgendeine politische Maschine, die über militärische Macht verfügt, sich von den kriegerischen Interessen und Instinkten für ihre Zwecke wird einfangen lassen. Solange kriegstüchtige Truppen und eine Heeresorganisation den Regierungen zur Verfügung stehen, ist an eine wirkliche Sicherung des Weltfriedens nicht zu denken, weder durch Schiedsgerichte, noch durch irgendwelche andere Mittel. Die Strömungen, die Kriege herbeiführen, mögen vielleicht für kurze Zeit neue Richtungen einschlagen, aber sie werden nicht aufhören zu fließen. Wir dürfen, wenn wir es hindern können, den Boden unter den Füßen nicht verlieren. Und der Boden auf dem wir stehen ist der, daß das Problem der Verteidigung nicht darin besteht, wie wir uns mit Gewalt gegen Feindseligkeiten schützen, sondern wie wir die Feindseligkeiten selbst aus der Welt schaffen.

SOZIALISTISCHE PROBLEME IN DER GROSSEN FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

(IN ZEITGENÖSSISCHEN DOKUMENTEN).

VON PAUL ADLER.

I.

Die Eigentumsfrage im Kampf mit der liberalen Aufgabe der Lehensablösung.

Vorbemerkung: Die mittelalterliche Lehensverfassung — das System der den Bauern und dem bäuerlichen Boden auferlegten, die normale Volkswirtschaft erdrückenden Abgaben — wurde bekanntlich von der ersten konstituierenden Nationalversammlung zu Beginn ihrer Tätigkeit in der Nacht vom 9. August 1789 grundsätzlich aufgehoben. Dieser Akt, der in der Geschichte zumeist als eine heroische Selbstverleugnung der Aristokratie dargestellt wird, war tatsächlich wie aus den Debatten der adligen Redner hervorgeht, nur ein Akt der Klugheit; es war der geschickte und glückliche Versuch, von dem Unhaltbaren — unhaltbar durch den Zeitgeist und durch einen unaufhaltsamen allgemeinen Bauernaufstand — das Haltbare, den Vermögenswert nämlich, zu retten. Demnach wurde das Prinzip der Grundentlastung — sowie heute das Prinzip der industriellen Arbeitsentlastung, der Sozialisierung — zwar theoretisch ausgesprochen; seine Ausführung aber wurde durch die stille, allerorts und auch in der Gesetzgebung tätige Gegenrevolution vereinigter, konservativen Kräfte, des grundbesitzenden und des »industriellen« (d. i. bürgerlichen) Privateigentums, sabotiert. Wie deutlich

ausgesprochen diese Sabotage war ein Fall jener allgemeinen Sabotage, die allmählich über die ganze Revolution die Oberhand gewann — das sollen die folgenden kurzen Proben aus den Debatten und Petitionen in dieser Frage zeigen. Sie sind größtenteils aus der von Jaurès herausgegebenen sehr umfangreichen Histoire Socialiste (Teil I—IV, bis zum 9. Thèrmidor, verfaßt im revisionistischen Sinn von Jaurès selbst) ins Deutsche übertragen und hier notwendigerweise gekürzt. Die Parallelen mit den Aufgaben unserer Zeit — und manche Lehren daraus für den ehrlichen Sozialismus — werden immer deutlicher, je mehrere, mit einander verwandte Probleme (des Wahlzensus, der Koalitionsfreiheit, der Agiotage, der Wucher- und Lebensmittelgesetzgebung usw.) der großen französischen Revolution verglichen werden, die alle zusammen den Beweis erbringen, daß bloß-politische Revolutionen — und seien sie selbst die eklatantesten Ereignisse — zur Halbheit und zum Untergang bestimmt sind, solange sie ihren hohlen und wohlfeilen Worten nicht die, ungleich schwerer wiegende, politische Gerechtigkeit der materiellen Abänderung folgen lassen. (Wir werden gelegentlich noch weitere derartige Dokumente bis einschließlich zu der kommunistischen »Verschwörung« der Reaktionszeit veröffentlichen).

A. Aus den Petitionen:

I. Der Distrikt von Chataubriand an die Gesetzgebende Versammlung: . . »Muß der unglückliche Hörige den einen Teil des Erbes seiner Väter verkaufen, um den andern von der Knechtschaft abzulösen?! Und an wen kann er diesen Teil verkaufen? An die sogenannte Herrschaft, an die früheren Tyrannen. Die Ab-

lösung der Lehensrechte muß diese zu den Inhabern des gesamten Bargelds von Frankreich machen und dort alle Reichtümer aufhäufen. Auf diesem Wege werden sie ihren stolzen Wohlstand verdreifachen, ihren Besitz ausdehnen und sich zu Herren alles Eigentums machen; auf diesem Weg werden sie sehr bald noch drückender das drückende Joch der alten Knechtschaft gestalten, unter dem unsere Vorfahren seufzten, das uns noch heute erröten läßt. Dies, ihr Herren, ist der allgemeine Schrei, von dem die Felder widerhallen, der Schrei, der in ganz Frankreich laut wird.«

II. Die Gemeinde von Capelle-Biron an die Gesetzgebende Versammlung: »Die Rente und andere aufrechterhaltene und durch das Gesetz vom 15. März 1790 für ablösbar erklärte Lehensrechte sind geeignet, den Bürgerkrieg zu entfesseln, wenn die Nationalversammlung nicht in ihrer Weisheit Abänderungsmaßnahmen beschließt, sowohl über das Kapital der Rente wie über den durch die Konstituante beschlossenen Ablösungsmodus. Was bringt denn den Menschen der Gesellschaft zur Unterwerfung und wirklichen Beobachtung der Gesetze? Nichts anderes als der Schutz, den sie ihm für die Sicherheit seiner Person und seines Eigentums und für dessen Genuß gewähren. Wenn nun aber der Betrag der seit 1789 rückständigen Renten infolge der Umstände den Wert der meisten vormaligen Untertanenländereien verschlingt, werden dann nicht diese Leute, die sich von all ihrem Besitz entblößt sehen — oder, was dasselbe ist, einer so übermäßigen Rente unterworfen, daß ihre Einkünfte trotz aller Sorgfalt der Feldbestellung für deren Entrichtung nicht ausreichen — der Gewalt Gewalt entgegensetzen und ihr Leben wird ihnen für nichts gelten. Die Gemeinde ver-

langt deshalb, daß die Nation selbst die Ablösung der Renten übernehme.«

III. »Die wahlberechtigten Aktivbürger der Gemeinde Lourmaria an die Gesetzgebende Versammlung: Seit 21 Monaten, seitdem das Gesetz über das Lehenswesen erfolgt ist, hat bei uns nicht ein einziger Verpflichteter die abscheulichen Verpflichtungen abgelöst! und prophetisch wagen wir zu versichern, daß, wenn die Nationalversammlung uns nicht gestattet, die festen Berechtigungen gesondert von den gelegentlichen (beim Erbanfall, Ankauf usw.) abzulösen, die diesem schrecklichen System unterworfenen Bevölkerungen noch in tausend Jahren für die Freiheit verloren sein werden.

»Die konstituierende Nationalversammlung hatte die gute Absicht, das Land von dem Ungeheuer zu befreien; doch haben ihr die Mittel dazu gefehlt, weil die Nationalversammlung in ihrem Schoß Adlige und Geschäftsleute hatte, die durch Ränke und Stillschweigen sich zum Schild gegen das Gesetz machten, und weil jene Mitglieder, die es ehrlich aufheben wollten, nicht die Stelle kannten, von wo aus der Kampf zu führen war. Diese gaben nichts als einen allgemeinen Plan; der Plan wurde als hinreichend angesehen, und der nur an einer einzigen Stelle verwundbare Drache triumphierte über alle gegen ihn abgeschossenen und untauglichen Pfeile. Beinahe der gesamte verfassunggebende Körper bestand aus Männern aus den anders besteuerten Städten; und das flache Land, zerfleischt von den zahlreichen Abgaben und dem Zensus, von Herrschaften,

Vertretern, Pächtern und Wächtern, blieb vergessen; kein Mensch setzte sich für das Land ein. Nun wohl, ihr Gesetzgeber, es ist dieser selbe alte immer noch allmächtige Schwarm, der den Landmann in Fesseln hält. Es sind die ehemaligen Herren, ihre Agenten und Pächter, die verbündet mit den unvereidigten Priestern und mit Fanatikern aller Art den revolutionären Eifer der einfältigen, unwissenden Bauern dadurch vernichten, daß sie ihnen Furcht vor der Rückkehr der alten Ordnung einflößen, mit der zugleich die Vergeltung der »Ehemaligen« an den für die Öffentlichkeit eingetretenen Personen kommen würde. Wir aber verkünden es mit süßer Freude: die Vernichtung des Lehenswesens wird der tödliche Streich für die Aristokratie sein. Nur in der Hoffnung, diese Verhältnisse wiederherzustellen, wandern ihre Leute aus, verschwören und rühren sie sich in jeder Richtung. Ihr werdet es fühlen, mehr als je zuvor, daß Freiheit und Feudalismus sich nicht vereinigen lassen, daß solange als die eine Hälfte des Reiches — und zwar die wertvollere, weil sie die andere ernährt — unter diesem gräßlichen Regime seufzt, die Revolution nur von einem Teile geliebt und die Verfassung nur halb befestigt ist, sofern Ihr nicht mehr als bisher die Ablösung der Rechte erleichtert.«

Auf diese Petitionen und infolge zahlreicher Agrarunruhen erfolgte dann die folgende:

Belehrung der Nationalversammlung über die grundherrlichen Lehensrechte vom 15. Juni 1791:

»Die Nationalversammlung hat durch die Aufhebung der Lehensherrschaft in der Sitzung vom 5. August 1789 eine der wichtigsten Aufgaben erfüllt, mit denen sie von dem souveränen Willen des französischen Volkes beauftragt

worden ist; allein weder die Nationalversammlung noch ihre einzelnen Mitglieder haben daran gedacht, dadurch die geweihten und unverletzlichen Rechte des Eigentums zu durchbrechen. Demzufolge hat die Nationalversammlung, während sie auf das nachdrücklichste anerkannt hat, daß ein Mensch niemals Eigentümer eines anderen Menschen werden könne und daß deshalb die von dem einen über den andern angemaßten Rechte niemals Eigentum werden können — auch gleichzeitig auf das Deutlichste alle Vermögensrechte und -pflichten aufrechterhalten, die aus Anlaß der Landabtretungen erfolgt sind; und sie hat nur gestattet, diese Rechte abzulösen.

»Der betreffende Artikel (2 des Titel 11 des Ausführungsgesetzes vom 15. März 1790) unterwirft diese Abgaben zwei allgemeinen Grundbestimmungen: — Erstens: In der Hand des Besitzenden, und wenn der Besitz alle von den vormaligen Gesetzen, Landbräuchen, Statuten und Vorschriften geforderten Merkmale und Bedingungen aufweist, besteht die rechtliche Vermutung, daß diese Abgaben das Entgelt einer ursprünglichen Abtretung des Bodens sind. — Zweitens: diese Vermutung kann durch den Gegenbeweis zerstört werden; doch fällt dieser dem Verpflichteten zur Last, und wenn ihn der Verpflichtete nicht vollständig beibringen kann, erlangt die Rechtsvermutung wieder volle Kraft und der Verpflichtete bleibt zur Weiterzahlung verpflichtet. . .«

B. Aus den Debatten in der 2. (gesetzgebenden) Nationalversammlung.

Die Debatten über den Gegenstand eröffnete — bei einem außerpolitischen Anlaß — der Jakobiner Couthon

(später Genosse Robespierres im Wohlfahrtsausschuß) am 27. Februar 1792: . . »Wir haben eine imposante Streitkraft, sowohl an Linien- wie an Nationaltruppen; aber dieses Heer (ich wage das vorauszusagen) wird unsere Erwartungen nur soweit wirksam erfüllen, als seine Kraft *mit der Kraft des Volkes eins ist*, und als das Volk sich in der Gesinnung und wenn es nottut, auch durch Taten, mit dem Heer vereint. Bisher hat man Ihnen, als einziges Mittel zur Erlangung dieser moralischen Volkskraft und öffentlichen Meinung, Adressen an das Volk angegeben. Ich verurteile dieses Mittel nicht, doch ist es nach meiner Meinung bloß eine untergeordnete Maßnahme; mein Mittel ist von anderer Art. *Die Andern wollen das Volk aufklären, ich möchte ihm zu Hilfe kommen; die Andern wollen es durch Reden an die Revolution fesseln; während ich dies durch gerechte und wohltätige Gesetze tun möchte*, deren stets gegenwärtige Vorstellung dem Volk jederzeit den Namen und die Pflichten des Bürgers teuer machen würde. Unter der großen Zahl von Gelegenheiten zu volkstümlichen Gesetzen möchte ich nur eine einzige herausnehmen, die Ihnen, wie ich meine, keine zu großen Schwierigkeiten bieten soll. Jeder unter Ihnen hat die auf ewig denkwürdige Nacht erfahren, wo die konstituierende Nationalversammlung, rein in ihrem Aufstieg, in einem heiligen Enthusiasmus die Aufhebung des Lehenswesens beschlossen hat! Sie verdient für dieses herrliche Gesetz den Dank des Volkes, des Landvolkes besonders, dieser so kostbaren und so lange Zeit vergessenen Bevölkerung. *Allein diese glanzvollen Bestimmungen erwiesen sich für das Volk recht bald nur als ein schöner Traum.*

dessen trügerische Vorstellung nichts als Bedauern zurückließ. Acht Monate, nachdem ein überall mit Entzücken aufgenommenes Gesetz das Lehenswesen unbeschränkt aufgehoben hatte, acht Monate danach erhielt ein anderes Gesetz alle »Vermögensrechte« dieses Lehenswesens wieder aufrecht. Sie werden aber, meine Herren, begreifen, daß nicht gerade der ehrenrechtliche Teil des Lehenswesens auf dem Volke lastete. Dieser beleidigte es, setzte es herab, entfernte es von der gemeinsamen Stellung jedes Menschen, und vernichtete die von der Natur eingesetzte Gleichheit. Indessen die Rechte, deren Last das Volk am schwersten fühlte und die am stärksten auf sein Wohlbefinden von Einfluß waren, das waren gerade die Vermögensrechte, die Zensus, Zensalabgaben, herrschaftlichen Renten, Landteile, Bodenzinse, Ackerzinse, Rückzinse, Anfalls- und Verkaufsabgaben, die Beisteuer und andere von der Gattung. Alle diese Abgaben aber sind durch das Ausführungsgesetz vom 15. März 1790 aufrechterhalten worden. — Was ich bereits auseinandergesetzt habe, daß die Herrschaften den ganzen Boden beanspruchten, das kann noch in unserer Zeit durch tausend Beispiele in den Departements bekräftigt werden. In meinem eigenen (dem Puy de Dôme) trifft man zahllose Dörfer, wo die Herrschaft noch das Recht des Gesamtbesitzes, das Recht der gesamten Pacht ausübt, ohne einen andern Rechtsgrund als eben den der Herrschaft! Deshalb allein gehört ihnen alles; und der Unglückliche, der nichts als seine Arme besitzt, nichts als seinen Spaten ererbt hat, er besitzt nicht einmal die Freiheit, diese Arme, diesen Spaten ausschließlich für seine Bedürfnisse zu gebrauchen. Die

Natur bietet ihm einen undankbaren, verlassenen, seit der Erschaffung der Welt mit erschrecklichen Blöcken bedeckten Boden dar. Nun aber, wenn er mit seinem Schweiße diesen Anteil an dem gemeinsamen Erbe fruchtbar machen will, da erscheint im Augenblick der Ernte seine vormalige Herrschaft, um ihm ein Viertel oder wenigstens ein Fünftel abzunehmen und dies kraft eines angeblichen Rechts auf den Gesamtbesitz. Diese unbilligen Berechtigungen hat die Konstituante nicht nur nicht aufgehoben, sondern sie hat ihre Ablösung so eingerichtet, daß sie praktisch-unmöglich ist! Zunächst kann man die niedrigeren festen Abgaben nur gleichzeitig mit den hohen außerordentlichen abkaufen. Ferner haften alle Ablösenden auch weiterhin solidarisch. Es ist Zeit, meine Herren, diese so fehlerhaften, so unpolitischen, so sehr der Verfassung widersprechenden Bestimmungen zu verbessern; es ist dies dadurch nur eine Petition des Volkes, wenn ich den folgenden ausdrücklichen Antrag stelle usw. (Der Antrag enthält die wesentlichen Punkte der Rede Couthons).

»Wollen Sie, meine Herren, den rechtzeitigen Einlauf der Steuern versichern, wollen Sie die Beliebtheit des Papiergeldes verdreifachen, die Agiotage vernichten, wollen Sie den, angeblich religiösen, Wirren auf dem Lande wirksam steuern, wollen Sie alle Anschläge unschädlich machen und, mit einem Wort, die Revolution durchführen? Dann erlassen Sie derartige Gesetze, dann beschäftigen Sie sich mit dem Volk; Sie sind dazu verpflichtet, da es Ihnen seine teuersten Bedürfnisse anvertraut hat. Frankreich ist frei und glücklich, wenn nur Ihre Arbeiten vom Volk gesegnet und sanktioniert sind. Dagegen ist das öffentliche Wohl gefährdet, wenn Ihre Beschlüsse

auf tötende Gleichgültigkeit stoßen.« (Andauernder Beifall in der Versammlung und auf den Tribünen).

Am 12. bis 14. Juni 1792 debattierte dann das Plenum über einen notwendig gewordenen fortschrittlichen Ausschußentwurf in der Frage. Die Abgeordneten der Rechten und des Zentrums stellten sich dabei glatt auf den prinzipiellen Standpunkt der Eigentumsverteidigung. Der Abgeordnete Deusy erklärte z. B.: »... Wenn man dem Ausschuß zugeben müßte, daß der fehlerhafte Ursprung eines Rechtes (gewalttätige Usurpation) gebieterisch die Aufhebung dieses Rechts verlangt, selbst in dem Fall, daß die bestehenden Gesetze es immer als Eigentumsrecht aufgefaßt haben; wenn man, so sage ich, diesen der Verfassung widersprechenden und jede Gesellschaft vernichtenden Grundsatz annehmen könnte, so müßte man, um konsequent und den Tatsachen gerecht zu sein, zu der Aufhebung aller festen und Anfallsabgaben auch noch die Aufhebung des Eigentums an den Nachlässen beschließen, wenigstens für den Fall, daß nicht bewiesen werden kann, daß die Nachlässe nicht zu den von den Herrschaften ursprünglich usurpierten gehören. Diese doppelten Schlußfolgerungen gehören notwendig zusammen, da beide Rechte gleichen Ursprungs sind. Sicherlich hieße das, die Grundsätze auf eine seltsame Art außer acht lassen, wenn man eine so empörende Forderung stellen wollte, eine Forderung, die geradezu zu einem Ackergesetz (»loi agraire«, die römische »lex agraria«, Ackeraufteilung) führen müßte! Halten Sie sich für berechtigt, — unter dem Vor-

wand der Aufspürung des Ursprungs einer Abgabe in einer weit zurückgelegenen dunkeln Zeit — die Wirkung so vieler Verträge aufzuheben, auf denen das Vermögen einer beträchtlichen Anzahl von Bürgern beruht? Der unselige Erfolg einer solchen Unbilligkeit würde Verwirrung und Zerstörung in die Familien hineintragen und viele von ihren gänzlich zugrunde richten: denn ich könnte Ihnen mehrere Beispiele von Privaten anführen, deren Erbteil ganz allein aus Einkünften aus solchen festen und Anfallsabgaben (der Bauerschaft) besteht. Meine Herren, Ihre Rechtlichkeit bürgt mir dafür, daß Sie eine so empörende Maßnahme ablehnen werden! Ja, ich wage es sogar zu behaupten, daß diese Ihre Rechte übersteigt. Freilich hat die Nation zu allen Zeiten und unter allen Umständen das unbestreitbare und unverjährbare Recht, ihre Regierungsform zu ändern und die verschiedenen darauf bezüglichen politischen Gesetze aufzuheben; wenn man aber dieses Recht auf die das Privateigentum bestimmenden Gesetze ausdehnen wollte, so hieße das, die ersten Grundsätze des Gesellschaftsvertrages umstürzen. Denn unter solchen Umständen bestünde das Eigentum nur zum Schein, da es ja von den periodischen Umwälzungen der Staaten abhinge; während doch bekanntlich die Beständigkeit, die Sicherheit und die Dauer der Eigentumsrechte eine der wesentlichen Grundlagen einer jeden politischen Gesellschaft ist!« — Der (radikale) Abgeordnete Mailhe erklärte dagegen am 9. Juni: »Die ehemaligen Herren werden sich ohne Zweifel beklagen. Aber worüber beklagen sie sich denn nicht? Sie (die Nationalversammlung) werden

durch die Segenssprüche von neunundneunzig Hundertteilen unsere Generation und der folgenden Generationen absolviert werden. Die unentgeltliche Aufhebung aller dieser Rechte ist der fehlende Schlußstein im Gebäude der Revolution. Wenn die Nation für ihre Glieder alles das getan haben wird, was die Gerechtigkeit erfordert, dann werden diese bemüht sein, alles zu tun, was das Interesse des Vaterlandes verlangt; sie werden im voraus alle Opfer für die Freiheit bringen; was jetzt bereits eine sittliche Notwendigkeit für alle aufgeklärten Bürger ist und was darnach auch noch eine physische Notwendigkeit für alle Franzosen sein wird. — Der Abgeordnete Louvet am 12. Juni: »Meine Herren, berühmte politische Schriftsteller haben behauptet, daß, wer das Land hat, auch die Menschen hat; daß die Bürger nicht frei sein können, wenn ihr Eigentum unterworfen ist. Fern von mir sicherlich der Gedanke, daß die Vermögen jemals zur Gleichheit gelangen und dabei verharren könnten; fern von mir der Gedanke einer phantastischen Teilung, von der man viel spricht, die aber niemand ernst nimmt und die vorzuschlagen oder anzunehmen wohl niemals einem vernünftigen Menschen in den Sinn kommen wird. Aber ich rede hier zu Gesetzgebern, ich rede zu Freunden der Freiheit und der Revolution, und aus diesem Grunde darf ich Sie wohl, meine Herren, bitten, in Betracht zu ziehen, daß die politische Gleichheit sowohl wie die Verfassung keinen gefährlicheren Feind haben, als die übermäßige Ungleichheit der Vermögen; und daß die Hauptursache der in Frankreich bestehenden Ungleichheit in dem Lehenswesen gelegen sein dürfte.« Der Abgeordnete Henry sagte am 14. Juni: »Diese verwüstende Idee, die man für einen

Funken aus dem anarchischen Brand der Ackergesetze halten könnte, diese alle Eigentümer alarmierende, jedes Gesellschaftssystem umstürzende Idee muß in ihren Anfängen erstickt werden. Ihr Gerechtigkeitsgefühl, meine Herren, wird sie für nichts achten; es weiß, daß die Ungleichheit der persönlichen Wirtschaft abhängt von dem Übermaß oder von der Beständigkeit der täglichen Arbeit, von den sich persönlich auferlegten Entbehrungen(!), von dem Gewerbefleiß und von den kaufmännischen Berechnungen, welche alle vernichtet würden, durch die unerträgliche, unpolitische, unmögliche Tyrannei eines Systems der Gleichheit der Vermögen.« Der Abgeordnete Prouvent am 14. Juni: »Wenn einmal das Eigentumsrecht angegriffen ist, so wüßte ich gern, wo die öffentliche Meinung dann stehen bleiben wird! Rousseau hat gesagt: »Der Mann, der als erster einen Zaun um ein Grundstück zog und dazu sagte: »Dies gehört mir« dieser war der erste Stifter jeder Gesellschaft«. Schön, und darum sage ich: Der Mann, der heute als erster die Schranken niederreißen würde, die das bürgerliche Eigentum ausmachen, der wäre der Zerstörer jedes Eigentums. Das Wort Eigentum, ich sage mehr, schon die Meinung, die sich an dieses Wort knüpft, ist das Gewölbe des großen Baues, der 24 Millionen Menschen zum Körper der Nation zusammenfügt. Rütteln Sie an diesem Gewölbe und der Bau wird zusammenstürzen, es gibt keine Nation mehr, und nur noch Individuen. Ich führe den Gedanken nicht weiter aus, es steht bei jedem, die Folgerungen selbst zu ziehn.« — Louvet erzählte einiges über eigentumsfreundliche Stimmungsmache: »Ich weiß, meine Herren, daß

die Ränke und das persönliche Interesse, von denen dieses Haus beständig umlagert ist, nichts außer acht gelassen haben, damit die Debatte für die von mir vertretene Meinung ein ungünstiges Gesicht gewinne. Anonyme Schriften sind wiederholt an den Türen verteilt worden, beleidigende Bemerkungen über Ihren Ausschuß Briefe über den Stand der Finanzen an den Vorsitzenden des Finanzausschusses, Petitionen in diesem Saale — das eine Mal von angeblichen Verpflichteten, die um die Aufrechterhaltung dieser Rechte ansuchten (!), das andere Mal von sogenannten Gläubigern der Berechtigten — alles das ist ins Werk gesetzt worden, um Sie gegen den Gesetzentwurf des Ausschusses einzunehmen.« Der Abgeordnete Gohier bemerkte: »Wenn man die Gegner anhört, so wäre gerade der Volksteil, dessen Lage zu erleichtern Ihre beständige Sorge sein muß, der einzige, der aus der fraglichen Aufhebung keinen Vorteil zöge. Diese Aufhebung soll angeblich nur den reichen Aufkäufern, den Großgrundbesitzern zugutekommen; und trotzdem bekämpft man dann wieder den Entwurf mit den Rechtsansprüchen gerade dieser Aufkäufer und Großgrundbesitzer. Man behauptet also zu diesem Zwecke alles auf einmal, sowohl daß man die Großgrundbesitzer bereichert, wie, daß man sie ausplündert, je nachdem nämlich, ob man den Entwurf als ungerecht hinstellen oder ob man ihn nur den wahren Interessenten gleichgiltig machen will. Auf der tyrannischen Rangleiter des Lehenswesens war aber alles so eingerichtet, daß der Lehensherr keinen einzigen Tribut an seinen Vorgesetzten entrichtete, für den er sich nicht reichlich durch Abwälzung auf einen Untergebenen entschädigte; diese hielten sich wiederum an ihre Untervasallen, sofern ihr Boden nochmals als Lehen ausgegeben war; derart, daß

diese Kette von Unterdrückungen in Wirklichkeit nur auf den Armen lastet, die bloß einen einzigen Ring in Händen halten.

Aus der ganzen Aufregung ging dann fürs erste das folgende Gesetz der Gesetzgeb. Nationalversammlung hervor, welches die Präsumtion des unrechtmäßigen Erwerbes und Besitzes zunächst umkehrte (zu Gunsten der Bauern). »Artikel 1: Die National-Versammlung dekretiert in Aufhebung der Art. I und II des Gesetzes vom 15. März 1790 sowie aller Ausführungsgesetze, daß, von dem Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses gegenwärtigen Dekretes angefangen, alle Anfallsberechtigungen (bekannt unter den verschiedenen Namen) usw. und alle wie immer benannten Abgaben, die bisher bei Eigentums- und Besitzveränderungen an einem Grundstück von dem Käufer oder Verkäufer, dem Erblasser oder Erben oder andern Rechtsnachfolgern der bisherigen Eigentümer oder Besitzer geschuldet waren, dauernd ohne Entschädigung aufgehoben sind Art. II. Es können gleichwohl die ehemaligen Herrschaften die genannten Abgaben einfordern, welche zu den Fristen des Gesetzes vom 15. März 1790 einlösbar bleiben, — wenn sie durch den ursprünglichen Lehensvertrag nachweisen können, daß sie die Grundstücke nur unter der ausdrücklichen Bedingung der Anfallsabgaben abgetreten und zu Lehen gemacht haben.«

Die Agrarfrage tauchte in der Konventszeit (1793) wieder auf, in der schärferen, proletarischen Form, einer befürchteten neuen Ackerverteilung. Als Hauptredner am 18. März 1793 trat Barère (auch sonst, z. B. bei dem Prozeß gegen den König, der Vertrauensmann des bürgerlichen Konvents) auf. Barère: »... Einen weitern

Gegenstand der Unruhe und Aufregung bilden für die Provinzen die Reden, die man sich gegen das Eigentum erlaubt hat. Man muß den Provinzen erklären, daß Sie hier nicht den geringsten Angriff auf das Eigentum, weder auf das am Boden noch auf das gewerbliche, dulden werden (Lebhafter Beifall). Die Priester, die uns von den Gütern der andern Welt erzählen, aber selbst nur die Güter dieser Welt hochschätzen, sind wütend darüber, daß sie ihrer früheren unanständigen Reichtümer entsetzt sind, sie möchten darum auch die Großgrundbesitzer vertrieben sehn! Sie sagen: die Revolution sei nur für diese Grundbesitzer gemacht worden, und sie predigen deshalb den Umsturz alles Eigentums. Die Verwandten der Emigranten wieder sagen: Man hat unsere Familien arm gemacht; man muß auch die andern arm machen! Diese Leute können nur von der Anarchie die ersehnte Vergeltung erreichen oder von dem Despotismus, der ihnen ihre Güter mit ihren Seufzern wiederbringt. Der Konvent muß deshalb eine offene und feierliche Erklärung abgeben, die die Machenschaften der einen und der andern zerstört. Wenn ich nicht alle diese Leute, die (ohne zu wissen, was sie reden), von einem Ackergesetz sprechen, für verrückt hielte, würde ich eine hier wiederholt in ähnlicher Lage angewandte Maßnahme zur Sprache bringen: die Todesstrafe nämlich für jeden, der ein für jede Gesellschaftsordnung umstürzlerisches, undurchführbares Gesetz predigt, ein Gesetz, das durch die Vernichtung jedes gewerblichen Wohlstandes auch für diejenigen zum Verderben ausfallen würde, die sich auf solche Art bereichern wollen. Ich schlage daher vor, die Strafe . . . (Mehrere Mitglieder des Berges und darnach die ganze

Versammlung rufen: Die Todesstrafe. Marat: Keinen Beschluß aus bloßer Begeisterung!) . . . Gewiß; keine Bewegung kann, so wie unsere hier, schnell genug zur Ehre des Konvents und zur Rettung des Vaterlandes erfolgen. Wenn Sie in ähnlicher Weise durch Akklamation die Todesstrafe gegen jeden beschlossen haben, der die Wiedereinsetzung des Königtums vorschlägt, ihr Gefühl war dann auch stark genug zu der gleichen Begeisterung, wenn es sich darum handelt, den Umsturz jeder Gesellschaft zu verhüten. Ich meine, Sie haben ein bedeutendes Mittel der Beruhigung gefunden, das augenblicks die Befürchtungen der Bürger beheben, den Nationalreichtum erhöhen und Ihre Mittel zur Kriegführung vergrößern wird. Denn Sie können nicht anders bestehn, die Republik kann nicht anders aufgebaut sein als auf den Nationalgütern. Wie aber wollen Sie diese verkaufen, wenn Sie nicht die Besitzer beruhigen? Wie wollen Sie die Besitzenden am Schicksal der Republik interessieren, wenn Sie sie nicht veranlassen, ihre Kapitalien in diesen Nationalgrundstücken anzulegen? Ich schlage also die Todesstrafe gegen jeden vor, der ein Ackergesetz beantragt.

Levasseur bemerkt dazu: »Das Ackergesetz war bei den Römern die Aufteilung der eroberten Ländereien; bei uns handelt es sich um etwas anderes, nämlich um die Teilung der Güter.« Der Konvent beschließt deshalb den folgenden Wortlaut: »Der Nationalkonvent verhängt die Todesstrafe gegen jeden, der ein Ackergesetz oder irgend ein anderes den Umsturz der Verhältnisse des Grund-

eigentums, des Handelskapitals oder des gewerblichen Eigentums enthaltendes Gesetz in Vorschlag bringt.« Barère (fortfahrend): »Jedoch, Bürger, indem Ihr so gegen die Gerüchte auftretet, ist es gleichzeitig sehr gut zu erklären, daß Ihr lebhaft und alsbald daran gehen werdet, die Unterstützung von Staatswegen zu organisieren, denn dieses ist eine soziale Pflicht. Es wäre übel, wenn die Grundbesitzer, inmitten von Menschen, die durch das frühere System zu dauerndem Elend verurteilt waren, von diesen Leuten die Achtung vor ihrem Besitz erzwängen, ihnen aber dabei die Mithilfe versagen würden die jeder, der Überfluß hat, jedem schuldet, der Hungers stirbt(!) Der Bericht über die Unterstützung von Staatswegen ist fertiggestellt. Ich beantrage, daß er auf die morgige Tagesordnung gesetzt wird. (Lebhafter Beifall). — Zwei Maßnahmen sind noch zu treffen. Beachten Sie, daß ich hier nur den Nationalkonvent und das Vertrauen in ihn wiederzusammeln bemüht bin. Denn alle unsere Handlungen müssen darauf gerichtet sein, ein Bündel von Kräften gegen unsere Feinde zu schaffen. Die progressive Vermögensabgabe, die ich für eine unendlich gerechte Einrichtung halte, obwohl sie einige Leute für unmöglich erklärt haben (!) ist vom Ausschuß ausgearbeitet; mehrere sachverständige Männer haben sich mit ihr beschäftigt; ich beantrage, daß der Bericht in drei Tagen fertiggestellt sein soll. (Zweimaliger dröhnender Beifall. Sehr viele Abgeordnete rufen: Abstimmen! Der Konvent beschließt: »Zur Erreichung eines richtigen Verhältnisses in der Verteilung der Lasten jedes Bürgers wird eine abgestufte progressive Abgabe von

dem Aufwand und allen unbeweglichen und beweglichen Gütern erhoben«). Barère: »Ein Gesetz hat ferner bestimmt, daß die Güter der Emigranten in kleinen Losen veräußert würden; indessen geschieht nichts dergleichen. Die Bürger auf dem Lande sind unzufrieden. Ich weiß, daß Landkäufer aus Bordeaux nach unseren Departements gekommen sind, um alle Emigrantengüter massenweise und zu einem Preise unterhalb ihres tatsächlichen Wertes aufzukaufen. Die Aufteilung dieser Güter ist aber notwendig auch für den Bestand der neuen Ordnung. Ein vielfacher Großgrundbesitzer wird sich keiner Gefahr aussetzen, um ein eben erst angekauftes Grundstück gegen etwaige Versuche des rückgekehrten Emigranten zu verteidigen. Er wird sich lieber auf eine andere Domäne flüchten. Jedoch ein Bauer oder ein armer Mann, der aus der Stadt gekommen ist, um das kleine Stück Land zu bestellen, dessen Erwerb Sie ihm erleichtert haben, diese Leute werden ihren Besitz wie ihr Leben verteidigen; und die Revolution wird so durch das Interesse einer Masse von kleinen Besitzern befestigt und unerschütterlich sein. Es gibt zahlreiche Schlösser, die notwendigerweise unverkauft bleiben werden, und die weder für den öffentlichen Unterricht noch für die Urwählerversammlungen verwendbar sein werden. Diese Behausungen, heute noch Schandflecken des befreiten Bodens, können, niedergerissen, dazu dienen, die Armen und Fleißigen zu begünstigen und in dem Augenblick, wo Sie die Felder meliorisieren, neue Dörfer zu errichten . . .«

Der ganze revolutionäre und »königsmörderische« Konvent

wagte sich derart nicht an die grundlegenden Fragen der Gesellschaft heran. Er begnügte sich mit ausweichenden Fragen. Robespierres wie der meisten Jakobiner Stellung zum Eigentum war mehr eine reine als eine politisch angewandte Theorie und Kritik, was die Geschichte der Revolution nicht unwesentlich beeinflußt hat. Robespierre hielt beispielsweise die folgende Erörterung über das Eigentum (Rousseausche) im April 1793, also einige Wochen nach der obigen lex Barère.

»Ich habe in der letzten Sitzung das Wort verlangt, um einige wichtige Zusätze zu der Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers zu beantragen. Es sind dies zunächst einige notwendige Ergänzungen zu Ihrer Theorie des Eigentums. Daß dieses Wort niemanden beunruhige! Kotseelen, die ihr nur das Gold schätzet, ich will nicht an Eure Schätze rühren, so unrein auch ihr Ursprung sein mag! Ihr sollt hören, daß jenes Ackergesetz, von dem ihr soviel geredet habet, nur ein Schreckgespenst der Spitzbuben war, um die Geistesschwachen in Schrecken zu jagen. Dazu, daß die Welt erfahre, daß die außerordentliche Ungleichheit der Vermögen die Ursache vieler Übel und Verbrechen sei, dazu brauchten wir keine Revolution! Wir halten aber auch die Gütergleichheit für phantastisch. Was mich betrifft, so scheint sie mir für das Glück des Einzelnen noch entbehrlicher (!!) als für das allgemeine Wohl. Es ist wichtiger, die Armut wieder ehrenwert zu machen, als, den Wohlstand zu verfolgen. Die Hütte des Fabricius muß den Palast des Crassus nicht beneiden. Ich für meine Person würde ebenso gern einer der auf Kosten der Republik im Prytaneum erzogenen Söhne des Aristides sein (!) wie

der Erbe des Xerxes, aufgewachsen im Schlamm des Hofes, um dereinst einen Thron innezuhaben, dessen Schmuck die Erniedrigung der Völker ist und dessen Glanz aus der allgemeinen Not herrührt. (Beifall). Legen wir also interesselos die einzelnen Grundsätze des Eigentumsrechtes fest. Es ist dies umso notwendiger, als jeden dieser Grundsätze die menschlichen Vorurteile und Laster dicht zu umnebeln versucht haben. Fragt jenen Händler in Menschenfleisch: »Was ist das Eigentum?« und er wird Euch mit einem Hinweis auf die langgestreckte Bahre gefesselter Menschen sagen, die er ein Schiff heißt: »Diese hier sind mein Eigentum. Ich habe für den Kopf so und soviel bezahlt.« Befragt den Edelmann, den Besitzer von Ländereien und Hörigen, der die Welt eingestürzt glaubt, seitdem er jene nicht mehr besitzt; und er wird Euch ziemlich ähnliche Gedanken über das Eigentum entwickeln. Befragt die erlauchten Mitglieder des Hauses Capet, und sie werden Euch sagen, daß das heiligste aller Eigentumsrechte ohne Widerrede jenes Erbrecht ist, das sie seit uralter Zeit dahin gebraucht haben, die 25 Millionen Bewohner Frankreichs gesetzmäßig und monarchisch nach landesherrlichem Gutdünken zu bedrücken und zu entrechten. In den Augen aller dieser Leute hat das Eigentum keine sittliche Grundlage . . .

»Warum scheint Ihre Erklärung der Menschenrechte dem gleichen Irrtum unterworfen? Sie haben die Freiheit als das höchste der Güter bezeichnet, die der Mensch von der Natur erhalten hat; Sie haben ihm mit Recht die fremden Rechte zur Grenze gesetzt; warum haben Sie denselben Grundsatz nicht auch auf das Eigentum angewandt, das

doch nur eine gesellschaftliche Einrichtung ist? Oder verdienen die ewigen Gesetze der Natur mindere Verehrung als die Einrichtungen der Menschen? Sie haben dann zahlreiche nähere Bestimmungen erlassen, damit das Eigentum auf das sicherste ausgeübt werden kann; Sie haben es aber mit keinem Wort gesetzmäßig bestimmt. Ihre Erklärung scheint nicht für die Armen, sondern für die Reichen, die Spekulanten und Agioteure und für die Tyrannen gemacht. Ich schlage Ihnen vor, diese Mängel durch die feierliche Anerkennung der folgenden Wahrheiten zu verbessern:

»Das Eigentum ist das Recht eines jeden Bürgers, den ihm durch das Gesetz gewährleisteten Anteil an den Gütern zu gebrauchen und darüber frei zu verfügen. Das Eigentumsrecht findet gleich allen andern Rechten seine Grenze an der Verpflichtung, die fremden Rechte zu achten. Es kann nicht zum Nachteil der Sicherheit, der Freiheit, der Existenz oder des Eigentums des Nächsten ausgeübt werden. Jeder Besitz und jeder Güterverkehr, der diesen Grundsatz verletzt, ist als unmoralisch auch unerlaubt.

Wir geben hier noch das kurze abschließende Urteil des bürgerlich gesinnten Mitglieds der gesetzgebenden Versammlung Baudot über den Charakter des Konvents, mit Baudots Bemerkung über den — deutschen — Ursprung des Kommunismus in Frankreich: — diese Meinung Baudots ist allerdings historisch nicht genug erhärtet, trotzdem manche hervorragenderen Sozialisten der Zeit, so besonders der mysteriöse L'Ange (Lange) in Lyon Deutsche gewesen zu sein scheinen. Baudot schreibt in seinen Erinnerungen »Ich habe schon mehrmals gesagt, daß der Nationalkonvent die Achtung vor dem Eigentum immer zum Grundsatz erhob. Alles was sich von dieser Anschauung entfernte,

war späteren und andern Ursprungs. Als das ehemalige Konventsmitglied Ricord zu den Anhängern Babeufs kam, wurde seine Aufnahme abgelehnt, und Rossignol und Fion mußten erst vorbringen, daß sie, falls man keine volkstümlichen und beteiligten Namen zulasse, für nichts einstehen könnten; darauf wurde Ricord aufgenommen, doch wurde gleichzeitig beschlossen, daß sämtliche Konventsmitglieder, die Mitglieder der Gesellschaft eingeschlossen, nachträglich dem Haupturteil des Volkes unterworfen würden(!) Diese Anhänger der gemeinen Wohlfahrt waren der Meinung, daß der Konvent nicht genug getan hätte. Es scheint, daß diese Gesellschaft mit ihren fantastischen Einrichtungen auf einige deutsche Illuminaten zurückging, von denen mehrere in Paris während der Revolution Anhänger gefunden hatten.«

DER POLITISCHE MORD
PSYCHOLOGISCHES ZU GEGENWÄRTIGEM
VON GUIDO K. BRAND

»In den letzten Tagen mehren sich die Fälle, in denen höchst verdächtige Personen sich an Parteigenossen herandrängen und ihnen Pläne zur Beschaffung von Waffen und zur Beseitigung bestimmter Personen der Regierung unterbreiten.«
Die »Freiheit« (Organ der U. S. P. D.)

In den vorletzten Tagen des März waren es hundert Jahre, daß der Vielschreiber und legationsrätliche Dichter Kotzebue in Mannheim von einem »Intellektuellen« ermordet wurde. Besessen von Haß, überbürdet von einem Apostelglauben an ein gutes Werk, daß hier nur Tat retten könne, bricht der Theologiestudierende, Burschenschafter, und dieserhalb anrüchig, Karl Ludwig Sand aus seinem bürgerlichen Dasein auf, Feuergarbe in der lodernden Zeit gegen Dunkelheit der Reaktion, das Messer in Händen, die berufen sein sollten, einmal Kinder zu segnen, Gutes zu tun, Liebe zu spenden. Vielleicht ein Verirrter aus Ruhmsucht, Markstein in der Geschichte zu sein? Ein Verwirrter aus Grenzenlosigkeit und Chaos, Erschütterter aus Berufung? Bohrt sich auf der Straße noch das Messer in das Herz; ärztliche Kunst liefert ihn richterlicher Beengtheit und »gerechtem Tod.« Denn ein Jahr vorher schon schmieden engbrüstige Geister, ängstliche Gehirndunkelheiten die »Karlsbader Beschlüsse« und eine Zentralkommission geifert über die Freiheit, hinterhältig wie ihre Schöpfer. Beschlüsse und Kommission sacken 1848 in Abgrund. Aber der Sinn der Geschichte durchbricht nicht die Rahmen der Abläufe. Noch flackert Morgenröte unter Wolkendruck.

Kotzebue — Karl Ludwig Sand, nicht berühmter als hundert andere Opfer und Attentäter, durch Ursprung, Motivation, Gesinnung aber literarischer, typischer. Hundert Jahre später entwurzelt Ende des Krieges ein Geschlecht und Chaos entstürzt geschichtlicher Stufung, zerrüttet Staat, Gesellschaft, knebelt Klassen in Furcht, Klassen, die vor kurzem noch in Lächeln sich sonnten.

Aus allen Jahrhunderten glühen die Bogen ineinander: Zusammenbruch unserer Tage ist geistige, wirtschaftliche, militärische Überbelastung. Tausendfach entlädt sich Gärung, Wille zum Neuaufstieg in Überreife, in Unreife: Aufprall geistiger Schürfung sprüht zündende Funken in leergelaufene Hirne, Zusammengeballtes aus Druck der Kriegsjahre und Düsternis der Zukunft lastet auf schwächeren, unterernährten Schultern; umso steiler flammen die Stirnen, umso zuckender flackert aus Hintergründen Unerhörtes, bürgerlicher Denkrichtung Unfaßbares, hinwegstürmend über Jahrzehnte beabsichtigter Geschichte. Die Unsumme der Eindrücke, die überhitzten Forderungen, die Aufstachelungen von allen Seiten aus Haß und Widerhaß — der Riesenarm fehlt, der alles zusammenhöbe zu sichtbarem Fanal — zerstückeln, zerreißen noch mehr, gewaltsamer noch die Gebundenheit klassenhaften Bewußtseins, treiben Neuorientierungen in die schiefen Gänge der Spekulation und andererseits stacheln sie die triebhaften animalischen Werkzeuginstinkte vom eklen Denunziantentum bis zur grauenhaften Verwirklichung des Mordes. Aufschrei, Haß, Blutgier, Bestimmungslosigkeit, blitzender Stahl nur mehr Farce, da surrendes Schwingen aus Läufen Tod ist: »Nieder mit den Bluthunden«.

Freiheit winkender November ward Völkerzerstörung, Zerfleischung und Fortgang verhaßten Blutkriegs. Der Mord als Programm, als Manifestation, als letztes Mittel den Haß zur Entladung zu bringen, als Rettung!! Besinnung und Klarheit überwuchernd wächst Raserei zur Hemmungs-

losigkeit und die gefesselten Hirne werfen Sterne hinunter in die Unterdrückten, die aufbäumen aus Glut, Gier und Entschnürung. Verwirrungen aus den Schlachten, aus überheulten brennenden Stunden, Machtgefühl durch Besitz der Gewalt über den Tod, aufgepeitscht, gehetzt von Verantwortungslosen, schleudern ihre Drohungen wie Flüche auf die Straße: aus allen Schichten brechen Krater auf und überfallen Gezeichnete, Mord heult durch die Städte, bestialisch, tierisch in rasender Wut, in umdunkelter Sinnlosigkeit, Mord als Waffe, als Drohung, als Tat, als politischer Faktor!!

Zu allen Jahrhunderten haben sie es getan, warfen Körper, Ideen, Mut, Verzweiflung, Haß an Bestehendes. Von Spanne zu Spanne, überbrückt durch lauerndes Warten mit gebeugtem Nacken unter geballter Faust oder durch Mangel an Überreife, Todentschlossene, werfen sich Jünglinge, Blühende, Aufgerissene in Herz und Denken in sausende Räder, die rückwärts, die vorwärts rollen. Gehärtete, Frauen, Mädchen, ergriffen von fast mondsüchtiger Sicherheit, werden umschlossen von Glut, Wildheit; übertönen in sich das noch letzte Bürgerliche, schüften ihre Seele hin und sind ganz Stahlschliff, Kühle, Härte. Miften in die Stille gezügelter Jahrzehnte brechen Schüsse, zerplatzen Bomben, schlieren Gifte in Bechern, zergiftern Messer Herzen und Hälse. Verhaßte dem Volke, den Freiheitsdurstigen, die Würger, Tyrannen, Könige, Kaiser, Präsidenten, Menschen voll Güte, heroische Gesinnung und Weltschicksal, voll Liebe und Volksgefühl fallen als Opfer. Von irgendwoher aus Geheimbünden, denen Opferbereitschaft Höchstes ist, aus Gesellschaften, deren politischer Überdruck geistig Beladene ausschickt, steigen sie auf, Raketen, Feuerbrände, Geheiligte, Märtyrer, Symbole, Einzige aus Aufgewühltheit und Zukunftsbedeutung. Philosophen, Mönche, Konzilien verteidigen sie: aus dem sakralen Ablauf der Geschehnisse

hinausgehoben wird die Tat durch Ziel und Ursprung, durch Opfer und Täter bedeutsam. Von zwei Seiten her schleudert sich Entsetzliches in die Geschichte, Menschliches grauenhaft übertönend, verständlich noch aus dem ungeheuren Abstand der Haßgegner. Unsere Zeit aber, ertränkt von millionenfachem Morden, von Sturzseen aus Blut, rast, umbiegend am Gegnerischen, ins eigene Volk zurück und erhebt, wie das ebenso grauenhafte Mittelalter, den Mord in die Selbstverständlichkeit der Tat. Was von Anfang an den Nimbus des Symbolischen, des Heldenhaften, des Glühenden, Begeisterten an sich trug, was ideell fortlebte, da es ins Literarische einging, ist heute aufgepeitschte Brutalität, bestialischer Gewaltausbruch, blinde Aufgestacheltheit des Scheußlichen im Menschen.

Die Bedeutung des politischen Mords, leuchtend in der geschichtlichen Abstraktion als Einzigkeit, ballt sich in die Überstürztheit unserer Epoche wie eine haltlose Masse: Grauenvoller denn je, weil Menschenleben noch vom Kriege her billig sind, schlingern sich Haß und Gier, Überreiztheit und Hochspannung, intellektuelle Geilheit im Pöbel, in Einzelnen aus höheren Schichten zu rasenden Anwürfen gegen die Macht. Der Überdruck von oben, der Knechtung war, erzeugte ähnlich mittelalterliche Institutionen, stemmende Wucht, in die aus Zügellosigkeit, Unbildung jetzt Wut, Ohnmacht, Geifer hineinquirlt, geleitet von radikalen Geistigen, Phantasten, Wortmenschen und Kündern. Macchiavellistische Gesinnung — kühn damals als unerhörte Geistigkeit — füllt unsere Stunden, unsere Wochen mit der Entsetzlichkeit und Furchtbarkeit des Meuchelmords. Schreit nicht einmal aus offenen Himmeln eine Stimme in die rasenden Völker, schnürt nicht einmal ein flackerndes Licht das Chaos in begrenzte Bahn zurück?

Weit hinein in die Geschichte taucht der Blick: das jauchzende Fest der Panathenäer verblutete im Tyrannen

Hipparch. Harmodios und Aristogeiton aber werden Befreier, Märtyrer. Ehren überfallen sie, ihre Ahnen, ihre Nachkommen. Der erste politische Mord wird Symbol des Freiheitsgedankens und Jahrhunderte hindurch, springen Jünglinge, Entflammte in das Rad: Mucius Scävola, Brutus, Cassius Chärea. Aus Vorbereitung und Geheimnis wächst andere Geschichte. Im Judentum schon, alttestamentarisch, flackern Morde über Privatrache hinaus: Ehud, Judith. Es wird göttlicher Wille, göttliches Wohlgefallen und dem Mittelalter, sich festklammernd an Überlieferung, entwachsen die Theoretiker des politischen Mords: ein Schüler Abälards, Johann von Salisbury, Jean Petit, später Machiavelli verkünden, verteidigen ihn, glühen ihn um in die menschheitrettende Tat der Erlösung, in die Rechtfertigung »einer Gott wohlgefälligen meuchlerischen Tat«. Die Geschichte aller Länder wird überfallen von jenen, die sich in jenen Augenblicken ohne Geschichte fühlen, nur Tat sind, Ausführung eines flammenden Hintergrundes. Frankreich, England, am heftigsten Italien, am spätesten Deutschland werfen Unerhörtes auf: Die Bartholomäusnacht, die Pulververschwörung, Italiens Geheimbünde, die Fenier, der »Rat der Zehn« Venedigs (vom 15. bis 18. Jahrhundert), Namen wie Jaques Clément, der fanatische Dominikaner, die durch die Schule des Republikanismus erhitzten Mailänder Jünglinge, die über den verhaßten Grafen Galeazza Sforza stürzen, Charlotte Corday, Friedrich Staps, Heinrich von Kleist, die sich Napoleon als Opfer in wilden Träumen und aufreizenden Reden ersonnen haben, Namen werden glühend im Hochflug der Empörung, des Widerstands und die zahllosen mißglückten Anschläge schütten Blut hin über den Sinn der Geschichte, die Häufigkeit dieser verworrenen Begriffe des Lebens, der rücksichtslosen Kampfansage an das einzelne Machtsymbol wächst mit dem aufkeimenden, durchgreifenden Gedanken der Volkssouveränität: die ersten politischen Mörder

trugen ihn in sich, die Scholastik überwuchert ihn, Jesuiten und Kalvinisten kneten ihn, von unten steilt er nach oben, durchbricht Wandung und Decke: der widersteht, ist verhaßt, ist Mörder am Volke und die Geistigen unter ihnen werfen immer neue Fackeln ins Flammenmeer, schüren immer wieder mit peitschenden Sinnlosigkeiten und fressenden Schlagworten. Bakunin, Netschajew, Rußlands Anarchismus wühlen zutiefst in der ungeheuren Selbstischkeit des entfesselten Ich, daß der Mord nur notwendige Letztheit der Zerstörungslust ist und das Anwachsen ihrer Ideefassung schleudern die Massen näher hin an geschaffene Güter, an ungeheure Werte und zuletzt an Menschen, die zufällig irgendwie Macht in Händen haben. Was früher aber aus Gottesgnadentum gesetzt war über Volk und Völkerschaften, das bedurfte gar nicht dieser zügellosen Schürung und Hetze um gehaßt zu werden; umso entsetzlicher, grauenhafter, verworfener schreit die Agitation, der ruchlose Intellektualismus, der sich aus Ruhmsucht, aus Höckerhaß gebärdet nach dem großen Mahner und Gott-Rufer. Daß Menschen fielen wie Jaurès, früher noch Lincoln, Garfield, jetzt Eisner — es ist gleich welcher politischen Richtung einer angehört — Liebknecht, daß diese Menschen meuchelmörderisch getötet wurden: ist nicht einer da, der den ungeheuren Gesang des Lebens, des Einzelmenschen nach dem rasenden Morden von vier Jahren hinausschreit über die Menschheit; ist nicht einer da, der die Hirne zusammenrafft, kniend macht wieder aus Demut und Hingabe, der sich hinwirft an die Menscheit und sie erlöst von dem Rasen ihrer fühllosen Herzen, dem Toben ihrer Munde, der Raschheit ihrer blitzenden Läufe? »Dein Tänzer ist der Tod«: Die Masse ist zum Mörder geworden. Dunkelstes Mittelalter keucht rücklings durch lodernde Städte. Ist einer da, der das Chaos rette, entwirre und die Menschen zu Menschen mache?

DIE BRETAGNE
VON GUSTAVE FLAUBERT

Aus Flauberts Tagebüchern, die E. W. Fischer bei Kiepenheuer herausgibt, sind die folgenden fesselnden Bruchstücke. Der junge Flaubert verrät hier oft eine überraschende Ähnlichkeit mit dem jungen — auf Reisen Erlösung und Ruhe suchenden — Heinrich Kleist, in dessen Briefen wir die anschauliche Darstellung von Land und Städten unvermittelt neben Meditationen, noch unreifen Weltansichten, allgemeinen Grundsätzen und Lebensplänen finden. Der junge Normanne und der junge Preuße, die beide mit ungeirrbarer Ehrlichkeit Künstler höchsten Ranges wurden, waren in ihrer Jugend lerngierige und pedantische Lebensschüler.

Tours. — Saint-Julien, nacktes Portal von prächtigem Romanisch; oben drei wundervolle Rundbögen; Inneres verfallen; linker Transept voll Spinngeweben, prächtig im Ton; hinten durch die Tür sah man einen Pariser Wanderbasar.

Plessis-les-Tours; Straße durch eine flache Landschaft; große Einfriedigung aus Mauern. — Haus Tristans, klein, mit Spitzbogen, offen. — Kathedrale aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, reich verziert, plump, im Innern reinerer Stil, prächtige Schmiedearbeit am Chor.

Chinon. — Links, wenn man den Hang hinabgeht, die Türme des Schlosses. — Anblick des Schlosses, in dessen Schutze das Dorf erbaut ist. — Chinon scheint eingeschnürt, zusammengedrückt zwischen der Vienne und dem Schloß; es war genötigt, sich in die Länge zu ziehen. — Von der Stelle, wo das Terrain ansteigt, beginnt die alte

Stadt, gewundene Straßen und verschwiegene Gewölbe; schwarze Kähne wie in Carcassonne und in Provins; die Esel weiden in den Straßen, die . . . Gargantuas zertrift man unter den Füßen. — Das Schloß auf der Anhöhe, von der Form eines langen Vierecks, an dem runde und viereckige Türme abwechseln; Bäume in den Gräben und Gras, das an der Mauer emporwächst. — Nach dem Turm der Agnes Sorel zu, der Stadt entgegengesetzt, liegt der Friedhof unterhalb der Türme; zwei dicke Nußbäume. — Der Turm des eisernen Käfigs hat drei Stockwerke. — In den beiden unteren Stockwerken (der Käfig war im ersten) ein Kamin, Ring an der Decke, Inschriften von Gefangenen, Rosenkränze, Monstranzen. — Überall zwischen den Ruinen blühender Flieder, Gras. — In dem Zimmer, wo Jeanne d'Arc empfangen wurde, blühende Narzissen und Heckenrosen, die übereinander herabhängen. — Im Turm, der als Eingang dient, sieht man die Rille des Fallgatters. — Überall in Chinon suche ich nach Erinnerungen an Rabelais und finde nichts; ist Rabelais übrigens ein Lokalgenie?

Von Chinon nach Fontevrault; reizender gewundener Weg im Grünen; es sind große, buschige Bäume. Die Nacht überraschte uns.

Fontevrault, ein wenig in der Vertiefung wie Jumièges, ohne daß man große Erhebungen um die Abtei sähe. — Das Merkwürdigste ist die Kirche, deren Apsis (äußerlich) von schönem Romanisch mit Rotunden daran ist. — Kapitel-Saal in früher Gotik; Kloster, gotisch, wie das von Saint-Wandrille. — Vorsteher, in blauem Hausanzug, in seinem Arbeitszimmer; stotternd, kleinlich, arger Dummkopf. — Gefangene im Refektorium, auf dem Spaziergang einzeln, zum Schweigen verpflichtet, im Gänse-

marsch. — Armer Robert d'Abrissel, du Seele voll Liebe, ahntest du diese schändlichen Dinge? — Gendarmen, afrikanische Soldaten.

Von Fontevrault nach Saumur. — Durch die Sonne, die die mit Grün bedeckten Felsen wärmte; merkwürdiges Land, wegen seiner Milde. — Anjou kommt mir vor wie eine Art Normandie.

Saumur. — Kavallerie-Offiziere im Reitanzug. — Kirche. — Kleine, schlecht gepflasterte, gewundene Straßen mit Blumen an den Fenstern. — Notre-Dame-Kirche, Rotunde. — Pantheon Agrippas. Links am Eingang unter einem künstlichen düsteren tiefen Felsen eine Frau in weißem Gewande mit Schinkenärmeln; zwei Strähne schwarzen Haares, von denen der eine an der Seite herabhängt, der andere über die Brust fällt; sie liegt zwischen Steinen auf den Felsen: die düstere Wölbung kontrastiert mit dem Weiß des Gewandes und der Blässe des Gesichts. Trotz der Unschönheit des Vorwurfes liegt etwas darin, das Eindruck macht und in der Erinnerung haften bleibt. — Ein heiliger Simeon von Philippe von Champaigne; schöner Kopf des Heiligen, blond, durchgeistigt, sanft, bewegt; ein laufendes Kind daneben. — Saint-Pierre, entzückender Seiteneingang, von wundervollem Romanisch; aber das Schönste ist die Farbe der Steine, die grün, blau usw. ist; die inneren Kapellen reich mit Blumen geschmückt; in einer eine Passion mit erhabenen Felsen auf gemalter Leinwand; überall verschwindet das mittelalterliche Spitzbogenelement unter Verputz und italienischen Ornamenten. Die Gläubigen bevorzugen anscheinend die Kapellen, dorthin gehen sie; die religiösen Stiche sind mit Efeugirlanden umwunden (wie in Bléré am kleinen Seitenaltar). — Anjou hat etwas von Italien. Ist das eine Überlieferung? der Rest eines Ein-

flusses? oder die Wirkung der sanften Loire, des sinnlichsten der französischen Flüsse? Nantilly ist reines Romanisch, der Rundbogen ist breit und kräftig; man ersteigt einen Hang, eine ehemalige Steintreppe; große Bäume stehen ringsumher. Wie schön wäre das ohne die gräßliche weiße Farbe!

Die verdeckte Allee von Bagneux, etwa zwölf Schritt breit, etwa dreißig lang und acht Fuß hoch; ungeheure Steine; der Regen fiel durch die Zwischenräume und bildete im Innern Pfützen; durch zwei Löcher in der hinteren Mauerwand strömte grelles, weißes Licht; das Laub der Bäume glänzte im Regen, der heftig strömte; im Innern waren die Steine stellenweise grün, anderswo mehr weiß. — Dummer Kutscher unseres Phaetons. — Vendéer Viehherde, durch die wir kommen. — Kunst des Baumschnitts, herausgegeben von der Brücken- und Wege-Verwaltung; der Gipfel der Dummheit und der Haß gegen die Natur ist in Saumur auf dem Wege nach Poitiers verwirklicht, wenn man Saumur verläßt. — Unsere Wirtsleute. — Wieder Kalbfleisch! — Der Salon der Provinz: der rote Utrechter Samt scheint wie das Kalbfleisch eins der Grundelemente des Provinzlebens zu sein. — Das Kalbfleisch nimmt unter dem Schlachtfleisch einen Universitäts- oder Akademiecharakter ein.

Von Saumur nach Ancenis auf der Loire. — Sanfter, breiter, weitgedehnter Fluß, aber die Pappeln geben der Landschaft etwas Hageres. — Runde Türme in Angers. — Auf einer Höhe zur Linken Saint-Florent. — Aber die Seine ist schöner; für mich kommt die Loire hinter der Seine und der Rhone; nirgends sehe ich etwas Ähnliches wie Dieppedalle, la Mailleraye, Caudebec; die Loire ist französischer, sanfter, bürgerlicher, prosaischer. —

Dampfboot: ein junges Mädchen mit Mutter; blasses kaltes Gesicht; der Kavallerie-Offizier, seine Frau und sein Bengel; Herren. Das Dampfboot wie alle andern Dampfboote.

Ancenis ist, was man eine fürchterliche kleine Stadt nennt, schlecht gepflastert, winklig, mit grauen ärmlichen Häusern, wie die kleinen Städte des Languedoc, aber ihre Mängel geben ihr einen besonderen Schick; niemand auf den Straßen. — Marine-Hotel, Frau von vierzig Jahren, fest, graziös; die Großmutter, die beiden kleinen Mädchen; die Herren der Wirtshaustafel, die des Ortes überdrüssig sind und sich nach den Vergnügungen der Hauptstadt sehnen. — Hübscher Blick auf die Loire, die gewiß einer der schönsten Flüsse ist. — Die Kirche ist von seltener Kahlheit und merkwürdiger Dummheit: drei Pyramiden zu Füßen eines Missionskreuzes, die von oben bis unten mit pfeildurchbohrten Herzen umwickelt sind; Baldachine aus Marmor; Verzierungen von jämmerlichem Geschmack. — Das Schloß hat nur noch seine äußeren, zinnengekrönten Mauern und die beiden dicken Eingangstürme, in deren einem noch eine Kanonenkugel aus Stein sitzt. Das Innere ist verfallen, wird von einem Gemüsegarten eingenommen; die Beschließerin mit ihren Kindern führte uns darin herum. Goldlack, Brombeerranken, schöne üppige Pflanzen, prächtiges Grün klettert überall, hängt in den Ecken herab; die Aussicht vom Hauptturm ist in merkwürdiger Weise gestört durch den Anblick der Hängebrücke. — Fürchterlicher Schwindel des Druidensteins in der Druiden-Ebene. — Treffender Witz meines werten Freundes über den beweglichen Stein.

Von Ancenis nach La Meilleraye; die Landschaft macht trotz Grün und Üppigkeit einen traurigen

Eindruck. Überall Einfriedigungen, Hecken; die Felder haben etwas Düsteres und Mißtrauisches. Man trifft wenig Leute, obschon Sonntag ist; die kleinen Mädchen tragen große Hauben wie die Frauen, die alle sehr häßlich sind; man sieht junge Mädchen zu zwei und drei an den Grabenrändern sitzen, den Rücken nach der Landstraße gekehrt. Der Ginster wird häufiger, je weiter man kommt, die Bäume werden kräftiger und kleiner, stämmiger. — In Priaillé eine Prozession mit weißen Fahnen. — Unser Kutscher, ein Normanne aus Domfront, mit fast weißem Haar, schwarzen Augen, die mich an die des alten Langlois erinnern, verabscheut die Chouans; 1831 hätte er uns nicht für hunderttausend Franken hierhergebracht.

La Meilleraye liegt offen zwischen niedergelegten Wäldern. — Rinder kamen durch die Tür hinein, als wir weggingen. — Man führte uns in den ersten Stock, in eine Art von hochgelegenem Empfangssaal mit Sesseln des achtzehnten Jahrhunderts; ein halb klösterlicher, halb landschloßähnlicher Eindruck. Ein Mönch kam und fragte uns, ob wir irgend etwas bedürften; dann der Verpflegungsbruder, der unsere Namen wissen wollte. Man führte uns in die Kapelle, dann ins Sprechzimmer. Zwei große Mönche kamen und warfen sich lang vor uns nieder; sie führten uns wieder in die Kapelle, nur um ein Ave und ein Credo zu sprechen, und gingen wieder ins Sprechzimmer, wo sie uns eine Stelle aus der Imitatio Nr. 3 Kap. XX vorlasen. — Diner in einem großen Saale, ziemlich sauberes Tischtuch, eiserne Bestecke. Ein alter bretonischer Abt, kleines, rundes Gesicht, reichte harte Eier mit Sauerampfer, eine Art gekochtes Rindfleisch in Kleister, das ich für dicke Milch gehalten hatte, gekochte Pflaumen. — Ich mußte an die groteske, theologische Tugend denken, die

Henri Estienne ihnen in seiner Apologie des Herodot zuschreibt. — Typen: Zu meiner Linken ein alter Militär, wollenes Käppchen, Stülpnase, Favoris wie in der Empire-Zeit, Äußeres des verarmten Karlisten, großer Liebhaber von gesalzener Butter; rechts von mir ein verkrachter Bauer(?); gegenüber ein großer junger Mann mit dickem Munde, rätselhaft, kräftige Hände, vollkommen rätselhaft; gegenüber ein Geistlicher von etwa vierzig Jahren, ein Mann mit gewaltigem Nacken und guten Manieren, augenscheinscheinlich Buße tuend; links, auf meiner Seite, ein Vikar mit weißem Haar, der untere Teil des Gesichtes merkwürdig fleischig und unedel, gerade, ziemlich kluge Stirn, mit guten Kenntnissen in Chemie dem alten bretonischen Abt zufolge, der sich nach dem Essen mit uns im Garten unterhielt. — Unter den Pensionären ein gräßlicher kleiner Spießer in schwarzem Rock, Mütze über seinem Käppchen aus schwarzer Seide.

Die Kapelle. — Nach dem Salve stiegen wir von der Tribüne herab, die Mönche knieten nieder, wir waren mitten unter ihnen, um die Litaneien auf die Jungfrau aufzusagen. Vor der Kapelle der Jungfrau war ein weißer offener Vorhang wie vor einem Bett gespannt; der Altar hatte ein rosa Transparent, das mit Spitzen verziert war; künstliche oder natürliche Blumen umgaben die Jungfrau aus Gips; die Kerzen brannten und die Stimmen setzten ein. In der ganzen Anordnung lag etwas Wollüstiges, Hochzeitliches; diese armen Mönche schienen das Lager ihrer himmlischen Gattin mit Liebe bereitet zu haben. Die Stimmen klangen kraftvoll, mächtig; die Lebensenergie erschien dort wieder, kam zutage. Als wir in die Kirche traten, war es noch hell; der rosige Schein der Sonne auf den weißgekalkten Wänden und der Mauer war wie

eine Ironie der Natur. — Der Wegebaumeister, ein Freund der Niederlassung. — Hartes Noviziat der Mönche. — Man nimmt Rücksicht auf das Leben des Abtes wegen der Mutationsgebühren, die zu zahlen sind; er schläft auch auf einer Matratze. — Merkwürdiger, im Refektorium angekündigter Tod der Mutter eines der Mönche. (Geschrieben den 9. Mai in der Zelle des heiligen Theodor, um zehn Uhr abends).

Im Sprechzimmer unter den Verkaufsgegenständen eine Gravüre, »die trügerischen Freuden« benannt. Im Vordergrunde sieht man einen Jüngling im Mönchsgewand, den Rosenkranz in der Hand und den Blick nach oben gerichtet; im Himmel spielen Engel mit spitzen Flügeln die Viola; auf der Erde dagegen sieht man zwei dekolletierte Dämchen mit Puffärmeln, von denen die eine Gitarre spielt, die andere tanzt (jene hat Puffärmel und Armbänder); sie suchen einen jungen Troubadour mit Favoris, in Jacke und Kniehosen, zu betören, der ihnen verführerische Blicke zuwirft; im Hintergrunde ein See mit Pappeln. Darunter steht:

Es lockt die Sinnlichkeit,
Flieh und gib niemals nach:
Schuldlose Freudenzeit
Folgt auf das Ungemach.

— Ich wurde nicht um zwei Uhr für die Frühmesse geweckt und verbrachte die Nacht ziemlich schlecht in einem blutbefleckten Bette. Am Morgen, einem grauen, blassen Morgen, Frühstück mit denselben sonderbaren Pensionären. Es liegt etwas sehr Trauriges in der Notwendigkeit, sich frühzeitig erheben zu müssen, um zu essen. — Besichtigung der Anstalt; in den Werkstätten kein Gesang, eine stupide Stille; Grüße in den Gängen bei der Be-

gegnung mit den Mönchen; der kleine Ochse, dessen Hörner gedrechselt wurden; sie haben nicht mit uns gesprochen und sie sahen, daß wir Erklärungen nötig hatten; aber ihre Augen! Zwei Mönche bei Andachtsübungen im Kapitel; sie spielten wirklich gut; im Hintergrunde der Sessel des Abtes mit dem Krummstab. Refektorium mit hölzerner Täfelung, fader Geruch von Feuchtigkeit. — Man stinkt arg an diesem heiligen Ort! — Das Refektorium wie der Schlafsaal sind Orte, die sich besonderer Verehrung erfreuen, den Fremden ist dort nicht einmal zu sprechen erlaubt. — Der Schlafsaal ist in einer einzigen Farbe gehalten, in der grauen Farbe des Holzes, und macht einen schönen, strengen Eindruck; Decke wie Fußboden sind aus Holz; Betten mit viereckigen Pfosten, die bis zur Decke gehen; zwischen den einzelnen Betten befindet sich jedesmal ein kleiner Vorhang aus Leinen mit Polster; ein Strohsack; ein Nachttopf unter jedem Bette. — Friedhof, alle Gräber gleich mit schwarzen Kreuzen; der einzige Unterschied liegt darin, daß man bei den Mönchen das Kreuz ans Fußende, bei den Äbten ans Kopfende setzt. — Der Verpflegungsbruder hatte auf dem Friedhofe nicht die andächtige Haltung der Geistlichen, er trat unbekümmert auf die Gräber. — Es war der hübscheste Eindruck in la Meilleraye.

Wir mußten uns mit dem Aufbruch so beeilen, daß wir die Messe nicht abgewartet haben. — Unsere Freude in den Feldern, den Sack auf dem Rücken, Freiheit und Sonne wiederzufinden. — Nach dem Genuß einer Omelette im Flecken, die uns prachtvoll schmeckte, und ausgezeichneten Nieren, gingen wir in den Wald, um unter den Bäumen zu rauchen.

Nort, unbeschreibliche Fresken.

Die Erdre verbreitert sich plötzlich, ein niedlicher Fluß mit hübschen Blicken, mit Bäumen im Geschmack der alten Stiche des siebzehnten Jahrhunderts, auf denen man einen Mann in Kniehosen und gebauschtem Hemde angeln sieht, während neben ihm eine Hirtin Blumen in ihrer Schürze ordnet und ein Hund sich auf dem Heu streckt. — Wir treffen auf dem Boot die Herren aus la Meilleraye wieder, den schönen Dicken und den kleinen armen Schlucker mit Brillengläsern, die wir eben in der Kirche in Nort knien sahen. — Ruderer, die wenig vertraut mit dem Kneifer sind. — Kirchenfenster. — Ankunft in Nantes; wir arbeiten hier seit vorgestern morgen.

(Nantes, den 13. Mai zehn Uhr abends.)

Nantes. — Großer Ort; Tanzerei; Hauben aus weißem Flanell.

Museum: Elisabeth von Tibaldi. Mächtige Halskrause, mit großen Röhrenfalten, schwarzgestickt; vorspringendes Kinn, langes Gesicht, große, blaue, vorstehende, rollende, sehr lebhafte Augen; Augenbrauen an der Basis struppig, dicke Unterlippe, hohe Stirn, blondrotes, hochfrisiertes Haar, mit roten Nelken an der linken Seite; sie ist schwarzgekleidet und steckt die rechte Hand durch eine goldene Kette, die ihr vom Halse herabhängt.

Karnevalsszene von Lancret. In einem großen getäfelten Zimmer eine Dame in gelber Taille und rosa Rock, mit langen, auf die Schultern herabhängenden Locken, zwischen einem Pierrot und einem Tänzer, der sie auffordert. Man blickt um sich. Der im allgemeinen madeira-braune Ton wird durch das rosa und gelbe Kostüm der Dame und

durch die graue Kleidung der beiden sie umgebenden Tänzer gehoben.

Id. Camargo, im Freien tanzend, weißes Atlaskleid mit blauen Bändern, Rosengirlanden; zu ihrer Rechten ein Tambourspieler und ein Querpfeifer; links eine Violine, ein Fagott, eine Frau, die zuschaut.

Ein Frauenbildnis von Murillo: blaues Gewand, erdfahles Gesicht, grünlicher Ton, schwarze, aufwärts gerichtete, rätselhafte und tiefe Augen; sie hält ein kleines Buch; pechschwarzer, schlechtgekämmter Scheitel; einfältiger, tiefsinniger Ausdruck.

Apollo und nackte Statuen mit Weinblättern von ausgeschnittenem Blech.

Anbetung der Könige, mit Negern, Leuten, die vom Fenster aus zuschauen; stumpfsinniges Gesicht und gedrückter Schädel des Mannes, der sich zu Füßen des Heilandes befindet.

Gemälde Daniel in der Löwengrube von Zigler.

Naturwissenschaftliches Museum; zwei kleine Fötusse von Schweinen; desgleichen von Menschen; Modelle von Neger- und Schimpansen-Köpfen; abstehende Ohren. Präparierter Kopf eines Anwohners des Amazonenstroms, man hat ihm Zähne in die Augen gesteckt; daneben liegen Halsband und Kopfschmuck aus seltsamen Federn. Präparierter Kopf eines Neuseeländers, tätowiert, Sonnen, die man auf seiner braunen Lederhaut noch unterscheidet, wirres Haar, lange Strähnen von wildem und wollüstigem Eindruck!

Haus der Herzogin von Berry: trauriger Eindruck, ein ganz kleines Zimmer, schmutzige, graublaue Tapete, kahl, ein Tisch, Platte.

Schloß: Türme, Kugeln und Kanone, eine rote Hose,

die zum Fenster heraushängt, Soldaten, die auf dem Rasen schlafen.

Kathedrale, häßlich im Innern, äußerlich zu kurz; schönes Schiff von prächtigem Auftrieb, aber häßlicher Wölbung; Ausbesserungen der Holzarbeiten in jämmerlichem, mittelalterlichem Geschmack. — In den Kapellen eine Frau, die zur Seite eines Beichtstuhles betete. — Grabmal Franz II., reizende Gestalten kleiner Engel, die die Kissen halten. — Neben der Kirche ein Laden »Kurzwaren und fromme Gegenstände«.

Clisson, am Zusammenfluß der Sèvre und der Moine. — Wasserfall, der die Wirkung dieser einfachen Landschaft stört. — Flache Ziegeldächer. — Das Schloß, der ungeheure Efeu, ein Baum, der aus der Mauer kommt. — Im Innern Bäume, grüne Stämme. — Turm der Rüster, von wo man auf die Ritterwiese sieht; Frauengefängnis, Haken, Tür; der Eindruck ist so stark, daß man keine Trauer empfindet. — Mächtiger Kamin, große Mauerwand mit vergitterten Fenstern, durch die der blaue Himmel sieht. — Dreifache Einfriedigung. — Die Garenne. — Der Vesta-Tempel. — Italienischer Geschmack des Empire angesichts dieser so wahren und an sich schönen Dinge. — Tempel der Freundschaft.

Tiffauges, ganz offene Ruine im einsamen Gelände. — Viereckiger Turm, im Wasser stehend, Wasserrosen, nicht eine Vogelstimme, Wind, der das Getreide furcht und den Efeu erschauern läßt; viereckiges Fenster mit Rahmen. — Reste einer Kapelle in einem Turm, in dem wir vier Stockwerke zählten; oben ein Schornstein mit Gras und Blumen darüber wie auf einem Blumentisch. — Ringsum Schweigen. — Ein Kind, das Steine warf.

* * *

Nach unserm Besuch bei den Trappisten hatte der Anblick von menschlichen Gesichtern und Beefsteaks mit Anchovisbutter etwas sehr Angenehmes für uns; die heiteren Eindrücke der Fresken von Nort und die Schrecken der Erinnerung an la Meilleraye bewirkten am Abend unserer Ankunft in Nantes die denkbar beste Verdauung. Wir waren im Hotel de France gut untergebracht und führten acht Tage lang ein recht vergnügtes Leben. Es bediente uns einer jener flinken, liebenswürdigen Schurken, wie sie Leute von guter Herkunft lieben, der voller schnurriger Einfälle saß und uns gute Zigarren und gute Parfüms verkaufte. Wir schrieben in unsern kühlen Zimmern, wir wuschen uns in großen Waschbecken; im Hof belustigte uns ein kleiner Affe, der unsere alten weißen Handschuhe mit seinen Zähnen und seinen Krallen zerriß, als seien sie eigens für ihn erfunden; oder wir gingen in die Pommeraye-Passage, um chinesische Stores, türkische Sandalen oder Körbe vom Nil zu kaufen; denn dabei konnten wir all den von jenseits der Meere gekommenen Kram in Ruhe betrachten und in die Hand nehmen: Götterbilder, Fußbekleidungen, Sonnenschirme, Laternen, nutzlose Dinge, deren Farbenglanz jedoch Träume anderer Welten hervorruft und die trotz ihrer Nichtigkeit für uns von Bedeutung waren.

Ich glaube, daß Nantes eine ziemlich dumme Stadt ist, aber ich habe dort so viel Granatkrebse gegessen, daß ich gern daran zurückdenke.

Doch haben wir uns in Nantes nicht gelangweilt; das zeigt unser Entschluß, es doch noch anzusehen, als wir schon im Begriff waren, abzureisen.

Man sieht hier weder den düsteren Schmutz von Lyon, noch das rege Leben von le Havre oder Marseille, noch die geraden Straßen von Bordeaux, einer Stadt, die so

hübsch gebaut ist und die einem gut angezogenen Menschen gleicht; es kann sich mit Rouen nicht messen, das ohne seine Verschönerungen schön wäre und das ich nur deshalb nicht liebe, weil ich da geboren bin. Die Aussicht oben von der Kathedrale herab entschädigt für die Stufen, durch deren Erklimmen man außer Atem kommt; steil in der Tiefe schieben und quetschen die Häuser ihre Dächer aneinander wie die spitzen Hüte einer gedrängt stehenden Menge; links zieht sich eine breite Wiese am Ufer des breiten, grauen Flusses, der sich teilt und eine Biegung macht, während die beiden Läufe der Erdre und der Sèvre mit zahlreichen Armen und Inseln das Land in großen, grauen Linien zerteilen. An jenem Tage schwamm der Himmel in einem blassen Licht, dessen Ton zu der schmutzigen Farbe des Wassers stimmte und allem ein ruhiges, melancholisches Aussehen gab. Die Landschaft dehnt sich weithin; sie ist grüner und lebendiger Loire aufwärts, nach der Touraine zu, und eintöniger und schläfriger in der Richtung der sandigen Meeresküsten. Alles in allem ist der Horizont weit und schön, aber welcher Horizont wäre nicht schön, sofern er weit ist, und ist nicht jeder Horizont weit, wenn man sich in der Höhe befindet?

Man braucht nur irgendwo genügend hoch zu steigen, und die flachsten Landschaften bieten unendliche Perspektiven. Und welcher Gedanke wäre nicht weit, wofern man ihn bis zu Ende denkt, welches Herz erscheint nicht unermeßlich, wenn man das Senkblei hineinwirft?

Früher habe ich manche schöne Stunde in den Kirchtürmen verträumt; dann wieder sah ich, auf die Brüstung gelehnt, die Wolken am Himmel ziehen; die Raben, die in den Dachtraufen nisteten, flogen mit heiserem Krächzen und lautem Flügelschlage davon. Das war häufig während

der Prima meine Art, dem Unterricht zu folgen; verlor ich viel dabei? und hatte nicht auch dies Stil?

Etwas sehr Alltägliches riß mich aus meiner Träumerei und brachte mich zum Lachen; es war der Telegraph, den ich plötzlich beim Umdrehen gegenüber auf einem Turme bemerkte. Die steifen Arme des Mechanismus hielten sich unbeweglich, und auf der Leiter, die zu seiner Basis führt, hüpfte ein Sperling von Sprosse zu Sprosse; über allem angebracht, was man ringsumher sah, über der Kirche und dem sie abschließenden Kreuz, schien mir dieses widerwärtige Instrument wie die phantastische Grimasse der modernen Welt.

Was geht jetzt durch die klare Luft, zwischen Wolken und Vögeln, dort, wo die Stimmen der Glocken verhallen und die Düfte der Erde verhauchen? Es ist die Nachricht, daß die Rente fällt, daß der Talg steigt oder daß die Königin von England entbunden ist.

Welch sonderbares Leben führt doch der Mensch, der dort in der kleinen Hütte sitzt, um die beiden Stangen zu bewegen und an den Fäden zu ziehen, sinnloses Räderwerk einer für ihn stummen Maschine! Er kann sterben, ohne ein einziges der Ereignisse, die er weitergegeben hat, ein einziges der Worte, die er gesagt hat, zu kennen. Was ist der Zweck von alledem, was ist der Sinn? Wer kann es mir sagen? Sorgt sich der Seemann, an welches Land ihn das Segel treibt, das er setzt? Fragt der Bote nach den Briefen, die er austrägt, der Drucker nach dem Buch, das er druckt, der Soldat nach dem Grunde des Mordens? Sind wir nicht alle mehr oder weniger wie dieser brave Mann, indem wir Worte gebrauchen, die man uns beigebracht und die wir lernen, ohne sie zu verstehen? Über große Zwischenräume und trennende Abgründe hinweg

übertragen so die Jahrhunderte einander das ewige Rätsel, das ihnen von weither kommt, um weithin sich auszubreiten; sie gestikulieren und bewegen sich im Nebel, und die, welche auf den Höhen der Menschheit stehend sie dirigieren, wissen nicht mehr als die armen Teufel in der Tiefe, die den Kopf heben und etwas zu erraten suchen.

Wo war ich doch? Ich glaube in Nantes, bei der Kathedrale. Sie ist im englischen Geschmack des fünfzehnten Jahrhunderts gehalten, überladen mit schwerer Arbeit und recht plump durch die toten Zierate gotischer Verfallszeit; sie ist häßlich im Innern und äußerlich zu kurz; das Schiff hat einen schönen Auftrieb, aber die Wölbung ist recht unschön und zeigt eine eingedrückte Kurve. Unter dem Portal bemerkten wir zwischen den Abständen der Spitzbogengurte eine Art von Steinstümpfen, die Baumstämme vorstellen, mit Ansätzen abgeschnittener Zweige, etwa wie eine ausgeputzte Stechpalme. Diese Eigentümlichkeit findet sich in mehreren Kirchen der Bretagne. An Häßlichem, und zwar Häßlichem schlimmster Art, ist in einer der Seitenkapellen eine auf die Wand gelegte Täfelung zu erwähnen; sie ist im übelsten mittelalterlichen Geschmack gehalten und gibt den Rokoko-Imitationen nichts nach. Doch etwas wirklich Schönes ist das Grabmal Franz II. und der Marguerite de Foix, seiner zweiten Gattin. Sie ruhen alle beide in den prächtigen Kostümen ihrer Zeit, die Herzogskrone auf dem Haupt, auf ihrer Marmorplatte; drei Engel halten das Kissen, auf dem ihre Köpfe mit geschlossenen Augen liegen; große symbolische Gestalten befinden sich an den vier Ecken des Grabmals. Das Gesicht der Frau ist dick und von traurigem Ausdruck; sie hat eine Stülpnase und dicke Lider; dasjenige Franz II. ist ziemlich streng, intelligent und listig und zeigt, wie sein Leben, eine Mischung von

Kraft und Schwäche; es offenbart den alten Feind Ludwigs XI., den Mann zweideutiger Verträge und kleinlicher Verbindungen. Sie betrogen einander um die Wette. Bei ihrer Versöhnung im Jahre 1477 in Arras wurde festgesetzt, daß der Friede auf jede beliebige Reliquie beschworen werden konnte, nur nicht auf den Leib Jesu Christi und das echte Kreuz, weil der Meineid darauf unfehlbar im selben Jahre den Tod nach sich zöge. Während er mit dem König verhandelte, schloß er ein Bündnis mit England und ließ Waffen aus Italien kommen; andererseits versprach der König die Bretagne den Schotten und erkaufte sich den Beistand des Sire de Lescun, seines Ratgebers. Einmal jedoch hatte er eine schöne Geste, als er nämlich im Jahre 1470 das Halsband des heiligen Michael ausschlug; nach den Statuten des Ordens wäre er in der Tat gezwungen gewesen, dem König gegen alle zu dienen und auf jedes andere Bündnis zu verzichten; nun zog er mit Recht vor, sich mit dem Grafen von Charolais und dem Herzog von Berry zu verbinden. Er hätte den Schwur leisten und ihn nachher brechen können; seine Aufrichtigkeit bleibt anerkennenswert. Ludwig XI., der ihn sein Leben lang bekämpfte und der ihn schon haßte, ehe er König wurde, starb, ohne daß er ihn besiegen konnte; vier Jahre später jedoch, wie um zu zeigen, daß die Mittelmäßigen manchmal über die großen Menschen triumphieren, um nachher Schwächeren, als sie selbst sind, zu unterliegen, ist er gezwungen, den demütigenden Vertrag von le Verger von 1488 zu schließen, und vor Trauer darüber stirbt er. Obgleich er Seidenwebereien in Vitré und Gobelinfabriken in Rennes anlegte (was man nicht vergißt, in den Büchern zu erwähnen, wo er als überzeugter Verteidiger der bretonischen Unabhängigkeit gefeiert wird), habe ich immer

wenig Sympathie für diesen farblosen Menschen gehabt, der einen Löwen gegen Esel kämpfen ließ (den, welchen ihm einige Zeit vor seinem Tode der Admiral von Montauban geschenkt hatte) und der so feige nacheinander seinen Ratgeber Chauvin seinem Günstling Landois und Landois den Feinden Chauvins überließ, von zahllosen Verbindungen, die er wieder löste, und ewig wechselnden Einflüssen bald auf diese, bald auf jene Seite gezerrt. Durch den Mangel an Herz und die Dürftigkeit seines Charakters ist er durchaus der Vater der kalten, heuchlerischen Anna, die für mich eine der unerfreulichsten Gestalten des sechzehnten Jahrhunderts ist.

Da wir bei der Geschichte sind: hundert Schritt von dort, gegenüber dem alten Schlosse, liegt das Haus, in dem die Herzogin von Berry 1832 überrascht wurde. Das Herz krampft sich zusammen in diesem kleinen, kahlen Zimmer, das mit einer schmutzigen, grauen Tapete bespannt ist und dem gelbe Scheiben nur spärliches Licht spenden. Wir sahen die Platte, hinter der die Prinzessin und ihre Begleiterinnen sich verbargen; man kann kaum glauben, daß sie dort Platz fanden. Das ganze Haus ist stumm und kalt, man hört keinen Laut, kein Kind, das spielt, keinen Hund, der bellt. Von zwei frommen alten Jungfern bewohnt, hat es mit seinem engen, düsteren Hof, seiner feuchten Allee, seiner Holztreppe, die im Regen fault, etwas Mutloses, Verfallenes, Verschämtes, als fühlte es bis in die Steine hinein die Bitternis der Erinnerung.

Von dem alten Schloß stehen nur noch die beiden Eingangstürme, der mit dem Schellengriff links von der Zugbrücke und der mit der Bäckerei rechts. Beinahe unversehrt ist noch ein anderer Haupttrakt, mit vielen Fenstern aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, und

im Hof ein alter schöner Brunnen, der mit einer eleganten eisernen Bekrönung zum Aufhängen der Rollen versehen ist. Kanonen, blank wie gewichste Stiefel, standen in Reihe auf dem Rasen neben Kanonenkugeln, die ihrem Kaliber entsprechend aufgeschichtet waren wie die Steinhaufen an den Chausseen; zwei, drei Soldaten lagen, ruhig schlafend, auf dem Rücken in der Sonne; sicherlich träumten sie weder vom Herzog von Mercœur, der die Bastion des Lothringer Kreuzes erbauen ließ, die jetzt verfallen ist, noch vom Kardinal von Retz, der von hier flüchtete, und ebensowenig von der Königin Anna, die sich in der hufeisenförmigen, jetzt als Pulvermagazin dienenden Kapelle mit Ludwig XII. vermählte. Wenn sie träumten, so war es gewiß von den schönen Kugelpartien, die man am Sonntag nach der Vesper machte, von dem Tage, wo sie den Hahn ihres Dorfkirchturms über Bäumen wiedersehen werden, oder von der Braut, die sie in der Heimat zurückgelassen haben. Nur die Menschen, deren Beruf es ist, zu denken, füllen sich ihr Hirn mit der Passion für vergangene Epochen; das brave Volk hat genug mit sich selbst zu tun; es macht die Geschichte und wir, wir lesen sie.

Zwei, drei Leute in Hemden sangen in der Kaserne, während sie ihre Uniform bürsteten und die Metallknöpfe mit Kreide putzten. Vom Rande eines entzückenden viereckigen Fensters im zweiten Stock hingen die Beine einer offenstehenden roten Hose die Mauer herab; dummdreist entfaltete sie den großen Hosenlatz mit grauem Futter.

Vom Schloß gingen wir ins Museum. Der Konservator, der mit irgendeiner Pinselei beschäftigt in einer Ecke saß ließ von seiner Arbeit ab und kam von amtswegen herbei, sich mit uns über Kunst zu unterhalten; doch als der gute Mann

uns bald darauf einen Delacroix bewundern sah, setzte er seine Mütze wieder auf und wandte uns den Rücken; das ließ uns vermuten, daß er die Bertinsche Landschaft oder das römisch-historische Genre mit einem großen Aufwand von billardstockähnlichen Lanzen und wassertopfartigen Helmen pflegte. Wir weilten lange vor einem Gemälde in der Art der alten deutschen Schule, das eine Anbetung der Könige darstellt; die Zeichnung ist von fast ironisch wirkender Naivität: ein Magier in einer Art von Bischofsmantel wirft sich dem Christ zu Füßen, mit einer so stumpfsinnigen Miene und einer so eingedrückten Stirn, daß man fast an eine Bosheit des Malers glauben möchte; man sieht sonderbare Neger mit enganschließenden roten Hosen und vielen Korallenketten; aus einem Fenster schauen Frauen und Männer erstaunten Gesichtes hervor. Das Ganze ist lebendig und schnurrig, in hart nebeneinandergesetzten roten und grünen Tönen (etwa wie die Versuchung des heiligen Antonius von Breughel), intensiv im Ausdruck, amüsant in den Einzelheiten, originell im Gesamteindruck und von einer Wirkung, die man dem nicht beschreiben kann, der das Bild nicht gesehen hat.

Auch die Karnevalsszene von Lancret haben wir aufmerksam betrachtet. In einem großen getäfelten Zimmer steht eine schöne Dame in gelber Taille, mit langen Ärmeln und rosa Rock, zwischen einem Tänzer und einem Pierrot, die sie zum Menuett auffordern. Zu beiden Seiten sitzen in Sesseln, lächelnd und plaudernd, Freunde. Im Vordergrunde zieht ein kleines Kind ein Spielzeug hinter sich her; es ist ein feines, gut gewärmtes Haus, ein Haus, in dem es lustig zugeht; man fühlt, daß es auf der Straße regnet und daß die Masken durch den Schmutz laufen müssen; das Wetter ist trübe, ein rechtes

Karnevalswetter; gleich wird die Komödie beginnen und heute abend wird man Krapfen essen.

Ich liebe auch sehr von demselben Maler ein Bild der Camargo. Sie tanzt im Freien auf dem Rasen, in weißer Atlasrobe mit blauen Bändern und Rosengirlanden; zu ihrer Rechten sitzt ein Trommelspieler, und ein Pfeifer bläst die Wangen auf, links eine Violine, ein Fagott und eine Frau, die zuschaut. Die Camargo! Welch ein Name! Klingt das nicht wie Geläut von goldenen Glöckchen? Und ist es nicht, als trüge der warme Lufthauch eines wirbelnden Rockes bei einem ausgelassenen Ritornell einem den Duft von Irispuder oder spanischem Jasmin zu, und als sähe man das Schimmern weißer Knie, die sich auf gelbseidenen Daunenkissen in einem Boudoir voll von Meißener Porzellan und Pastellbildern strecken?

Einen Gegensatz dazu in Malerei, Gesicht und Idee bildet das gegenüberhängende Porträt einer Frau, das Murillo zugeschrieben wird. Ihr blaues Gewand ist vom Tragen weiß geworden; ihr pechschwarzes, schlechtgekämmtes Haar hängt glanzlos auf ihr grünliches Gesicht; unter ihrer niedrigen melancholischen Stirn senden die braunen Augen einen einfältig tiefen Blick in die Höhe, der sowohl anzieht wie abstößt; in der Hand hält sie ein kleines Buch, ein Gebetbuch; sie verbringt ihr Leben in den Seitenschiffen der Kirchen, im feuchten Schatten der Pfeiler, vom Kerzenschimmer des Altars geblendet, unablässig in die Erhebungen mystischer Liebe verloren; und abends, wenn sie in ihre kahle Dachkammer tritt, hat sie Erscheinungen der Jungfrau und hört Engelsstimmen ihren Namen rufen.

Hier noch ein ausgezeichnetes, vorzügliches Porträt von

Tibaldi, das Elisabeth von England darstellt. Wenn es nicht ähnlich ist, muß man für immer darauf verzichten, sich eine Vorstellung von den Menschen zu machen, die man nicht gekannt hat; das wäre gewiß traurig, denn alle die, welche man im allgemeinen kennt, sind wenig erbaulich. Eine mächtige Krause mit dicken gesteiften Röhrenfalten und schwarzer Stickerei umrahmt ihren langen, knochigen Kopf mit den vorspringenden Backen und roten Lippen; ihre blasse gerade Stirn ist hoch und von stolzer Klugheit. Unter ihren blonden, an der Vereinigunsstelle dünnen Brauen rollen ihre großen blauen, hervortretenden, weit offenen Augen und blicken lebhaft und nachdenklich; das spitze Kinn, die runde Nasenspitze, der vorstehende Mund, der auf lange Zähne schließen läßt, verraten sinnliche Wildheit, während das blondrote, hochfrisierte und in mehreren Halbkreisen gewellte Haar, das auf der linken Seite mit roten Nelken geschmückt ist, ihr ein steifes vornehmes Aussehen gibt, einen bizarren Reiz imposanter Distinktion. Sie war es, die man »Smaragd der Meere, Perle des Okzidents« nannte, und deretwegen Shakespeare, als er Richard III. spielte, plötzlich einhielt, um ihr ihr Taschentuch aufzuheben.

Ich gäbe gern die vollständigen Werke Villemains, die ich mir in meiner Jugend gekauft habe — es beweist die Gutmütigkeit meiner Familie, daß man mir die unbedachte Handlung nicht untersagte — ich gäbe auch die Vorlesungen des Herrn Saint-Marc-Girardin, die ich aufhebe, um, wie René sagt, mir jede Freudenregung für die Zukunft zu nehmen; ich würde sogar ein Paar alter marokkanischer Babuschen hinzufügen, die ich im Sommer sehr gern trage, und außerdem meine Bürgerrechte, die Achtung meiner Landsleute, sowie den Rest einer Flasche

guten Lack, der dick zu werden beginnt, ja, ich gäbe das alles herzlich gern und auf der Stelle, wenn ich Namen, Alter, Wohnung, Beruf und Aussehen des Herrn in Erfahrung bringen könnte, der für die Statuen des Museums von Nantes die Weinbläfter von ausgeschniftenem Blech erfunden hat, die aussehen, wie Apparate gegen die Onanie. Der Apoll von Belvedere, der Diskuswerfer und ein Flötenbläser stecken in diesen schändlichen metallischen Bekleidungen, die leuchten wie Kochtöpfe. Man sieht zudem, daß lange daran überlegt und liebevoll herumgemodelt ist, die Ränder sind ausgearbeitet und die Weinbläfter mit Schrauben an den Gliedern der armen Gipsfiguren befestigt, die vor Schmerz davon abbröckeln. In dieser Zeit plaftester Dummheiten ist es herzerfreuend, unter soviel alltäglichen Eseleien, die man auf Schrift und Trift sieht, einmal eine himmelstürmende Dummheit, eine gigantische Eselei anzutreffen, wäre es auch nur zur Abwechslung. Trotz aller meiner Bemühungen ist es mir nicht gelungen, etwas über den Schöpfer dieser schamhaften Schweinerei zu erfahren. Ich könnte mir denken, daß der Gemeinderat in corpore daran teil hat, daß die Herren Geistlichen das Ihrige dazu getan haben, und daß die Damen die Bläfter angemessen fanden.

Dann waren wir im naturwissenschaftlichen Museum, einer dürftigen Sammlung, die wohl nicht viel Inseresse für gelehrte Leute hat; doch findet sich darin eine ägyptische Mumie, die neben ihrem bemalten Sarg steht, rosige Korallen, perlmufterglänzende Muscheln und von der Decke herabhängende Krokodile. In einem Glase mit Spiritus sieht man zwei kleine, am Bauch zusammengewachsene Schweine, die auf ihren Hinterpfoten stehen, den Schwanz in die Höhe strecken und mit den Augen blinzeln, sie

sind wirklich sehr possierlich. Neben zwei menschlichen Fötussen von ähnlicher Mißbildung stehend, sagen sie vielleicht mehr als manches dicke Buch. Denn wer vermag in den abweichenden Manifestationen des Lebens die mannigfaltigen und stufenweisen Entwicklungen des verborgenen Webens zu erkennen, das in geheimnisvoller Unwandelbarkeit auf dem Grunde des Meeres, im Schoße der Erde und an den Quellen des Lichtes wirkt, beständig neue Bildungen hervorbringt und dem ewigen Sein Dauer verleiht!

Seit sechs Jahrtausenden müht sich der Mensch daran ab und fängt vielleicht erst an, den ersten Buchstaben eines Alphabetes zu verstehen, das kein Omega hat. Wann wird er einen Satz lesen können?

Wenn die sogenannten Mißbildungen der Natur ihre anatomischen Zusammenhänge der Form und ihre physiologischen Lebensgesetze haben, warum will man, von diesem Prinzip ausgehend und diese absonderliche Welt anerkennend, die wie eine Verneinung der unsrigen erscheint und vielleicht gerade ihre Fortsetzung ist, ihr nicht ihre Schönheit und die Möglichkeit einer Vollendung zugestehen? War das nicht die Anschauung der Alten? Und ist ihre Mythologie etwas anderes als ein mißgestaltetes und phantastisches Weltall, voll von Formen, die unserer Natur widersprechen und die doch schön sind, so wahr sind sie in sich und so harmonisch in ihren Zusammenhängen? Bezaubert nicht das lange meergrüne Haar der Najaden und die Stimme der Sirenen, die mit ihren Abgründen von Melodie die Schiffe in den Strudel zogen? Ist nicht die Chimäre berückend mit ihren Löwennüstern, ihren rauschenden Adlerschwingen und ihrer grünschimmernden Kruppe? —

GEDICHTE

VON GERHARD KNOCHE

MAI 1916 AM TOTEN MANN

Hier kannst du's an Gesichtern schon erraten,
Bleich und verstört: die Front muß nahe sein;
Und doch steht hier im Dorf noch Stein auf Stein,
Denn nahe Hügel schützen vor Granaten.

Soldaten in der Kirche. Und die leisen
Gebete: O Marie, gelobt .... Man macht
Die Kreuze. Loben hier noch ....? Preisen ....?
Der Priester segnet sie; sie gehn .... in Stellung heute nacht.

Noch unerkannte Tote bringt man her auf Bahren,
Gräßliche Stummel, die in Kot und Blut erstarrten,
Als ob sie Menschen nie mit Gott und Heimat waren.

Und immer ein Gedanke (denn begabt
Ist man hier nur mit wen'gen, schweren, harten):
.... Und habt doch eine Mutter auch gehabt ....

DAS ETAPPENSCHWEIN

Zwölf Stunden muß ich die Büroluft kosten.
Meist Dolmetsch, da ich mit Franzosen sprech,
Laut Order »nicht zu sanft, sonst wird das Pack zu frech.«
— Schreibhengst, Kommandantur: ein feiner Posten!

Eingang und Ausgang ordn' ich, die vertrackten,
Verstohlen nehm ich mir die Zeitung vor,
Da, durch den Gang ruft der Herr Platzmajor:
Eh, Knoche, bringen Sie mir mal die Akten!

Spät kommt man ins Quartier, zwölf Stunden freier Mann:
Zwölf Stunden Krieg sind wieder totgeschlagen.
Wer im Quartieramt sitzt: ein gut Quartier ist sein.

Knüpf ich die schwier'ge Bluse auf der Jeanne,
Durchs Hirn dann flüchtig ein paar Worte jagen:
Wie hab ichs gut, ich schwarz Etappenschwein!

FRANZÖSISCHES LANDSTÄDTCHEN IM KRIEG

Das Städtchen ist erfüllt von Lazaretten,
Feldpost und Kassen, all dem Apparat,
Den deutsche Front als Rückgrat hinten hat.
Und Einquartierung liegt in allen Betten.

Es rattern Tag und Nacht die Krankenwagen.
Kolonnen fahr'n gemächlicheren Trab.
Vor den Kantinen schwillt es auf und ab.
Feldgrauer Bann hat ganz die Stadt geschlagen.

Nur in der Kirche ist es stille innen.
Im dämm'rig weiten Baue knarrt mein Tritt.
Es knieen im Gestühl nur wenig Beterinnen.

Und plötzlich Kindersang vom Chore droben
Mit klagend inn'gem Kehrreim: Heilge Jungfrau, bitt
Für Frankreich. „.... France!" .... zart verschwebts
nach oben.

BISCHOF VON LILLE

Kennen lernt ich Deutsche und Franzosen
Im dem Kriege viel.
Aber einem streu ich Verse heut wie Rosen:
Dir, dem Bischof von Lille.

Worte hab ich nie von dir vernommen,
Nur dein kühl Bonjour,
Bist du, uns're Geisel, hergekommen
Zur Kommandantur.

Zweimal wöchentlich bist du dazu gehalten,
Heißt's im Amtesstil,
Als ein Bürge für das Wohlverhalten
Deiner Stadt, von Lille.

Keiner macht dir Platz; die sind zu zählen,
Die sich dir geneigt,
Wenn du mitten unter Schreiberseelen
Dich bei uns gezeigt.

Aber du bedarfst ja nicht dergleichen,
Du bist aus der Schar,
Die in Lumpen und im Kleid der Reichen
Stets dieselbe war.

Du, du bist von priesterlicher Milde
Und von Stolz und Mut,
Wie herabgeträumt aus einem alten Bilde,
Vornehm, klug und gut.

Zwar die Winkel links und rechts vom Munde
Heißen Gram und Harm,
Doch das Auge gibt von einem Hirten Kunde,
Wie das Weltherz warm.

Keiner trinkt wie du, schmerzlich gelassen,
Deines Landes Kelch so leer,
Dennoch weiß ich es: du kannst nicht hassen,
Schreitest drüber her.

Durch den plumpen Blick der Soldateske
Trägt dein hoher Sinn,
Kirchenfürst, in bunter Heilgenfreske
Dich wie Wolken hin.

Hinter den Vogesenbergen, Hassesbergen
Streut dies Versespiel,
Ein paar Rosen, einer deiner Schergen
Dir, dem Bischof von Lille.

LILLERIN

Sieh, ich küsse deinen französischen Leib.
Sieh, wir treiben lachendsten Zeitvertreib.

Sieh mich, sieh den deutschen, den plumpen Mann,
Wie er durch dich eine französische Hälfte gewann.

Wie ich stets bei dir schnell das Seitengewehr verberge,
Ich, der Kommandantur stirnrunzelnder Scherge.

Küßt du, küssest du Deutsche kein erstes Mal.
Du findest sie gut und dumm und sentimental.

Wenn ich in deinem weißen Mädchenbett liege,
Denk ich, so gut hatt' ich's nicht seit der Wiege.

DIE GROSSE RECHTFERTIGUNG
AUFZEICHNUNGEN EINES IRREN
VON HANS SIEMSEN

Es ist hier nicht alles, wie ich es mir wünschte: Am Tor steht der Kaiser, der läßt uns nicht hinaus. Er trägt einen roten Rock und läßt mich nicht hinaus, wenn ich mir ein Brieflein kaufen will. Er erzählt auch nichts und macht ein großes Gitter, damit wir uns nicht mit den Damen unterhalten, die draußen vorbeipromenieren mit ihren geputzten Kindern. Er macht das Gitter auf und zu.

Aber gestern hat mir die Mariandjei dies Büchlein gegeben. Recht handlich zum schreiben. Da will ich nun beginnen:

Die große Rechtfertigung

Das wäre vielleicht nicht einmal so schwierig. Es wäre vielleicht alles noch in Ordnung zu bringen. Ich bin nur leider nicht mehr ganz bei Trost. Ja, Trost fehlt mir. Jeder hat den seinen. Aber für mich ist wohl keiner mehr übrig geblieben?

Ich hätte nur gerne einmal alles recht klar. Solange ich selbst noch etwas davon weiß. Weil ich der Einzige bin, der etwas weiß. Jeder glaubt, etwas zu wissen. Ich allein weiß wirklich etwas.

Ohne mich rühmen zu wollen! Ach! Wen habe ich nun schon wieder beleidigt?

Ich bitte um Entschuldigung! Ich beeile mich, um Entschuldigung zu bitten.

Ich weiß natürlich sehr wohl, daß ich nichts weiß. — Obwohl das nun wiederum auch wohl vielleicht nicht ganz richtig ist. Denn: Nichts ist ja wohl nichts. Jedoch: Nichts wissen, das ist schon viel.

Sie denken vielleicht ich treibe Scherz? Ich spiele ein wenig Sokrates? Aber das liegt mir fern, liegt mir völlig

fern. Hören Sie nur noch einen Augenblick zu, lesen Sie nur noch ein wenig weiter! Ich werde sogleich das Richtige sagen:

Wenn ich einmal, angenommen, wie man so sagt, nichts weiß, ja, was weiß ich denn dann? Es muß doch etwas sein. Wie könnte ich es sonst nicht wissen? Nichts zu wissen, muß doch etwas sein. Nur etwas. Nur ein wenig. Das ist aber nicht zu unterschätzen! Das ist sogar gewiß sehr wichtig, außerordentlich wichtig, dieses Nichts. Ich möchte sogar behaupten, es ist »die Ursache«.

»Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde«. So etwa könnte man sich die Sache vorstellen. So etwa könnte man geradezu behaupten: Nichts war die Ursache der Angelegenheit.

Aber Sie lächeln schon wieder, meine Damen. Sie lächeln bereits über mich, über den »Bajazzo«. Nun, wie Sie wollen! Bitte, ruhig zu lächeln! »Lache Bajazzo! Und schminke Dein Antlitz!« Vielleicht ein wenig Gesang gefällig? Vielleicht könnte man ein Lied anstimmen?

Ich bemühe mich, Ihnen zu gefallen, wie Sie sehen. Ich bemühe mich um Ihre Gunst. Ganz einfach gesprochen: Ich möchte Sie herzlich bitten, mir Gehör zu schenken. Ihr Ohr zu leihen, so zu sagen.

Und, wenn ich bitten darf, ein wenig Vertrauen! Vertrauen ist es, worum ich bitte. Ich betrachte es als von Gott. Eine Gabe vom Himmel. Ohne Ansehen der Person. Aber kein Almosen! Nichts von Verführung! Leere Hände gilt es, zu behalten.

* * *

Jedoch! Jedennoch! So komme ich nicht zum Ziel. Es ist schon alles wieder verdorben. Ich sehe, ich bin bereits wieder verloren: Habe mich hinreißen lassen. Rede und rede.

Die Götzen glänzen mit ihren Perlen. Ihre Haare

triefen von Fett und Öl. Ich aber sage Euch: Gottes Bild ist nicht unter ihnen!

Bin aber selbst der schuldige Teil. Ich gebe mir alle Mühe. Ich möchte alles mögliche tun. Habe bereits auf alle Weise versucht, glücklich zu sein. Aber vergeblich.

Obwohl hier von Glück nicht die Rede sein kann. Wollte um etwas anderes bitten. Was ich benötige ist Vertrauen. Jeder Gott benötigt Vertrauen. Glauben sozusagen. Glaubwürdigkeit. (Jetzt aber hören Sie einmal mein Herz! Es schlägt. Es kichert. Es lacht sich eins. Weil ich da eben »Gott« erwähnte. Scheinbar so nebenbei erwähnte: »Jeder Gott benötigt Vertrauen«. Jeder! Nun, wollen abwarten! Werden schon sehen!)

Aber hier beginnt nun bereits mein Unglück. Abgesehen von Schuld und Unschuld, beginnt hier nun bereits mein Leidensweg: Es kann ja nicht länger verborgen bleiben: Bin leider so wenig vertrauenerweckend.

Ja, unzweifelhaft: Ich errege Gelächter. Man lacht über mich. Und niemand glaubt mir.

Ich bitte aber eines bemerken zu dürfen. Gelächter steckt an. — Vielleicht würden sonst doch nicht alle lachen. Vielleicht, wenn Sie es unterließen, zu lachen, würde ich weniger lächerlich erscheinen. Vielleicht daß sich dann doch einer fände. Vielleicht fände sich dann doch jemand, der an mich glaubt, der an mich glauben möchte?

Ich bitte darum. Ich bitte ergebenst, nicht lachen zu wollen!

Werde aber trotzdem lieber gehen! Bemühen Sie sich nicht weiter! Lachen Sie getrost.

* * *

Ich werde in den Wald gehen, in den Sterbewald. Zwischen den Büschen unsichtbar verschwinden. Ich werde mich beeilen, zu verschwinden, zu verschweigen. Ich werde mich verschweigen im Wald. In den Büschen will ich mich verzweigen. Pst! Bitte nicht darüber zu reden!

Als er in den Wald gekommen war, fing die Nacht an! Als die Nacht gekommen war, fing der Mond an. Hörten die Sterne auf zu singen und die Schlange sprach: »Du hast mir noch immer nicht den Kopf zertreten. Aber ich habe Dich in die Ferse gestochen.«

* * *

Werde nun sogleich mit der Erzählung beginnen. Werde mich vorstellen, mit Verlaub: Meine Name ist: Tot.

Überlegen Sie wohl die Bedeutung dieses Namens! Ich bin. tot. Ich habe mich erschlagen.

Glauben Sie, daß es Gelächter erregt? Ich denke: Man wird darüber reden? Leicht möglich, daß ich auf diese Weise Eingang fände. Im Kreise vielleicht, in Zirkel Klubs, Geselligkeit?

Allerdings, meine Hände! Sind leider wohl nicht rein genug? Zwar leer. Ich habe leere Hände, habe immer darauf Wert gelegt. Aber nicht rein! Habe wohl verabsäumt, sie zu waschen.

Hier wäscht sich alles fein und säuberlich. Eine Hand wäscht hier die andere. Mit Geld und guten Worten und so weiter. Ich habe statt dessen einen seltenen Namen. »Tot«. Herr von Tot.

Aber um immer ehrlich zu bleiben: Mein eigentlicher Name ist das nicht. Vom Wind verweht. In die Sterne gestreut. Namenlos bin ich genannt. Namenlos irr ich von Land zu Land. Namenlos elend. Namenlos tot. Einmal hatte ich einen Namen. Wie lange ist das her? Weiß Gott! Wie oft bin ich seit dem gestorben!

* * *

Ich gebe mir alle Mühe, mich zu ordnen, meine Verwirrung zu ordnen, meine Verirrung. Hören wir also den Tatbestand!

»Zwei Uhr dreißig: Schleichpatrouille. Die neunte Kom-

pagnie stellt hierzu einen Unteroffizier, vier Mann. Freiwillige vor!« Freiwillig! Ein sehr kühnes Wort. Bitte, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten! Aus eigenem Antrieb, könnte man sagen. Freiwillig wie Gott die Welt erschuf! Freiwillig trat ich vor.

Weshalb blieb ich nicht freiwillig stehen? Wie gemütlich war doch der Unterstand! Wir hatten Kerzen an jenem Tag. Wir hatten Feuer. Wir hatten geheizt. Wir krochen so mollig in unsere Betten. Nebeneinander. Warm und geborgen. Die kleine Kerze hätte geschienen. Flacker-Schatten hätten sich bewegt. Die stämmigen Stämme, die Balken der Decke! So eng, so niedrig alles, traulich und warm. Viele Frühlingstage wären gefolgt.

Was trieb mich an? Weshalb nur mußte ich alles verlassen?

Und wenn nun ich fein nicht gegangen wäre?

Ein anderer für mich. Ganz einfach! Ein anderer hätte alles erlebt, was zu erleben war, fertig wie eine Uniform. Fertig waren die Gänge da, die Schritte, das Stolpern, offen lagen die Gräben, die Löcher. Schon hingen die Granaten über uns. Alles bereit. So ging ich hinein. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. So ging ich in mein Himmelreich.

»Jeder empfängt zehn Handgranaten. Sie gehen Birkenwaldweg! Sie Märchenwald! Sie Adjutantenweg!« Wie hübsch das klingt: »Sie Adjutantenweg!«

Schon klirren die Glocken des Drahtverhaus. Ein Stern steigt zum Himmel und fällt. Ein fernes Maschinengewehr klatscht Beifall. Etwas verfrüht.

Die Beine sind uns vom Winter geschwollen. — Und der Bauch von Läusebissen. Oh nicht sehr repräsentabel stellten wir uns zu diesem Stelldichein. Lichtscheu. Wir kriechen am Boden. Und des Menschen Sohn zertritt uns den Kopf.

Die Leuchtkugeln haben die Sterne verdunkelt. Zwei Uhr dreißig: Wir sind da.

* * *

Wie mir doch alles unter den Händen zerfließt! Alles läuft mir so leicht davon, so leichtlich läuft es mir aus der Feder. Als hätte ich meine Freude dran!

So will ich denn ehrlich berichten, wie ich gesündigt habe. Meine Zunge ist so schnell, schnell geworden vom vielen Lügen. Meine Feder gleitet so gleißnerisch. Ich war Literat. Man muß das gestehen. Dagegen scheint kein Kraut gewachsen. Dagegen scheint der Tod nicht viel zu helfen. Diese Gewohnheiten scheinen sich nicht zu verlieren im Tod. Ein Brandmal! Ein Schandmal! Ein Schandmaul! stehe ich da.

Herr v. Tot
Literat

Ich spielte mit Worten. Ich dichtete umher. So fröhlich gaukelten wir durch die Welt!

Auf Seidenbetten saßen wir gern. Tranken. Musik. Und süßen Wein. Da klingelte oft die Gartentür! »Herein Ihr liebenswerten Gäste!« Der Bettler mag vorüber schleichen! Seine verhungerten Tiere im Arm.

Da dichtete es sich süß. Da war es Wollust, zu vergehen. Da schrieben wir auf zärtlichem Papier:

Verschlungene Welt
Verschlungen Wald una Wiesen.
Nun kommt schon bald
Der erste Morgengruß.

Sterne im Fluß
Verdunkeln Wald und Wiesen.
Wolken im Wind
Versinken in der Flut.

Recht gefällig diese Melodie, nicht wahr, zu gutem Essen und etwas Wein.

* * *

Viel haben die Generäle Schuld. »Stillgestanden!« ? Das ist nicht von Gott!

Aber ist es nicht noch trauriger, währenddessen, süß zu tun?

* *
*

»Stillgestanden! Augen rechts!« Rúm ta ta, rúm ta, ta ta. »Augen gerade — aus!« »Ich bestrafe den Musketier Roessingh mit drei Tagen Mittelarrest, weil er vor seinem Herrn Major eine nachlässige Ehrenbezeugung gemacht hat. Ich bestrafe den Musketier Tiemann —«

Und wir alle standen dabei, ohne ein Wort zu sagen, ohne zu Hilfe zu eilen.

Ei wie wurden wir da umhergeschwenkt! In Gruppenkolonne — links schwenkt — marsch! Nach rechts und links und mitten aufmarschiert!

Aber da steht Ihr feinen Damen und seht uns zu und lacht und geht vorüber.

Es lebe der Kaiser! Er verschließt das Gittertor. Mach es nur zu vor den schönen Damen! Sie sollen nur gehn mit ihren Sonnenschirmen!

Die Marjandjei hat mich eingeschlossen. Ich habe die schönen Damen beleidigt.

* *
*

Es ist so traurig, daß mir niemand hilft! Wie soll ich denn allein die Welt aufbauen? Da habe ich lieber ein Gedicht gemacht.

Ach Gott, ich bin so einsam wie ein Watt
Wie verloren gegangen in Paris-Stadt
Wie ein lange gefangen gehaltener Adler
Und wie ein Gott, der keine Mutter hat.

Das habe ich aber schon mal gemacht.

* *
*

Als ich mich zum ersten mal erschlug, war ich achtzehn Jahre alt. Ich war mein Bruder aus Frankreich und hieß Pierre. Wie Kain den Abel habe ich mich erschlagen.

Freiwillig waren wir losmarschiert. Lichtscheu. Am Boden krochen wir. Kein Stacheldraht zerriß mein Herz. Hartgierig lag ich auf der Lauer.

Oh weh! Ihr tapfern Jäger, Ihr kühnen Helden! Ihr lauert dem kleinen Hasen auf. Dem gehetzten Häslein zerbrecht Ihr das Rückgrat, und freut Euch hoch über seinem Blut.

Da schlug mein Herz voll Gier, als mein Bruder heran kam, mein französischer Bruder, mein kleiner Peter. Ganz dicht ging er an mir vorüber. Ich freute mich hoch über seinen wehrlosen Rücken. Und kroch ins Dunkle hinter meinen Bruder.

Da fuhr die höllische Leuchtkugel hoch. Da sah er mich an. Da hob er seine Hände. So unschuldig war das Brüderlein!

Ich aber warf die Granate. Ich warf die Granate, während das Brüderlein die Hände hob.

Da hatte ich viel Beifall. Da fuhren die Leuchtkugeln hoch. Da klatschten die Gewehre eifrig Beifall.

Da kroch ich zu dem Brüderlein. Derweil es noch lebte.

Um es zu pflegen, Ihr schönen Damen?

Um mich zu verbergen, Ihr Liebenswerten! Um mich zu verbergen vorm Beifall der Gewehre.

Da hat das Brüderlein mich sehr beschützt! Es weinte, das liebe Kind. »Camarade! camarade!« Da trafen ihn all die Kugeln, die mir galten. Da war er ganz still. »Camarade! camarade!« Da schlugen die Kugeln noch in die Leiche.

* * *

Recht hübsch habe ich das so erzählt. Nicht wahr, meine Lieben? So ein wenig poetisch und mit Gefühl. Ohne die werten Ohren zu verletzen? Die zarten Öhrchen, die sanften Seelen?

Bin nämlich Literat. Ein tüchtiges Handwerk! Es dichtet sich so köstlich über Leichen!

Die Mariandjei hat mir verboten, zu schreiben. Aber ich weiß den Ort zu finden! Über Abgründen schreibe ich. Über Abgründen!

* *
*

Und wenn ich nun nicht gegangen wäre? Wenn ich nun diesen schweren Gang freiwillig nicht gegangen wäre?

Ein anderer für mich! (Bitte, zu erinnern!)

Nun. Also. Endlich! Heraus damit! Ich bin nicht gegangen. Ich blieb zu Hause. Ein anderer ging für mich.

Ein anderer ging. Wir hatten es uns bequem gemacht.

Da kam das liebe Peterlein, der deutsche Peter kam, das unschuldige Kindlein, mit einem roten Rock von Blut. Wie dem Kaiser sein Rock, so rot von Blut.

»Ich habe einen erledigt, Mensch.« (Ja, Mensch! O, Menschlein, höre wohl zu!) »Wir haben einen abgesägt.«

Da saßen wir alle und hatten es nicht getan. Da saßen wir alle mit feinen Händen und hatten nicht einmal Wasser für den Peter, für seine kleinen schmutzigen Kinder-, für seine unschuldigen Mörderhände. Er mußte sich selber darauf pissen.

Das hat mir die Mariandjei verboten. Hier haben wir immer Wasser. Oh, so viel Wasser.

Da hat der Peter mir alles erzählt. Da lag er neben mir und hat mir alles erzählt, wie ich es selbst erlebt habe, oft genug. »Ich habe getötet.« Mehr hat er nicht erzählt. Ohne ein Wort zu sagen, hat er's erzählt.

Da lagen wir, Brüder, nebeneinander und das Brüderlein draußen lag auch dabei, lag da so schaurig in seinem Blut.

Hört die Stimme des Blutes! Ich hörte sie nicht.

Ich habe mich fremd verhüllt in meinen Mantel. Ich habe mich herzoglich verhüllt vor ihm. Vornehm habe ich

mich eingewickelt. So bin ich in Anfechtung gefallen und schlief. So bin ich tief gefallen und fiel in Schlaf.

Da hat sich der Peter davongemacht. Da lag er allein und hat sich davongemacht. Da hat er sein Gewehr an die Brust gesetzt und hat sich erschossen im Wald und fiel.

Da lag ich und schlief, lag erschossen im Wald und lag auf dem Feld in meinem Blut. Da lagen wir Brüder brüderlich verstreut.

* * *

Paragraph zehn der Kriegsartikel? Feigheit! »Wer sich unerlaubt entfernt.« »Wer seinen Truppenteil verläßt.« »Fahnenflucht wird mit dem Tode bestraft.« Strafe wird mit dem Blute bestraft. Blut wird bestraft. Alles wird bestraft. Da regnete es Strafen. Hagelte es Strafen.

Da bin ich in den Wald gegangen und habe den lieben Peter gesucht. Da habe ich eine Raupe zertreten. Da habe ich eine Schnecke zertreten. Da habe ich den Peter gefunden und habe mich zu ihm gelegt zu seinem Herzen und weinten beide um unsern toten Freund. Da weinten wir freundlich um unsern Freund. Da sind wir alle drei gestorben. Der Pitter, der Peter, der Pierre und ich. Da lagen wir verstorben im Wald. Da lagen wir unter die Büsche verstreut. Da lagen wir brüderlich verstreut im Wald.

Bis zum Abend. Da mußte ich auferstehen.

Nun spiele ich immer »auferstehen.« Aber ich muß es heimlich tun. Die Brüder sind nicht da. Ich bin allein. Und die Mariandjei hat mich angebunden.

Als ich kam, gab man mir ein Feiertagskleid und alle Türen gingen auf und zu. Aber in letzter Zeit sind viele verschlossen. Es gefällt mir hier nicht mehr.

Auch den Kaiser mag ich nicht mehr leiden.

* * *

Als ich ein Kind war, schlug man mich. Einst hatte ich eine Raupe gefangen, eine große Raupe, auf einem Blatt. Da bliesen die Soldaten vor dem Tor, bunte Husaren ritten ins Manöver.

Hei! wie ich, Knabe, da fröhlich lief! Wie ich da lief! Und im Laufen zertrat ich die Raupe, zertrat auf dem Kies ihren Schlangenleib.

O, wie zerkrampfte sich da mein Fuß im Schuh! O, wie zerkrampfte sich da mein Herz! Als ich da ausglitt auf ihrem schlüpfrigen Leib, als da der Kies unter meiner Sohle knirschte.

Da warf ich mich in den Wald. Da verging ich im Wald. Da vergrub ich mich unter den Büschen im Wald. Da machte ich keine Schularbeiten mehr — und wurde geschlagen, weil ich die Raupe nicht und nicht die Henkerstelle sehen wollte.

* * *

Eigentlich wäre nun dies der Anfang. Ja eigentlich wäre nun dies der Anfang meiner Geschichte. Aber wie soll ich Euch das erklären?

Haben Sie noch nie eine Raupe oder eine Schnecke zertreten? Ein Mäuslein vielleicht? Vielleicht eine kleine Mause-Mutter mit fünf, sechs kleinen Mäuslein im Bauch?

* * *

Die Mariandjei sieht nicht gern, daß ich schreibe. Ich sollte ihr lieber ein Bildlein malen.

Da habe ich ihr ein Bildlein gemacht. Den Wald habe ich ihr gemacht, unsern Sterbewald. Mit einem schönen Rosenstrauch. Da liegen der Peter und der Pierre, da liegen wir alle drei, wie wir verstarben, wie wir uns da so im Walde verstreuten unter dem Rosenstrauch so dahingestreut. Und da komme ich nun gegangen. Immer komme ich so durch die Nacht zu uns gegangen, wie

wir da liegen und uns beweinen und uns fein brüderlich befreunden. So zwischen den Bäumen durch den Wald komme ich da mit Trost gegangen.

O so freudig in meiner Trauer komme ich da durch den Wald heran. Lautere Freude um die zerwehte Stirne. Und die Sterne immer vor mir her!. Wie ein Gleichnis komme ich daher. Tag und Nacht bin ich da der Gleiche.

So hab ich ihr das Bildlein gemalt und habe es ihr im Schlafe gewidmet. Mit einem Vers. Den habe ich selbst gemacht.

DAMIT SIE KEIN VERGNÜGEN DARAN HAT.

Tag und Nacht gleiche
Nachtbleiche, Blindschleiche!

Ich mag auch die Mariandjei nicht mehr leiden.

Ich will lieber in unsern Sterbewald! Da warten auf mich, daß ich komme, die lieben Brüder. Ich habe sie so lieb gehabt. Ich habe sie so von Herzen lieb.

* * *

Ich habe mich wieder verleiten lassen.

Ach die Verwirrung ist so groß! Ach wie das Dunkel wächst! Und die Mauern auf allen Seiten!

Man hat mir Stangen vor mein Fenster gegeben. Da soll ich meinen Verstand dran ordnen.

Aber die Ordnung schneidet so hart in die Seele.

Ich verzage. Ich glaube verzagen zu müssen. Hilft mir denn niemand? Ich bitte darum.

Ach fände sich doch einer, der mir hilft! Ich glaube, ich kenne die Welt nicht mehr. Und soll sie doch aufbauen, ganz allein. Aber wenn niemand mir helfen will, so mag ich nicht länger der liebe Gott sein!

Ein einziges Wörtlein fällt mir noch ein:

Ich bin n i c h t gegangen — und bin doch schuldig. Ich habe n i c h t getötet und bin doch schuldig.

Vielleicht ist es das? Vielleicht sind wir deshalb hier

versammelt? Weil wir es **nicht** getan haben. Weil es die andern lieben Brüder, dieweil wir unschuldig blieben, tun mußten.

Unschuldig! Das ist wohl meine Schuld?

Ach wie bitter brennt doch die Ordnung! Sichelt so grausam durch die Seele!

Aber Ordnung muß sein, sagt die Mariandjei. Sonst werde ich nie meine Prüfung bestehen.

* * *

Nun aber zu Tanz und Musik zurück!
Vielleicht gelingt uns noch einmal ein Blick!
Einen Blick zu tun in die erwünschte Nacht!
Die uns zu Kindern Gottes macht.

(Später aber!)

Es traten einige Damen bei mir ein. Ich habe sie nach Kräften unterhalten. Es hieß, meine Mutter wäre darunter. Ich habe sie nach Kräften unterhalten. Um Verzeihung gebeten für langweiligen Brief. Kurzweilig gesprochen. (Siehe Goethe!)

Möchte mich zurückziehen, wie Sie sehen. Habe keine Zeit. Bin müde.

* * *

Ich habe vielleicht Ihre werte Geduld ein wenig auf die Probe gestellt. Machen Sie sich nichts daraus, meine Damen! Ich mache mir auch nichts daraus, wie Sie sehen. Ich befinde mich hier sehr wohl. Das Zimmer scheint allerdings ein wenig nüchtern. Es scheint allerdings allerlei abhanden gekommen. Bitte immerhin, Platz zu nehmen!

Wo waren wir doch gleich stehen geblieben? ich glaube, die Nacht war angebrochen?

Ach ja, wir wollten uns zurückziehen! Schuldlos wollte ich mich zurückziehen. Dies Zimmer mit meinem Bett vertauschen. Ich erinnere mich, ja ich erinnere mich.

Herr Tot und lebendig
Literat
Gr. Hurenstraße 12.

Mein kleines Sofa wartet, mein seidenes Sofa. Bitte nur, Platz zu nehmen, meine Damen! So legen Sie doch den Hut ab! Verdammt! Legen Sie ab, was Sie sonst noch haben!

Machen Sie sich nur keine Gedanken! Beunruhigen Sie sich nicht um andere Leute!

Sieh da, sieh da noch immer der alte Bettler. Noch immer geht er vorüber mit seinen Tieren. Und die Fenster schließen nicht mehr ganz dicht. Man hört das Gewimmer. Schade! Man hört das Gewimmer.

Aber deswegen keine Beängstigung bitte! Es ist ja nicht unsere Schuld. Wir haben keine. Wir werden uns fleißig die Hände waschen. Mit Geld und guten Worten und so weiter. Wir nehmen uns einen Stellvertreter. Das ist mein neuester Trick. Eine alte Sache.

Jeder schickt eben den andern. Den lieben Nächsten, den nächsten besten, den Allernächsten. Je näher, je besser! Je lieber, je besser! Damit man auch was zu weinen hat. Den Bruder vielleicht? Oder sonst irgend einen. Und haben wir keinen, so machen wir einen. Die Welt darf nicht zu Grunde gehen! Ich werde Ihnen ein Kind machen, wenn Sie erlauben. Einen Sohn werden wir uns machen, einen kleinen Bruder. Der liebe kleine Bruder mag für uns gehen! Den lieben kleinen Bruder werden wir schicken. Der soll für uns den Peter erschlagen. Der mag sich das Blut von den Händen pissen!

So kommen Sie nur auf mein zartes Sofa! Da lassen wir flink den Vorhang herunter und spielen fleißig Papa und Mama. Das Brüderlein mag die Schuld auf sich nehmen.

Das steht vor seinem Hauptmann und sagt: »Jawoll!« Ei, da wird es umhergeschwenkt! Ei, da fliegen die Befehle! Da regnet es Strafen. Da hagelt es Strafen.

Wir aber ziehen uns leise zurück. Wir ruhen so süß an unserer Brust. Komm doch mein Täubchen! Laß länger mich nicht warten! Komm nur, du liebenswerte Sau, der Kaiser braucht Soldaten!

* * *

Die Mariandjei ist auch nicht mehr da. Man hat mir alles fortgenommen. Nur noch die Stäbe sind da. Die Ordnungsstangen. Mich in Ordnung zu halten, damit ich nicht falle. Damit ich nicht in Versuchung falle.

Wenn ich nur einmal noch aufgeklärt würde! Ein wenig auferleuchtet, ein wenig erhellt!

Ich muß noch etwas vergessen haben. Es war gewiß eine wichtige Sache. Etwas zu sagen oder etwas zu tun. Ich fürchte, es blieb noch etwas zu tun.

»Lieber Gott!« So fing es an. Aber wie mag es weiter gehen?

»Lieber Gott! Mache mich fromm! Komm Karline, komm!«

Ich habe solche Angst, ich könnte sterben.

Ich wollte erzählen, wie ich schuldig war. Ich wollte erzählen wie ich unschuldig war. Aber das wichtigste habe ich vergessen. Ich wußte noch etwas. Das war so wichtig! Kann es von Euch mir denn nicht einer sagen?

Ich bitte doch so herzlich darum.

Was war es doch nur?

Was mag es doch nur gewesen sein?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach A.-G., Bielefeld

DAS FORUM

3. Jahr | Juliheft 1919 | Heft 10

(Abgeschlossen am 20. Juni 1919)

AUCH EURE UHR IST ABGELAUFEN!

(EINE REDE, DIE IN VERSAILLES NICHT GEHALTEN WURDE)

VON WILHELM HERZOG

Meine Herren!

Ich komme hierher nicht als Delegierter irgendeiner Nation, obschon ich Deutscher bin und das deutsche Volk mich beauftragt hat, seine Interessen, die mit denen der ganzen Menschheit übereinstimmen, zu vertreten.

Es soll hier viel von Schuld und Sühne gesprochen werden. Ich gedenke, mich an dieser Diskussion nicht zu beteiligen. Weder meine Vernunft, noch die des deutschen Volkes, das sich von seinen einstigen Machthabern befreit hat, noch die Menschheit, die wir hier alle zu vertreten haben, ließe eine solche Diskussion zu. Sie widerspräche dem Richterspruch, den — nach dem Siege der Weltrevolution — die Weltgeschichte einst fällen wird.

Denn: schuldig sind wir alle. Nicht in dem hinterhältigen, banalen und widerlich selbstgerechten Sinne, mit dem jetzt die Hauptschuldigen, jene deutschen Militärs, Panzerplattenfabrikanten und kaiserlichen Sozialisten, diesen Satz behaupten, um dadurch für sich, da sie weiter zu regieren gedenken, eine milderes Urteil in Anspruch nehmen zu können,

Schuldig vielmehr ist das alte, längst morsche System, jene bürgerliche Weltordnung, jene durch Geldvergöttung und

Gewaltanbetung erzeugte Anarchie, die in dem Weltkrieg schließlich münden mußte. Schuldig sind die Repräsentanten aller Staaten. Denn sie haben keine Vorbeugungsmaßregeln getroffen, um ein fünfjähriges Massenmorden zu verhindern.

Alle diese glänzenden Repräsentanten beriefen sich auf Kultur, Zivilisation, Menschlichkeit, auf Wissenschaft und Kunst. Und als der Krieg kam, stellten sie diese kriegsfeindlichen Mächte alle in den Dienst des Krieges. Sie ließen mißhandeln, vergiften, morden. Sie ließen ihre Völker belügen, berauschen, verrohen — alles zu Gunsten »ihres« Vaterlandes. Millionen blühender Menschen wurden seelisch und körperlich verwundet, zerfetzt, geschlachtet. Alles zu Gunsten des Vaterlandes, dem man gerade anzugehören verflucht war. Sie traten alle Kultur, Zivilisation, Menschlichkeit, Wissenschaft und Kunst mit Füßen, wenn ein wahrhaft Kultivierter, ein wahrhafter Mensch, ein wahrhafter Künstler ihnen in ihrem Götzendienste entgegenzutreten wagte. Sie ließen die Preßmeute auf ihn los, verleumdeten ihn, knebelten ihn, kerkerten ihn ein oder ließen ihn töten. Denn der vom Kapital und Militär errichtete Moloch, den sie Vaterland zu nennen pflegen, verlangte auch diese Opfer. Und diese großen Staatsmänner taten das alles, obwohl sie die Wahrheit des Wortes von Karl Marx kannten, sie wußten, daß die Arbeiter kein Vaterland haben. Sie waren klug und gebildet genug, um zu wissen, daß diese alten Vaterländer in Wirklichkeit vor allem Aktiengesellschaften waren, an deren Erfolg, Aufstieg, Rentabilität eine ganz kleine Schicht von Machthabern interessiert war, die den Aufsichtsrat und seine Sippschaft bildeten.

Diese dem Untergang geweihte Welt wurde aber noch einmal gehalten, die Anarchie wurde noch einmal »organisiert« — am 4. August 1914 —: durch — Sozialisten.

Künder der höchsten Menschheitsidee, der gerechten Gemeinschaft alles dessen, was Manschenantlitz trägt, unterstützten ,dieses Werk der Hölle, diese Politik der »Vaterländer«, diese Diplomatie der Kapital- und Militär-Anarchisten, förderten die Geldmittelbeschaffung für fast fünfjähriges Morden, jubelten über Siege, die jene verkündeten und merkten nicht, daß es Selbstmorde waren.

Aber diese Kurzsichtigen ahnen es noch heute kaum, daß auch sie nur kleine Exponenten jener Weltbewegung waren, die 1914 sichtbar begann, deren grausigen ersten Akt wir hinter uns haben, und in dessen zweiten wir uns jetzt befinden. Sie merkten nicht, und wollen es auch heute noch nicht wissen, daß der Krieg die Weltrevolution bereits war, daß er ihre mörderische Ouverture wurde, und daß dieser Sintflut, die fast fünf Jahre währte, nicht sogleich ein paradiesisches Dasein folgen kann.

Denn mit der Entthronung des Zaren, Wilhelms v. Hohenzollern und ihrer ach wie überflüssigen Kollegen von Gottes Gnaden hatte sich wahrlich innerhalb des Weltgebäudes, das der Schwamm zerfrißt, noch verflucht wenig geändert. Solange der Wust an Gesetzen, Verordnungen, Besitzrechten, Privilegien aller Art nicht abgetragen ist, solange kann an einen Neuaufbau, an die planmäßige Gestaltung einer neuen und gerechteren Weltordnung nicht gedacht werden.

Der Friedensvertrag der Entente ist das hohe Lied auf die Herrlichkeiten der alten kapitalistischen Welt. Wir, die wir diese Welt, ihr System, ihre Anarchie, ihre Ziele, ihren Geist ablehnen, haben für ihre Herrlichkeiten d. h. für die Eroberung fremder Güter, für die Ausbeutung anderer, für Annexionen und Kontri-

butionen kaum ein Lächeln übrig. Das sind Waffen aus einem alten verstaubten Arsenal.

Wir widersprechen und protestieren nicht etwa gegen derartige Bestimmungen, die der Sieger dem Besiegten nach Belieben auferlegen kann, wir fordern und heischen kein Mitleid; wir stellen nur fest, daß wir diese Sprache nicht mehr verstehen, nicht mehr verstehen wollen.

Mag ein alter kluger Greis, dessen in Bismärckischer Brutalität anno 1871 wurzelnder Preußenhaß ihn ehrt, diese Bedingungen in der Sprache Voltaires meisterlich (aber antiquiert der Gesinnung nach) vortragen, mag ein aufrechter Demokrat, der einst die bête noire der großbritannischen Bourgeoisie war, als er volkswirtschaftliche Gesetze von größter Tragweite schuf, sie aus kommerziellen Gründen für notwendig halten, oder mag gar jener große Ideologe und Realpolitiker, der eine Hoffnung aller Menschheitsfreunde in den ersten Kriegsjahren wurde, als ach wie unfreier Amerikaner nicht anders können und diese letzten Ausgeburten des Weltwahnsinns bejahen, so erweist auch er sich zum schlechten Ende als traurigen Exponenten eines elenden Zeitalters, das selbst aufrechte Geistesmenschen zermürbt, überwältigt, erniedrigt, wenn sie nicht rücksichtslos allein der Idee, die in ihnen lebt, gehorchen, wenn sie sich mit geist- und sittenfeindlichen Mächten, mit dem Kapital, mit dem Militär und mit allen alten Gewalten verbrüdern. Die Lüge der kapitalistischen Anarchie macht sie unehrlich und zweideutig. Ihr eigenes System erschlägt ihren Idealismus.

Aber auch sie sind nur eine Etappe auf dem siegreichen Marsche der Weltrevolution. Diese Festungen werden genommen werden. Ihre Stärke, ihre Bewaffnung, ihr Reichtum an Mitteln aller Art ist unverkennbar. Und dennoch: auch sie werden überrannt werden. Wir unter-

schätzen sie nicht. Sie haben zu ihrer Verteidigung nicht nur die tüchtigsten Ingenieure, die mächtigsten und gebildetsten Industriekapitäne, die verlogensten Journalisten und die zu jeder Beweisführung bereiten Gelehrten und Statistiker zur Verfügung, sondern das große Heer der Unaufgeklärten ist auf ihrer Seite. Geführt von Zynikern, Machtanbetern, Traditionsgläubigen oder Abenteurern. Sie alle kämpfen für die Erhaltung der bestehenden »Ruhe und Ordnung«. Welche Scheinheiligkeit bei so viel Geschäftssinn! Hatten wir, als sie herrschten, fünf Jahre lang Ruhe und Ordnung? Wer hat die arme Menschheit in diese Unordnung, in diese Unruhen, in dieses Massen-Blutbad gestürzt? Wer? Die Revolutionäre Rußlands und Deutschlands? Lenin, Trotzki, Liebknecht und Eisner? Oder vielmehr der Zar, Wilhelm II und ihre Generäle? Die Rennenkampf, Ludendorff, Liebert, Keim? Wir klagen aber selbst nicht einmal diese Personen an; sondern das System, in dem sie wirken konnten, in dem man sie wirken ließ. Wir alle ließen es zu. Das System der kapitalistischen Gesellschaftsordnung mußte bankrottieren. Seine Todesglocke läutete, als dieser Krieg begann. Und jetzt wollen die Träger dieses Systems ihren Fall vertuschen, beschönigen, entschuldigen, rechtfertigen, um wieder hochzukommen, um nochmals ihre dunklen und korrupten Geschäfte zu machen. Die »Sieger« wollen ihren Völkern einreden, sie hätten durch den Krieg gewonnen. Damit man sie weiter wirtschaften lasse.

Es wird ihnen nicht mehr gelingen. So wenig wie im gegenrevolutionären Deutschland. Sie haben ausgespielt: alle die Bankpräsidenten; die mit der Schwerindustrie und dem Militär versippten National- oder Sozialdemokraten; jene Parteiführer und Parlamentarier des Crédit Lyonnais, der Deutschen, Dresdner, Darmstädter, der Londoner oder New-Yorker Börse.

Sie werden sich mit allen ihnen reichlich zur Verfügung stehenden Gewalten dagegen stemmen. Aber es hilft nichts. Will die Welt gesunden, so muß sie sich zuerst aller dieser Mächte entledigen. Diese Repräsentanten müssen abtreten. Je schneller und einsichtiger sie es tun, um so friedlicher und reibungsloser wird sich der Übergang vollziehen.

II.

Die Massen aller Länder beginnen zu erkennen: Diese Repräsentanten sind es gewesen, die durch ihre Politik der Machtanbetung, der Menschenfeindschaft, der rücksichtslosen Menschenausbeutung die Weltkatastrophe entzündet haben. Wer anders hat, so fragen sie anklägerisch, die zum Guten wie zum Bösen zu leitende Menscheit verroht, vertiert, verdreckt? Wer zwang sie durch die Schleppenträger des Kapitals — durch die Professoren, Plakatkünstler, Dichter, Pressehuren — an verlogene Ideale zu glauben? Wer impfte uns armen verhetzten und irregeführten Menschen ein, daß wir Helden wären, wenn wir mordeten? Wer dekorierte uns? — Die Repräsentanten dieser alten Welt, antworten sie sich selbst, einer Welt, die untergehen wird, untergehen muß, wollen wir und unsere Kinder zu neuem Leben, zu neuem Aufbau, zur Durchgeistigung, zur Veredelung der Menschheit je gelangen.

Und diese selben Repräsentanten wollen jetzt den Frieden machen? Den Weltfrieden? — Ein Deutscher und zugleich ein Europäer, Friedrich Nietzsche, kein Sozialist und dennoch einer der kühnsten Weltrevolutionäre, würde rufen: »Ein Gelächter und eine Scham«.

Es konnte nicht anders sein. Auch die hervorragendsten Geister der westlichen Welt, einer scheinheiligen Weltdemokratie, mußten sich in den Netzen der raffinierten

alten Weltordnung fangen. Und sie, die gefesselten Sklaven von Versailles, halten sich wohl gar in ihrer augenblicklichen Allmacht für die Weltbeherrscher. So wie sich der Zar und Wilhelm von Amerongen einst Selbstherrscher wähnten, während sie nur gefährliche Marionetten am Drahte eines höchst komplizierten Jahrhunderte alten Systems waren, das an der Aufrechterhaltung der kapitalistisch-militaristischen Anarchie interessiert war.

Die großen Staatsmänner Frankreichs, Großbritanniens, Amerikas erwiesen sich von Tag zu Tag deutlicher als die etwas klügeren, gebildeteren, aber im Grunde genau so kurzsichtigen, so verbohrten, so antiquierten Exponenten desselben Systems, das mit Notwendigkeit alle diese vorsintflutlichen Forderungen stellen muß, daß ihrem Geist, ihrer Vernunft, ihrer Menschlichkeit garnicht erlaubt, sich zu betätigen. Sie gäben es selber zu, wenn man von Mensch zu Mensch mit ihnen spräche. Darum lassen sie das garnicht zu, darum verschanzen sie sich, um ihre kleinen, ihnen ach wie groß scheinenden bürgerlich-kapitalistischen Positionen zu retten. Es hilft ihnen nichts. Sie spüren es. Und dennoch dieser Verzweiflungskampf einer alten mächtigen Welt gegen die Kämpfer der neuen Welt, die ihnen mit Recht unheimlich vorkommen. Weil sie endlich ernst machen, weil sie aufräumen wollen mit dem Wust an staatlichen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen Vorurteilen, weil sie an Stelle des schillernden Geistes die Tat, die Verwirklichung setzen, weil sie keine Literatur, sondern das Leben neuschaffen, weil sie allen Aposteln und Schwärmern für Menschlichkeit, Demokratie, Antimilitarismus mißtrauen, weil sie statt der Luftschlösser, Phrasen und abkratzbaren Ornamente, die der Kapitalismus seinen »geistigen« Repräsentanten gerne erlaubt, endlich selbst diese verlogene Welt

stürzen, auf Grund der selbstverständlichsten menschlichen Forderungen neubauen und eine gerechtere, wahrhaft demokratische und sozialistische Welt-Ordnung herstellen wollen.

Deshalb tretet endlich ab, ehrenwerte Heldenväter des Pariser Trianon-Theaters. Mögen Sie, Bürger Clémenceau, Ihren Triumph — Ihren persönlichen und den Ihres heroischen und über alles liebenswerten Volkes — mit Recht auskosten wollen. Aber sehen Sie denn nicht, Sie, Geistiger, Schüler Voltaires, Gallier und Republikaner von Geburt, Verstand und Liebe, sehen Sie denn nicht, Sie Psychologe und Kenner der Geschichte, die unaufhaltsame Bewegung, die nicht eindämmbare Flut? Können Sie, der leidenschaftliche Anwalt des Rechts, der einstige Demokrat nicht erkennen, wo das Recht heute steht: bei den Klassen, die Sie als klügsten Repräsentanten fungieren lassen, deren Interessen Sie mit der Leidenschaftlichkeit Ihres Geistes und mit dem Reichtum Ihrer Kenntnisse wahrnehmen, oder bei den vorwärtsdrängenden Arbeitermassen, denen keine Macht der Welt mehr ihren Anspruch auf Gleichberechtigung, auf Daseinssicherung, auf Lebensarbeit und auf ein wenig Lebensfreude wird verneinen können. Es nützen keine Maschinengewehre mehr. Die Massen Ihrer und unserer Poilus haben sie im Kriege nicht gescheut. Sie werden sie jetzt nicht fürchten, wo es nicht mehr um die gloire de la patrie oder um Kaiser und Reich, sondern endlich, endlich, endlich um ihre eigenen Rechte geht.

Also, Clémenceau, Wortführer des Rechts und der großen liberalen Ideen, und Sie, Lloyd George, tapferer Fechter gegen die egoistische Bourgeoisie, und Sie, Wilson, Apostel der Gerechtigkeit, — Sie alle haben große Verdienste einst gehabt, als Sie für Ihre Ideale kämpften. Aber längst

sind Sie überholt. Die Flut steigt. Prüfen Sie sich, ob Sie das Weltschiff, das Sie zu leiten glauben, jetzt noch als Kapitäne führen können: mit den alten Mitteln, nach den alten Plänen, auf Grund Ihrer alten, längst nicht mehr gültigen, Sie deshalb irreführenden Karten, die das kapitalistisch-militaristische System Ihnen zu seiner Sicherung noch immer liefert. Es hieße zu viel verlangen, forderte man von Ihnen, Sie sollten jetzt noch umlernen. Das können Sie nicht.

Dann aber dürften Sie, da Sie Ihr Land lieb haben, nicht warten, wie es die kaiserlichen Herrscher Rußlands und Deutschlands taten, bis ihre Völker meutern, sondern Sie müßten — weiser, vorausschauender und menschlicher — die Führung jüngeren, unverbrauchteren, weniger zynischen und zukunftsgläubigeren Männern überlassen, die das Vertrauen der arbeitenden Massen haben und denen auch die übrige Weltmannschaft vertraut.

Noch könnte der Kampf aller gegen alle verhindert werden, wenn Sie, die augenblicklich die Macht der Welt in Händen halten, aus der Geschichte lernten, wenn Sie, Vernunftanbeter, es nicht so trieben, wie kurz vorher jene Gottesgnadenkaiser, jene jämmerliche Schwächlinge, denen die dumme Menschheit so viel Macht ließ, daß sie Millionen Unschuldiger in Tod, Elend oder Siechtum führen konnten.

Aber auch Sie werden aus der Geschichte nicht lernen. Sie klammern sich genau wie jene an ihre Macht, (d. h. an Ihre Kanonen, Generäle, Offiziere und an Ihre Armeen), solange Sie ihrer sicher zu sein glauben. Sie können nicht verzichten, Gewaltmittel nicht freiwillig opfern zu Gunsten des Geistes, der Vernunft, der Gerechtigkeit. Sie sind Skeptiker geworden gegenüber der

Weltvernunft, für die Sie einst so vortreffliche Worte fanden. Sie sind jener Geste, die die Welt retten könnte, nicht fähig. Jener Geste, die Ihrer Ideologie von gestern die Tat von heute ankettete. Und darum werden Sie morgen Platz machen müssen denen, die Ihre Ideale erfüllen, indem sie Geist und Tat eins werden lassen und den Willen der Arbeitermassen vollstrecken dürfen.

Sie stemmen sich gegen die Entwicklung. Aber Mächtigere als Sie wurden gestürzt. Erinnern Sie sich ihrer Herkunft. Sie haben es nicht so schwer, wie jene einst gewaltigen Gottesgnadenpopanze, menschlich zu denken und zu fühlen. Clémenceau, Arzt und Publizist, Lloyd George, Schulmeisterssohn und Anwalt, Wilson, unbegüterter Universitätsprofessor, denken Sie an Ihre früheren Jahre hingebungsvoller Arbeit. Wofür arbeiteten Sie? Für das Wohl Ihres Volkes und der Welt, ja für die Besserung der Menschheit, die Sie erlösen wollten aus den Fesseln der Vorurteile, der Knechtschaft, der Ausbeutung, der durch Kirche und Staat konservierten Untertänigkeit und Dummheit. Sie wollten erhellen, vergeistigen, veredeln, vermenschlichen. Und was treiben Sie jetzt?

Sie alle verleugnen ihre erstaunlichen Gaben, Sie erniedrigen sich, wenn Sie behaupten, für das, was in Rußland, in Ungarn, in Deutschland aufging, nur das gleiche bornierte und inferiore Verständnis übrig zu haben wie unsere kaiserlichen Sozialdemokraten. Sie, die viel radikaler, klüger, weitsichtiger, intellektueller, gerechter denken gelernt haben als diese nüchternen und durch die Berührung mit der materiellen Macht erkrankten Kleinbürger. Sie wollen die Ideen der Revolution nicht anerkennen? Sie wollen sie verleugnen? Sie glauben, sie wird vor Ihren Grenzpfählen Halt machen?

Dann, unwürdige Nachfahren der großen Encyklopädisten, Bürger von Paris, London und New-York, dann tretet schnellstens ab, wenn Ihr wirklich die Weltstimme, die Posaune der Weltrevolution in Euren Palästen nicht hört, lasset von Euren tüchtigen, klugen und eifrigen Beamten keine Paragraphen mehr ausarbeiten, sondern bewahret die Welt, vor allem Eure eignen Länder vor katastrophalen Auseinandersetzungen, blutigen Kämpfen, Bürgerkrieg, Anarchie und Zerstörung, lasset noch heute für Eure Völker andere Mandatare sprechen.

Beweisen Sie ein einziges Mal der Geschichte das noch nicht Dagewesene, daß der Geistesmensch (also nicht der Diplomat) Notwendigkeiten, unabweisliche Notwendigkeiten erkennt und obwohl er ihnen widerspricht, sie für ein Unglück hält, gewähren läßt, um der Welt und Millionen, seinen eignen Volksgenossen neues Elend, neuen Krieg, neues Morden, Jammer und Ängste und Qualen fernzuhalten.

Ständen an Ihren Posten Männer wie Longuet, Cachin, Mistral, Loriot, Mac Donald, Snowden, Upton Sinclair — und sie oder Verwandte ihres Geistes werden bald dort stehen — so ist Verständigung, Vereinigung, Verbrüderung logische Folge unserer Ideen, Absichten, Ziele.

Dieser von Ihnen und Ihren Mitarbeitern sorgfältigst ausgearbeitete sogenannte Friedensvertrag hat nur eine Entschuldigung. Er bekämpft, er straft, er knebelt das verbrecherische Deutschland von 1914—1918. Sie mißtrauen dem neuen Geist, ja sie behaupten mit Recht, ihn in dem Regime der Ebert und Noske nicht erkennen zu können. Sie sprechen vom alten Deutschland »unter der revolutionären Maske«. Sie sehen die alten Generäle am Werk. Und da Sie sich nach einem ebenso alten wie widersinnigen Brauch

der Diplomatie in die inneren Angelegenheiten eines Volkes nicht mischen dürfen, so mißtrauen Sie weiter und wollen sich sichern. Ihr Kriegsspiel war: Zerstörung des preußischen Militarismus. Sie haben viel erreicht. Dieses ist Ihnen nicht gelungen. Der preußische Militarimus lebt, eingeklemmt zwar, aber viel bedrohlicher, frecher, brutaler, besinnungsloser als je zuvor, unter dem Schutze sozialistischer Minister. Er hat die besten, geistigsten, edelsten und kühnsten Köpfe Deutschlands bereits erschlagen. Buchstäblich erschlagen. Und während sich die Welt vor zwanzig Jahren über das Schicksal eines unbedeutenden Artilleriehauptmanns, namens Dreyfuß, monatelang erregte, verhallt heute jeder Appell an die Menschheit, jeder Ruf, der Rechenschaft für die Morde an den Helden der Revolution fordert.

Weil der fünfjährige Weltwahnsinn alle Gefühle der Solidarität verschüttet hat. Weil die Herren dieser Welt um das Saarbecken, um Danzig, um die Milchkühe, um 100 oder 200 Milliarden, die Sie doch nie bekommen werden, streiten müssen, aber unersetzbare, unwiderbringliche Werte der höchsten Geistigkeit, des edelsten Menschentums, der Beglückung für alle zerstampfen lassen. Menschen, Kämpfer, Pioniere des Geistes und der Gerechtigkeit. So fielen: Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring (auch er), Kurt Eisner, Leo Jogisches, Gustav Landauer, Eugen Leviné.

Auch Sie haben einige von diesen großen Kündern eines neuen Geistes, eines neuen Glaubens gekannt. Der deutsche Militarismus, der von Ihnen zerstört sein sollte, hat sie mißhandelt, »auf der Flucht erschossen«, mit Kolben erschlagen, ermordet und zertreten oder — nach Richterspruch — an die Wand gestellt und mit Flintenkugeln durchbohren lassen wie Ihre Miß Cavell, um die Sie trauern.

Wir haben unsern Abscheu vor den Taten der wilhelminischen Offiziere während des Krieges nicht unterdrückt. Man hat uns deshalb verboten, verfehmt oder eingekerkert. Ihr Urteil über die wilhelminischen Sozialisten ist uns bekannt. Aber Sie ziehen keine Konsequenzen. Niemand von Ihnen hätte mit Wilhelm II. oder seinen kommandierenden Generälen verhandelt. Aber mit seinen sozialdemokratischen Handlangern verhandeln Sie. Aus politischer und kapitalistischer Kurzsichtigkeit. Sie erscheinen Ihnen als die relativ sichersten Garanten, selbst wenn — ihre Hand bei der Unterschrift verdorren sollte.

Dieser verhängnisvolle Irrtum wird sich rächen. Sie stecken viel zu sehr in veralteten Methoden Ihrer Politik, um den Sprung zur Anerkennung des Rechts der absoluten Ideen wagen zu können. Deshalb die auch für Sie unwürdige Auseinandersetzung mit den Repräsentanten des alten deutschen Regimes. Aber mit Eisner zögerten Sie, Clémenceau, zu verhandeln, weil Sie gebunden sind an tausend Vorurteile, staatliche und kapitalistische Forderungen, weil Sie für das Neue, Zukünftige kein Organ haben können. Zu spät sahen Sie Ihren Irrtum. Erst am Tage der Ermordung Kurt Eisners wollten Sie Verhandlungen mit ihm aufnehmen.

Und diese beiden Wörtchen »Trop tard« stehen über allem, was seit Beginn der Weltrevolution — im August 1914 — an Tragischem geschah.

So werden auch Sie, Wilson, Lloyd George, Clémenceau, besiegt und überwunden werden müssen. Statt Künder einer neuen Zeit, ihre Wortführer und ihre Bannerträger zu sein, haben Sie sich den alten Mächten vermählt.

»Wer vom Papst ißt, der stirbt.« Sie haben alle viel zu lange schon von diesem Papst, der jetzt Kapitalismus

heißt, sich genährt: er ist es, der Sie in Wirklichkeit beherrscht: alle Ihre Gedankengänge, Bedingungen, Verträge. Stürzt er, dann stürzen auch Sie. Seine Götterdämmerung ist nah.

Und das Licht, das im Osten aufging, wird auch Ihre Länder erleuchten. Sie werden es mit all Ihren Machtmitteln nicht hindern können. Je weniger Widerstand Sie der Weltrevolution entgegenstellen werden, um so unblutiger, um so schneller wird sie sich vollziehen. Und die erwachte Menschheit wird Ihr mit den ältesten Requisiten inszeniertes Trianon-Theaterstück als eine schlechtgemachte alte Posse belächeln: in dem Augenblick, wo die Weltrevolution gesiegt und den wahren Weltfrieden erobert haben wird.

ZUR BEURTEILUNG DES BOLSCHEWISMUS
VON FRIEDRICH WILHELM FOERSTER

Friedrich Wilhelm Foerster, den Eisner noch zum Gesandten des freien Volksstaates Bayern in Bern ernannte, schickte mir den folgenden Aufsatz für die »Republik«.

Dank der Preßfreiheit jedoch, der wir uns seit dem 9. November 1918 im sozialistischen Deutschland erfreuen, ist das Erscheinen der »Republik« mehrfach für kürzere und längere Zeit unterbrochen worden. Im Einverständnis mit Foerster bringe ich deshalb den Aufsatz zunächst im Forum.

Hier hat sich dieser mutige Professor schon im ersten Kriegsjahre von fast allen seinen berühmten Kollegen abgesondert und gegen die von der Kriegsphrase Berauschten, gegen die Sombarts und Chamberlains, mit klugen und menschlichen Worten gewandt. Hier standen — bereits im März 1915 (I, 12) — Sätze aus einem Vortrag, den er, der giftig verleumdete und roh beschimpfte Ordinarius für

Pädagogik an der Münchener Universität, vor jungen Menschen, Lehrern und Lehrerinnen gehalten hatte. Im Kriegswahnsinn wohltuende und kühne Worte wie diese: »Die Söhne und Brüder, die ihr Blut draußen vergießen, haben ein Recht darauf, in der Gewißheit zu sterben, *daß ihr Tod nicht neue Geldsäcke füllen hilft, sondern gute Geister erweckt.* Einsetzen müssen sich alle für einen sozialen Frieden zwischen den Klassen. Arbeite besonders jeder an der Einigkeit mit der Arbeiterklasse, die unsere Industrie trägt. Machen wir all das Unrecht wieder gut, das wir in der Vergangenheit der Arbeiterschaft angetan haben. *Oft habe ich gedacht, wenn ich unsere Arbeiter ihr einziges Gut — ihr Leben — hingeben sah: verdient haben wir das nicht, aber wir wollen es uns noch verdienen.* An Euch, Ihr Tausende von Jugendlichen, wende ich mich: Haltet brüderliche Kameradschaft mit der Arbeiterjugend, haltet Freundschaft mit ihr für das ganze Leben! . . . . Und weiter: *Meidet jede Gesellschaft, jeden Verein, jede Gemeinschaft, in der man einen Sozialdemokraten oder seinen Sohn mißachten wollte.* Ihr, die Ihr einmal verantwortliche Stellungen einnehmen werdet, achtet die Arbeiter, ihre Führer und Beamten . . . *Verschließt ihnen nicht den Mund, auch wenn sie hart reden, auch wenn sie streiken.* Kämpfen aber wollen wir von jetzt an gegen die Maulhelden, gegen den blöden Pauschalhaß gegenüber ganzen Völkern. Hüten wir uns vor Siegesübermut, legen wir ab das protzige Selbstgefühl, als wenn nur wir Deutschen etwas Gutes und Heiliges in die Welt setzten und nichts von ihr empfingen! *Eintreten aber wollen wir alle für gemeinsame soziale Arbeit, für gemein-*

same Kulturarbeit aller Nationen nach dem Krieg und für Verhältnisse, die einen späteren Krieg unmöglich machen.«

Das waren — Anfang 1915! — mutige Worte eines unabhängigen Geistes, eines von höchsten Idealen geleiteten Erziehers, der sich nicht scheute, dem allgemeinen Irresein, den Gefühlen des Hasses seine Vernunft, seine Menschenliebe entgegenzusetzen.

Aber heute genügt das nicht mehr. Heute muß aus Bekenntnis Tat, aus Geist Wirklichkeit werden. Bürgerlichen Idealismus in allen Ehren. Ungerecht wäre es zu verkennen, daß während des Krieges einige bürgerliche Idealisten mehr Mut, Ehrlichkeit, Rechtsgefühl bewiesen haben als die gesamte Scheidemännische Sozialdemokratie. Pazifisten, wie Schücking, Albert Einstein, Nicolai, Wifting, Tepper-Laski, allen voran Foerster, gehörten zu uns und wir zu ihnen. Denn sie waren in einer Zeit, wo alle sich der Kriegskonjunktur anzupassen strebten, sauber geblieben. Aber auch dieser bürgerliche Idealismus hat ausgespielt. Ist tot.

Und selbst ein so ernster und bedeutender Kopf wie Foerster wird ihn nicht mehr galvanisieren können. Seine ethische Agitationskraft, seine Erziehungsarbeit, seine geduldigen Lehren, seine Kritik und sein Beispiel soll, wird dadurch um keinen Grad geringer eingeschätzt werden. Aber im Grunde: verlorene Liebesmüh. Das Bürgertum scheint hoffnungslos: durch Überredung oder Aufklärung nicht von seinem Egoismus, von seinem Hochmut, von seiner Borniertheit zu heilen, geschweige denn zur wahrhaften Solidarität mit allen Arbeitenden zu erziehen. Zuviel wirtschaftliche Nachteile wären damit verknüpft. Und die Bindungen der Tradition auf allen Gebieten können nur Einzelne lösen, die sich über den Durchschnitt zu erheben vermochten, ohne dadurch das allgemeine konservative Beharren im Alten, Liebgewordenen, in der

bürgerlichen Weltordnung auch nur für eine Minute zu stören.

Die Stärke des Bolschewismus liegt zweifellos nicht nur — wie Foerster vermutet — in seiner Kritik dieser bürgerlichen »Ordnung«, sondern im Glauben, in seiner inbrünstigen Religion, die allerdings ganz nüchtern mit wirtschaftlichen Zahlen, Statistiken, Formeln, arbeiten muß, da der wahre Sozialismus sich vom Christentum dadurch unterscheidet, daß er das dritte Reich nicht nur sehnsüchtig sucht, nicht morgen zu erobern hofft, sondern heute verwirklichen will. Es ist wahr: ungeduldig ist der revolutionäre Sozialismus. Zu oft wurden die Massen betrogen, abgespeist, vertröstet: von den Pfaffen der Gewerkschaften, der Parteibureaukratie nicht weniger als von denen der Kirche.

Niemand von uns darf sich anmaßen, die Notwendigkeit der Methoden des Bolschewismus überblicken zu können. Es kommt auch garnicht darauf an, ob wir sie verneinen oder bejahen. Und viele, die zu Beginn des bolschewistischen Regimes auf Grund der von der bürgerlichen Lügenpresse tendenziös gesteigerten Greuelnachrichten sich abwandten, ja in den Führern nur militaristische Sozialisten und Gewaltpolitiker zu erkennen glaubten, haben längst — durch deutsche Vorgänge belehrt — eingesehen, wie notwendig dem weißen Terror der rote folgen mußte. Nicht Liebknecht zeugete Noske. Sondern Noske ist Ludendorffs natürlicher-unnatürlicher Sohn.

Der idealistische Ethiker Foerster behauptet, der bolschewistische Kommunismus sei eine Bruderschaft ohne Bruderliebe und er konstatiert mit schmerzlichem Bedauern seinen »völligen Mangel an einem wahrhaft geistigen Prinzip«.

Es ist wahr: die Schriften der bolschewistischen Führer sind kahl, schmucklos und oft ohne seelische Wärme. Aber die Frage drängt sich auf, ob diese leidenschaftlichen Intellekte nicht jedem Enthusiasmus gegenüber mißtrauisch

geworden sind, und sich deshalb bemühen, so kühl und sachlich wie wissenschaftliche Chirurgen ihre Theorien auseinanderzusetzen. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß wir mit all den bürgerlich-revolutionären Idealen auch nicht einen Schritt weitergekommen sind, ja daß man diese Ideale als Wortfetische mißbrauchte, tagtäglich prostituierte, um die hungrigen Massen zu belügen und in ihrem Vorwärtsdrängen zu hemmen.

Es wäre ein ganz in bürgerlichen Vorstellungskreisen wurzelnder Gedanke, wollte man Lenin und Trotzki mit Dostojewski und Tolstoi vergleichen. (Die Parallele war schon einmal da: Jean Jacques Rousseau — Karl Marx.) Wozu aber hat das intellektuelle Bürgertum die großen Genies benutzt, erniedrigt? Als Dichter, die ihm Sensationen bereiten durften, »über die man spricht«, die man kostbar eingebunden in selten geöffnete Bücherschränke stellt, und deren wesentlichen Geist, natürlichen Forderungen, umwälzende ethische Grundsätze man als »geniale Verrücktheiten« ablehnt oder belächelt. Denn wozu häfte der normale Bürger seinen »gesunden Menschenverstand?«

Deshalb sind die Kleineren, die nicht so universalen Geister wie Dostojewski und Tolstoi, die aber endlich mit der Identität von Geist und Tat ernst machen, oft die Größeren, gewiß gegenwärtig die Notwendigeren. Und das fühlen die arbeitenden Massen, die während des fünfjährigen Wahnsinns unsäglich gelitten und sich nach Erlösung gesehnt haben. Wir wissen: Rousseau, Dostojewski, Tolstoi sind unsere Ahnen. Ihr Geist darf, wird uns nie verlassen. Aber Lenin, Trotzki, Franz Mehring, Liebknecht, Rosa Luxemburg, Kurt Eisner, Gustav Landauer, Eugen Leviné sind aus ihrem Geschlecht. Standen ihnen näher als die Noske, Scheidemann, Ebert, Bauer, Legien. Ihr Mut, ihre Entschlossenheit, ihre Verachtung der kompakten bürgerlichen Majorität, ihre Weltfreundschaft und ihre Hingabe an die Idee der Menschheit darf sich mit denen der

Größten messen. Ja, sie sind hinausgewachsen über ihre Lehrer. Sie lebten — verfolgt, verfehmt und durch Verleumder beschmutzt — nur ihrer Idee und sie starben für ihre Idee. Richtiger: man erschlug sie ihres geistigen Prinzips wegen!

Es frommt nicht mehr, von Brüderlichkeit zu reden, man muß sie üben; es frommt niht mehr, ein geistiges Prinzip zu verkünden, wir müssen es durchsetzen. Nicht übermorgen oder morgen, sondern heute, in dieser Stunde. Die Geschichte der philosophischen Systeme, der geistigen Bewegungen soll nach Jahrtausende langen Irrungen, Widersprüchen nicht etwa beendet werden, aber ein Ziel gesetzt bekommen, d. h. die selbstverständlichsten, einfachsten, menschlichsten Forderungen sollen endlich einmal erfüllt werden. Weder Buddha, noch Mohamed, noch Christus, noch Rousseaux, noch Tolstoi haben das vermocht. Das geistige Prinzip des revolutionären Sozialismus heißt Erfüllung. Oberstes Gesetz: Beseitigung der Ausbeutung der Menschen durch den Menschen. Also Kampf gegen die bürgerliche »Kultur«, gegen die europäische Zivilisation, die kapitalistische Demokratie, die in der Anbetung der Gewalt und des Mammons gipfelt — und seien wir gerecht — gipfeln mußte.

Die beiden großen Strategen des Kommunismus, die genialen Vorarbeiter, die Theoretiker der Weltrevolution, Marx und Engels, haben 1847 den Kriegsplan gegen die alte korrupte anarchische Welt des Kapitalismus entworfen. Siebzig Jahre mußten vergehen, bevor mit der Verwirklichung ihrer prophetischen Visionen begonnen werden konnte. Ihre mutigsten Schüler folgten dem geistigen Prinzip des kommunistischen Manifests 1917 in Rußland. Beseitigen wir alle Legenden, absichtliche Lügen und Entstellungen, ohne die vielen Irrtümer, falschen und gefährlichen Methoden des Bolschewismus zu billigen, so ergibt sich, daß die von den Bolschewisten angestrebte Verfassung der erste ernsthafte Versuch der Verwirklichung des Sozialismus bedeutet. Alles andere ist Stückwerk, Kompromiß, Surrogat,

wenn nicht Schlimmeres: Heuchelei, Paktieren mit den alten Mächten, brutales Kleinbürgertum unter der sozialistischen Maske.

Nur das System der Räte kann uns aus diesem Weltwirrwarr retten. Es wird die alte Bureaukratie abschaffen und alle wirklich Arbeitenden für den Aufbau der neuen Weltordnung gewinnen und begeistern. Und dieses heute und für längere Zeit mit Notwendigkeit noch unvollkommene Rätesystem wird endlich die Anarchie unseres Lebens überwinden: durch planmäßige Gestaltung, Ordnung, Festigung der wirschaftlichen, politischen, geistigen und sozialen Verhältnisse, es wird schließlich durch den Korridor der Diktatur aller Schaffenden zur Herrschaft des Geistes d. h. der Güte und der größtmöglichen Gerechtigkeit führen. Was wir wollen, ist die Brüderlichkeit aller Menschen, Abkehr von jeder Gewalt, Lüge und Knechtschaft, Sicherung des Lebens und ein wenig Freude für alle. Und Kämpfer, wie Sie, werden nicht abseits st ehen sondern helfen müssen.

Und jetzt endlich Ihr Brief. Wo er gegen jegliche Gewaltpolitik kämpft, stimme ich Ihnen restlos zu. Wo er verkennt oder mißversteht, glaubte ich Ihnen und meinen Lesern schuldig zu sein, durch die vorangestellte Einleitung meinen Standpunkt klarzustellen.

Sehr geehrter Herr Herzog!

Seit einiger Zeit beobachte ich bei einer Reihe von deutschen Intellektuellen, die während des Krieges tapfer der herrschenden Psychose widerstanden haben, eine wachsende Sympathie gegenüber dem Bolschewismus. Diese Stimmung kommt immer lebhafter auch in der »Republik« zum Ausdruck. Wenn ich Sie nun bitte, die folgende radikale Ablehnung des Bolschewismus in Ihrem Blatte zur Diskussion zu stellen, so gehe ich dabei von der sicheren Voraussetzung aus, Sie werden meine Auffassung nicht irgendwelchem Befangensein in bürgerlichen Stimmungen zu-

schreiben, sondern Sie werden in meinen Betrachtungen die gleichen Grundgedanken und Grundmotive erkennen, die mich seinerzeit gegen die Kriegspsychose auftreten ließen. Sie wissen aus unserer Unterredung in Bern, wie ich über den vorherrschenden Geisteszustand des gegenwärtigen deutschen Bürgertums denke, und wie sehr ich die Stimmung der Massen begreife, die von der Intelligenz und der Kultur derjenigen Klassen, durch die sie in diesen Krieg hineingeführt und darin mit einer Verblendung sondergleichen festgehalten worden sind, gar nichts mehr hören wollen und diese Klassen beim Aufbau einer neuen Ordnung am liebsten gänzlich ausschalten möchten. Man kann aber diese Stellungnahme von Grund aus verstehen, sie als eine ganz unvermeidliche Folgeerscheinug des Weltkrieges betrachten und doch der Ansicht sein, daß die Natur der Probleme, die jetzt nach Lösung verlangen, dringend nach einem höheren Standpunkt ruft. Auch die Stimmung des französischen Volkes gegenüber Deutschland ist gewiß nur zu begreiflich; zugleich aber droht sie zu einem wahren Verhängnis gerade für diejenigen zu werden, die sich dieser Stimmung überlassen — eben weil das Weltproblem, von dessen weiser Lösung auch die Rettung und die dauerhafte Sicherung Frankreichs abhängt, durch Anwendung der alten Methoden nur unheilbar verwirrt werden kann.

Die Stärke des Bolschewismus liegt zweifellos in seiner Kritik. In seiner radikalen Verurteilung der Profitwirtschaft trifft er mit dem tiefsten religiösen Empfinden, mit einem uralten Grauen des besseren Menschen vor dem Walten der entfesselten Selbstsucht zusammen. Und auch sein positives Programm muß zunächst die allerbesten Regungen des nach Erlösung von den niederen Trieben trachtenden Menschenherzen für sich gewinnen. Dazu kommt das tiefe Bedürfnis der gleichzeitig von den allerschwersten Problemen der kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen, innerpolitischen

und außenpolitischen Wiederherstellung belasteten und bedrängten Gehirne nach Beruhigung und Entspannung: Die bolschewistische Botschaft löst unleugbar zunächst unsere intellektuelle, moralische und nervöse Unruhe, indem sie die ganze Not und Angst der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft von einem einzigen Punkte aus, nämlich durch das unendlich einfache Prinzip des kommunistischen Mechanismus zu lösen verspricht. Denen, die sich dieser Botschaft öffnen, teilt sich daher auch ein ähnliches Gefühl der Entspannung und Beglückung mit, wie es der zur christlichen Lebenserneuerung Bekehrte erfährt. Und doch ist das alles verhängnisvolle Verirrung und Selbsttäuschung. Der Bolschewismus ist den psychologischen, wirtschaftlichen, technischen und politischen Problemen, die er zu lösen verspricht, auch nicht im entferntesten gewachsen. Er wird bald genug völlig zusammenbrechen — nicht blos dadurch, daß er mit seinem weiteren Vorrücken nach Westen auf eine immer entschlossenere und breitere Gegenwehr gegen das Diktaturprinzip stößt, sondern noch weit mehr durch seinen völligen Mangel an einem wahrhaft geistigen Prinzip, das die ganze menschliche Persönlichkeit ergreifen und erneuern könnte. »Ist denn aber nicht das kommunistische Prinzip — so wird man mir antworten — eine sehr hohe Idee voll der reichsten Anwendungen für alle Lebensverhältnisse? Ist es nicht die endliche politisch-wirtschaftliche Erfüllung der christlichen Lehre von der Bruderschaft aller Menschen?« Eben in dieser Fragestellung liegt die ganze Täuschung und Selbsttäuschung der Bolschewisten. Der moderne sogenannte Kommunismus ist das gerade Gegenteil vom Christentum — auch wenn viele edel gesinnte Menschen aus ehrlich christlichen Motiven für ihn Partei ergriffen haben. Er ist ein Versuch, jene wahre menschliche Kommunitas, nach der die Gerechten aller Zeiten und Völker gedürstet haben, und die nur durch

allseitige Gerechtigkeit verwirklicht werden kann, auf rein mechanische Weise herzustellen, unter Anwendung von Methoden, die dem Wesen des christlichen Geistes grell widersprechen: Der bolschewistische Kommunismus ist eine Bruderschaft ohne Bruderliebe, eine Maschinerie der Gemeinsamkeit ohne die Seele der Gemeinsamkeit. Gerade solche weitgehende äußere Vergesellschaftung aber, die durch keinerlei innere Läuterung vorbereitet und begleitet, sondern vielmehr durch lauter gewalttätige Handlungen »eingesegnet« wird — sie muß erst recht wieder zur leidenschaftlichsten gegenseitigen Verfeindung führen. Die Diktatur ist das gerade Gegenteil von sozialer Erziehung und muß sich am schwersten an der Klasse rächen, von der sie angewendet wird, und die nun mit bloßer gewalttätiger und verfolgungssüchtiger Selbstsucht an Aufgaben herantritt, die nun durch wachsende Übung aller Beteiligten in der »Entselbstung« gelöst werden können. Auf jene ganze mechanische Auffassung von der gesellschaftlichen Erneuerung bezieht sich das Wort von Selma Lagerlöf: Der Sozialismus sei der Antichrist, trotz all seiner Berufung auf die von ihm organisierte Durchführung christlicher Grundsätze. Ist nicht in der Tat jener fanatische »Ismus« der äußeren Vergesellschaftung, jener harte und ungeduldige Schematismus, der nicht etwa blos den Widerstand, der aus selbstsüchtigen Motiven kommt, sondern auch den sachkundigsten Protest hochmütig ignorieren will — ist er nicht das wahre Gegenspiel jenes christlichen Geistes, der nur durch das Wachstum der Liebe organisatorisch wirken will und der allein fähig ist, Freiheit und Menschlichkeit mit Gemeinschaft zu vereinigen, weil er den Drang zur Einigkeit im Innersten der Einzelgebilde zur Entfaltung bringt, statt ihn von oben her mechanisch dem Leben aufzupressen? Unvermeidlich endet jede Kommunisierung, die

nur von der politischen Maschinerie oder von der bloßen Mechanik der sozialen Organisation ausgeht, in einem schwerfälligen Apparat und in einer Überzentralisation, die alle Übel der Bürokratie in verstärktem Maße wiederbringt. Nichts aber entmenschlicht den Menschen so sehr, wie Mechanisierung und Systematismus. Der ganze neuere Sozialismus ist in diesem Sinne ein Produkt des deutschen systematischen Geistes, der Übermacht der gesellschaftlichen Maschinerie über die Person, es steckt Hegelsche Staatsanbetung hinter all diesen Programmen: viele Kreise der leidenden Menschheit haben sich begreiflicherweise aus Protest gegen die Anarchie des modernen Wirtschaftsgeistes unter den Schutz dieser Programme geflüchtet — die wirkliche Entwicklung aber wird ganz andere Wege gehen, sie wird gewiß der planlosen Profitwirtschaft ein Ende machen, aber sie wird dabei zweifellos weit mehr von den englischen Freiheitsprinzipien, von der Idee der freien Verständigung zwischen den einzelnen Gruppen, getragen sein, als von dem Schematismus der deutschen Sozialprogramme. Der Endzustand mag auch auf jenem Wege auf das hinaus kommen, was Sozialismus und Kommunismus erstreben, nämlich auf die volle Beseitigung der finanziellen Autokratie Einzelner und einzelner Gruppen. Aber die gesellschaftliche Kontrolle, die dann an die Stelle der Anarchie des Profitwesens getreten ist, wird nicht auf einem Riesenapparat zentralistischer Verwaltung und Zuteilung beruhen, sondern sie wird das letzte Ergebnis eines reich gegliederten genossenschaftlichen Zusammenwirkens freiester Einzelaktionen, einer höheren moralischen und politischen Kultur im Ausgleich der Interessen und eines verfeinerten öffentlichen und privaten Wirtschaftsgewissens sein.

Der zeitweilige Triumph des Bolschewismus auf besonders vorbereitetem Boden, sowie der starke Einfluß seiner

Propaganda auf die ganze gegenwärtige Menschheit ist nur dadurch zu erklären, daß jene harte und radikale Trennung des Proletariats von der übrigen Gesellschaft, die er vertritt und deren unausweichliche Konsequenz die Diktatur des Proletariates ist, ein sehr natürlicher Ausdruck für die Stimmung der durch den Krieg mißbrauchten und gequälten Massen ist und auch dem gesunden Abscheu vieler Intellektueller vor dem moralischen Zustande des machtpolitischen Bürgertums entspricht. Aber so sehr die starke Seite des Bolschewismus in dem Radikalismus seiner Kritik liegt, so unbestreitbar liegt seine Schwäche in seinem positiven Programm. Wohl noch nie hat es in der Menschheit eine gewaltige revolutionäre Bewegung von solcher Ideenarmut und solcher moralischen Leere gegeben, wie es der Bolschewismus mit seiner ewigen kahlen Litanei von der Expropriation der Expropriateure und mit seiner charakterverderbenden Anbetung des Proletariates ist. Was ist dieses Verachten, Hassen, und Sichisolieren denn anderes, als eine Nachpsychose des Weltkrieges, gänzlich unfähig, dem alten System ein Ende zu machen, weil solche Politik ja doch selber noch ganz und gar im Banne aller schlechten Leidenschaften und Stimmungen der Kriegsjahre steht. Wer kann die Schriften des Bolschewismus lesen, ohne vor der geistigen und moralischen Öde darin geradezu erschrecken? Diese Schriften scheinen von Menschen verfaßt zu sein, deren Seelen ganz und gar ausgekältet sind von Haß, die auch keine wahre Liebe zum arbeitenden Volke in sich tragen, an dessen besten und tiefsten Empfindungen keinen Anteil haben — es sind abstrakte Theoretiker oder herzlose Fanatiker eines nur vom »ressentiment« aus erfaßten, völlig einseitigen Gerechtigkeitsprinzips. Zugleich sind sie trotz aller realistischen Gesten wahre Typen dessen, was man Ideologie nennt: Menschen ohne jede Kenntnis der Lebenswirklichkeit und der menschlichen Natur, die keine Ahnung davon haben, daß die

Leidenschaften, Schwächen und Laster, die sich heute in der Form der kapitalischen Erwerbsgesellschaft ausleben, in der kommunistischen Lebensform genau so viel Gelegenheiten zur Entfaltung, ja vielleicht noch ganz neue und größere Versuchungen zur Korruption und zur Zwietracht finden würden — und daß daher aller wirkliche Fortschritt nur von der inwendigen Umwandlung ausgehen kann. In dem gänzlichen Verzicht aber auf jeden Appell an das persönliche Leben, an eine tiefinnere Befreiung des Menschen von den bösen Instinkten der Macht, der Ausbeutung, der leichtsinnigen Eigensucht, liegt die besondere Armseligkeit der bolschewistischen Propaganda. Einst galt das gekreuzigte Selbst als Symbol der erneuerten Lebensgemeinschaft — heute scheint das losgelassene Selbst, dem keine einzige Aufgabe der Reinigung und der Zucht gestellt wird, als der Weg, die Wahrheit und das Leben betrachtet zu werden. Was aber nützt es, den bestehenden neuen Regierungen ihre Anhänglichkeit an den »alten Geist« und das »alte System« zum Vorwurf zu machen, wenn die Radikalsten so wenig radikal in der Ausrottung des Alten in ihrer eigenen Seele sind? Und eben weil der Bolschewismus und Spartakismus noch so ganz im alten Geist steckt, so ist er durch seine Diktaturpropaganda und seine Putschpolitik auch ganz allein an der Neuorganisation des innerpolitischen Militarismus schuld geworden.

Bei einer wahrhaft geistigen Propaganda hätte das niemals geschehen können. Was hilft es, auf Noske zu schimpfen? Muß man nicht zugeben: Liebknecht zeugete Noske? »Wer das Schwert ergreift, der wird durch das Schwert umkommen« Wer sich so prinzipienlos mit den Gewaltinstinkten verbündet, wie es die Spartakisten getan haben, der darf sich nicht wundern, wenn sich die gröbsten Abwehrkräfte der Gegenseite gegen ihn zusammenballen. Wir sind eben nicht in Rußland, das haben die Spartakisten vergessen, wir

haben große Bevölkerungskreise, die sich eine Diktatur einfach nicht mehr gefallen lassen wollen — damit muß man und wird man hoffentlich künftighin mit etwas mehr Wirklichkeitssinn rechnen und demgemäß die Methoden der gesellschaftlichen Umwandlung revidieren. Und dabei wird man erkennen, daß die friedliche Auseinandersetzung mit entgegengesetzten Überlieferungen, Interessen und Überzeugungen, die Preisgabe der unmenschlichen und abstrakten Isolierung des »Proletariats« von allen anderen Klassen, auch für die soziale und politische Erziehung der Träger des Erneuerungsgedankens weit günstiger ist, als die Handgranatenmethode und die Verherrlichung der Klassendiktatur. Man wollte durch diese Gewaltmittel die Reinheit der Prinzipien und die »Errungenschaften der Revolution« sicherstellen — man hat damit in Wirklichkeit nur Verrat am neuen Geiste geübt und erntet nun die entsprechenden Resultate.

Liebe, Gerechtigkeit und Menschlichkeit wird nur von denen ins Leben gebracht werden, die den Mut haben, nicht nur mit der Tinte, sondern auch in der politischen Praxis wahrhaft liebevoll, gerecht und menschlich zu sein. Wahrlich, Tolstoi und Dostojewski wissen uns Tieferes und Wirksameres über die Probleme der gesellschaftlichen Wiedergeburt zu sagen, als Lenin und Trotzki — möge der deutsche Radikalismus dort anknüpfen, damit das gequälte deutsche Volk nicht länger Steine statt Brot erhalte, sondern mit den lebendigen Kräften wirklicher innerer Erneuerung gespeist werde!

ZU DEM PLANE EINES VÖLKERINSTITUTES FÜR WELTKULTUR

VON ROMAIN ROLLAND

Aus einem größeren Aufsatz, den Romain Rolland mir vor kurzem sandte. Bereits nimmt er prophetisch fordernd, im März 1918 geschrieben und in der »Revue Politique Internationale« veröffentlicht, Ideen und Forderungen vorweg, die jetzt allerorten auftauchen.

Wenn es heute Menschen gibt, denen Bescheidenheit ziemte, so sind es die Intellektuellen. Ihre Rolle in diesem Kriege war erschreckend; man kann sie ihnen nicht verzeihen. Nicht nur taten sie nichts, die gegenseitige Voreingenommenheit zu mindern, dem Hasse zu steuern: mit wenigen Ausnahmen taten sie sogar alles, ihn zu entfachen und zu erbittern. Zu einem Teil war dieser Krieg ihr Krieg. Sie vergifteten mit ihren tödlichen Ideologien tausende von Gehirnen. Hochmütig und unerbittlich opferten sie dem Phantom ihres Geistes Millionen junger Leben. Die Geschichte wird es ihnen nie vergessen.

Herr Gerhard Gran gibt der Befürchtung Ausdruck, eine persönliche Zusammenarbeit der Geistigen in den kriegführenden Ländern würde nicht vor Ablauf mehrerer Jahre möglich sein. Wenn es sich um die Generation handelt, die fünf Jahre verlebte, indem sie im Hintergrunde stand und den Krieg machte, mit Worten, in den Akademien, den Universitäten und den Redaktionssälen, so glaube ich, daß Herr Gran nicht irrt. Es bestehen wenige Möglichkeiten, daß diese Intellektuellen sich jemals wieder einander näherten. Ich würde sagen, es gibt gar keine Möglichkeit, kennte ich nicht die erstaunliche Fähigkeit des menschlichen Hirns, zu vergessen, diese klägliche und doch heilsame Schwäche, der

der Sinn nicht fehlt und die der Mensch braucht, um sein Leben zu fristen. Doch in dem vorliegenden Falle wird das Vergessen schwer sein: die Intellektuellen selbst verbrannten ihre Schiffe. Zu Beginn des Krieges konnte man noch hoffen, daß ein Teil von ihnen, mit fortgerissen durch die blinden Leidenschaften der ersten Tage, nach einigen Monaten einsichtsvoll seinen Irrtum erkennen würde. Sie wollten es nicht. Weder von dieser noch von jener Seite hat auch nur Einer es getan. Man konnte vollends beobachten, daß in dem Maße, wie die erschrecklichen Folgen für die europäische Zivilisation sich ausbreiteten, daß in demselben Maße diejenigen, die diese Zivilisation zu hüten haben und die einen Teil der Verantwortlichkeit auf ihren Schultern lasten fühlen, alles taten, um sich in ihre Verblendung zu vergraben, anstatt ihren Irrtum zu erkennen und umzukehren. Wie kann man hoffen, daß, wenn der Krieg beendet und die Probe der Greuel geleistet sein wird, die er verursacht hat, daß dann der intellektuelle Dünkel sich entschließen könnte, zu sagen: »Ich habe geirrt« ? — Das wäre zuviel verlangt. Diese Generation ist, fürchte ich, dazu verdammt, bis zu ihrem Ende die Krankheit ihres Geistes und ihre unselige Beharrlichkeit zu behalten. Von dieser Seite besteht wenig Hoffnung: man erwarte ihr Ende.

Die, welche davon träumen, die Beziehungen zwischen den Völkern zu erneuern, müssen ihre Hoffnung an die nächste Generation kehren, die in den Heeren blutet. Möge sie erhalten bleiben! Sie wurde fürchterlich gelichtet schon durch die Schläge des Krieges. Sie läuft Gefahr, vernichtet zu werden, wenn der Krieg sich verlängert und sich ausbreitet, wie es möglich ist: — alles ist möglich! Die Menschlichkeit befindet sich, wie Herkules, auf dem Scheidewege: *Ercole in bivio;* und einer der Wege, an deren Beginn sie steht, (wenn Asien auf den Plan trift und wenn der Charakter der Destruktion sich verschärft, für den

Deutschland ein Beispiel gibt, unheilvoll gefolgt von den anderen), führt zum Harakiri Europas. — Doch zur gegenwärtigen Stunde haben wir noch das Recht, zu hoffen, daß die europäische Jugend, die in den Heeren steht, überleben wird, um ihre Mission nach dem Kriege zu erfüllen: das Denken der Völker zu vereinen, die heute feindlich einander gegenüberstehen. Ich kenne bei den beiden Parteien eine Anzahl von freien Geistern, die nach Friedensschluß diese intellektuelle Vereinigung verwirklichen wollen. Sie wollen niemand von Beginn an ausschließen, als diejenigen, die, sei es hüben oder drüben, den Geist zu Werken des Hasses erniedrigt haben. Gedenke ich dieser jungen Menschen, so gewinne ich die sichere Überzeugung, (und darin unterscheide ich mich von Herrn Gerhard Gran) daß die Geister aller Länder nach dem Kriege sich gegenseitig durchdringen werden, mehr als vorher. Die Völker, die einander nicht kannten, oder die einander nur durch gehässige Verzerrungen sahen, haben seit vier Jahren im Schlamme der Schützengräben, unter der Klaue des Todes gelernt, daß sie dasselbe Fleisch sind, das leidet. Die Probe ist dieselbe für alle: in ihr verbrüdern sie sich. Doch es ist noch nicht zu Ende, denn während man jetzt vorauszusehen sucht, wie nach dem Kriege die Beziehungen zwischen den Völkern sich wandeln werden, bedenkt man nicht, daß nach dem Kriege andere Umstürze kommen werden, die das Wesen der Völker selbst ändern können. Das Beispiel des neuen Rußland, welche Resultate und welches Drangsal immer daraus erwachse, wird für die anderen Völker nicht verloren sein. Eine tiefe Einheit ersteht in der Seele der Völker: sie wächst wie Rhizome, riesenhafte Wurzeln, die unter der Erde sich ausbreiten, ungeachtet der Grenzen. Was die Intellektuellen angeht, die getrennt vom Volk, nicht unmittelbar berührt sind vom Verlaufe der sozialen Entwickelung, werden sie sich trotzdem, durch die Erkenntnis

ihres Geistes bewogen, unterwerfen. Allen Bemühungen zum Trotz, die seit vier Jahren gemacht wurden, um jeden Kontakt zwischen den Schriftstellern beider Parteien zu unterbrechen, weiß ich, daß in beiden Parteien vom Tage nach dem Friedensschlusse ab internationale Beziehungen wieder aufgenommen werden. Ich habe Kenntnis von einigen dieser Pläne, deren Urheber (vom europäischen Geiste zu tiefst durchdrungen) junge Schriftsteller sind, Soldaten an der Front. Von meiner Generation gibt es einige, die den Jüngeren ihren unbegrenzten Beistand bieten werden. Wir sind der Ansicht, daß wir auf diese Weise nicht allein der Sache der Menschlichkeit dienen, sondern auch der unserer eigenen Länder, besser als die schlechten Berater, die ihnen die bewaffnete Absperrung predigen. Jedes Land, das sich heute abschließt, ist zum Tode verurteilt. Die Zeit ist vorbei, wo die jungen starken Kräfte der europäischen Völker es notwendig hatten, sich mit Mauern zu umgeben, um sich offenbar zu machen. — Man erlaube mir einige Sätze aus dem alten Jean Christophe:

„Ich fürchte nicht den Nationalismus der gegenwärtigen Stunde. Er verfliegt mit der Stunde; er geht vorbei, er ist vergangen. Er ist die Stufe einer Leiter. Aufstieg zur Tat! .... Jedes Volk Europas empfand (vor dem Kriege) das herrische Verlangen, seine Kräfte zu messen und Bilanz zu ziehen. Denn alle seit einem Jahrhundert waren umgeformt worden durch ihre gegenseitige Durchdringung und durch den ungeheuren Zusammenhang aller Geister der Erde, die die neue Moral, die neue Wissenschaft, das neue Recht bedeuten. Es war notwendig, daß jedes sein Gewissen prüfte und genau wußte, wer es sei und was sein Gutes sei, bevor es mit den anderen in das neue Jahrhundert trat. Ein neues Zeitalter kommt. Die Menschlichkeit wird einen neuen Vertrag mit dem Leben schließen. Durch neue Gesetze wird die Gesellschaft wieder aufleben. Es ist ein Sonntag, das Morgen.

Jeder macht die Rechnung seiner Woche, jeder reinigt seine Wohnung und will sein Haus in Ordnung haben, bevor er sich mit den anderen verbindet vor dem gemeinsamen Gotte und bevor er mit diesem den neuen Pakt der Gemeinschaft schließt'.

Der Krieg wird (gegen unseren Willen), der Ambos gewesen sein, wo unter dem Hammer die Einheit der europäischen Seele geschmiedet wird.

Ich hoffe, daß diese geistige Beichte nicht begrenzt bleibe auf die europäische Halbinsel, sondern daß sie sich ausbreite über Asien, über die beiden Amerika und über die großen Eilande der Zivilisation, verteilt über den Rest des Globus. Es ist wahrhaft lächerlich, daß die Nationen des europäischen Occidents sich anstrengen, untereinander tiefe Unterschiede zu finden, zu einer Zeit, wo sie durch ihre Tugenden und durch ihre Fehler einander näher sind als jemals, — wo ihr Denken und ihre Literatur am wenigsten Unterschiedliches aufweist, — wo überall ein monotones Gleichwerden der Geister sich fühlbar macht, — überall unentschlossene, abgenutzte, müde Menschen. Ich wage zu sagen, daß alle Gemeinschaft noch nicht genügen würde, um uns die Hoffnung auf eine Erneuerung des Geistes zu geben, auf die die Erde nach dieser ungeheuerlichen Erschütterung ein Recht hat. Man muß bis nach Rußland gehen, — diesem großen offenen Tor nach der Welt des Ostens —, um den Hauch des Neuen, das kommen wird, im Angesicht zu spüren, — (in jedem Gebiete des Geistes).

Verbreiten wir den Humanismus, der unseren Vätern teuer war, doch dessen Geist begrenzt war durch die griechischen und lateinischen Werke. Seit jeher waren die Staaten, die Universitäten, die Akademien, alle erhaltenden Kräfte des Geistes bestrebt, einen Damm aus ihr zu bilden gegen den Ansturm des neuen Geistes in der Philosophie, in der Moral, in der Ästhetik. — Der Damm ist durch-

brochen. Die Quadern einer privilegierten Zivilisation sind für immer zerstört, und heute müssen wir den Humanismus in seinem ganzen Umfange aufnehmen, der alle geistigen Kräfte der ganzen Welt umfaßt: *Panhumanismus.*

* * *

Dieses Ideal, das sich hier und da ankündigt, in Geistern, die ihrer Zeit vorauseilen, oder in der Gründung von Zentren des Studiums für Weltkultur, die während des Krieges gemacht wurde, wie das Institut für Kulturforschung in Wien,*) dieses Ideal werde gekrönt durch eine internationale Akademie, zu deren Begründung, wie ich mit Herrn Gerhard Gran hoffe, Norwegen die Initiative ergreife.

Ich stelle fest, daß Herr Gerhard Gran ebenso wie Herr Frederik Stang seine Bestrebungen zu beschränken scheint auf die Gründung eines Institutes für wissenschaftliche Forschungen: denn die Wissenschaft erscheint ihm in höherem Grade international als das Schriftum und die Künste.

„*In der Kunst*", *schreibt er*, „*und in der Literatur kann man letzten Endes doch die Vorzüge und Nachteile in Betracht ziehen, die aus der Isolierung einer Nation oder aus dem Antagonismus menschlicher Gruppen entstehen. In der Wissenschaft ist eine solche Diskussion ein Unsinn. Das Reich der Wissenschaft ist die ganze Welt. ... Die notwendige wissenschaftliche Atmosphäre hat nichts gemein mit nationalen Eigenheiten.*"

Ich glaube, daß diese Unterscheidung nicht so begründet ist, wie sie scheinen könnte. Kein Gebiet des Geistes war trauriger am Kriege beteiligt, als die Wissenschaft. Wenn das Schrifttum und die Künste sich nur zu oft zu Anstiftern des Verbrechens machten, so hat die Wissenschaft

*) Dieses Institut hat eine Weltkultur-Gesellschaft begründet, die zum Organ hat »Die Erde«, Zeitschrift für die geistige Arbeit der gesamten Menschheit. Die erste Nummer, die in meine Hände kommt ist ein glühendes Bekenntnis des panhumanistischen Glaubens.

die Waffen geschmiedet, sie bemühte sich, diese furchtbarer zu machen, die Grenzen des Leides und der Grausamkeit zu erweitern. Ich füge hinzu, daß mich immer, sogar in Friedenszeiten, die Schärfe des nationalen Empfindens unter den Gelehrten verblüffte. Jede Nation klagt die anderen an, sie nähmen ihr die besten Erfindungen und vergäßen gern die Quellen. Tatsächlich hat die Wissenschaft Anteil an den tödlichen Leidenschaften, die das Schrifttum und die Künste erfaßt haben.

Und andererseits, wenn die Wissenschaft der Zusammenarbeit aller Völker bedarf, so haben die Künste und das Schrifttum nicht weniger Aussicht, heute von ihrem »Splendide Isolement« herabzusteigen. Nicht zu reden von den technischen Errungenschaften, die im Laufe des vorigen Jahrhunderts und in dem unsern, daß so schlecht begonnen hat, für die Malerei und für die Musik beträchtliche und bewundernswerte Bereicherungen des ästhetischen Gesichts und des Gehörs gebracht haben, — der Einfluß eines Philosophen, eines Denkers, eines Schriftstellers kann seine Rückwirkung haben in der ganzen Literatur einer Zeit und kann den Geist zu neuen Ausblicken in der Psychologie, in der Moral in der Ästhetik und in der Volkswirtschaft bringen. Wer sich abschließen will, schließe sich ab! Doch die Republik des Geistes hat das Bestreben, sich von Tag zu Tag zu verbreitern, und die größten Männer sind diejenigen, die in einer überragenden Persönlichkeit die ausgestreuten oder latenten Reichtümer der Menschenseele zu umfassen und zu vertiefen wissen.

Wir wollen also die Idee des Internationalismus nicht auf die Wissenschaft beschränken, die Größe des Planes aber wollen wir bewahren, — in der Form eines Institutes der Künste, des Schrifttums und der Wissenschaft.

* * *

Ich glaube allerdings nicht, daß diese Gründung vereinzelt bleiben kann. Der Internationalismus der Kultur kann heute

nicht mehr ein Luxusgegenstand für einige Privilegierte bleiben. Der praktische Wert eines Institutes wäre schwach, würden nicht die Meister durch dieselbe Strömung verbunden, wie die Schüler und würde nicht derselbe Geist alle Stufen der Bildung durchdringen. Deswegen begrüße ich als einen fruchtbaren Beginn und ein glückliches Symptom die neue Züricher Gründung, die Gründung eines internationalen Studentenbundes (Association internationale des étudiants) durch die Jugend der Universitäten. —

„*Grausam berührt durch die große Probe des Krieges ist diese Jugend sich bewußt geworden der ganz besonderen sozialen Verantwortlichkeiten, die das Vorrecht der Bildung ihr auferlegt und sie wünscht das Uebel in seinen tiefen Gründen zu heilen*“ — (*ich zitiere die edlen Sätze des Programms*). — „*Sie sucht alle jene aus allen Ländern zu vereinen, denen der Glaube an die Wohltaten einer freien Geistesentwicklung gemeinsam ist. Sie sammelt sie zum Kampfe gegen den wachsenden Einfluß der Mechanisation und des Militarismus in allen Erscheinungen des Lebens. Sie will das Ideal von Universitäten verwirklichen, die Zentren der höchsten Kultur bleiben im Dienste der einzigen Wahrheit, reine Räume für die Forschung der Wissenschaft, durchaus unabhängig in ihrer Anschauung vom Staate, ohne Rücksicht auf einzelne Ziele und Klassen-Interessen.*“

Diese Rückeroberung der Freiheit für die Wissenschaft, der Unabhängigkeit für das Denken, diese Organisation der geistigen Jugend zur Verteidigung des wahren Rechts, das bis zu unserem Tage ständig verletzt ward, scheint mir von allerhöchster Notwendigkeit. Will man, daß das Zusammenarbeiten der Meister in den verschiedenen Ländern nicht rein spekulativ bleibe, so genügt es nicht, daß diese Meister ihre Bemühungen vereinen. Es ist notwendig, daß ihre Gedanken frei sich ausbreiten und fruchtbar werden können in der geistigen Jugend aller Länder. Es bedarf

nicht der von den Staaten anerzogenen Schranken zwischen den zwei Klassen, zwischen den zwei Generationen derer, die in gleicher Weise die Wahrheit suchen: Lehrer und Schüler.

* * *

Doch ich träume der Welt voraus. Ich wünschte, daß die Wurzeln der Gesamtkultur von der ersten Erziehung der Gymnasien und der Schulen ab sich ausbreiteten. Ich möchte ausdrücklich das Verlangen äußern, daß man in den fortgeschrittenen Schulen aller Länder Europas den obligaten Unterricht einer internationalen Sprache einführte. Es gibt beinahe vollendete (Esperanto, Ido), die alle Kinder der zivilisierten Welt lernen könnten, lernen müßten. Diese Sprache wäre nicht nur ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für das Leben, sie wäre auch eine Einführung in die Kenntnis der Sprachen und ihrer Eigenheiten; sie würde besser als jede Belehrung die gemeinsamen Elemente der europäischen Sprachen und die Gemeinsamkeiten des Denkens vermitteln.

Ich würde ferner im elementaren und im fortgeschrittenen Unterricht eine Auswahl aus der gemeinsamen Geschichte des gemeinsamen Denkens, der gemeinsamen Literatur fordern. Ich halte es für unzulässig, daß das Unterrichtsprogramm in den Grenzen eines Volkes sich bewege, daß es sich ferner beschränkt auf eine Periode von zwei oder drei Jahrhunderten. Trotz allem, was man getan hat, um ihn zu modernisieren, bleibt der Geist des Unterrichts im Grunde veraltet. Er verbreitet um uns die moralische Atmosphäre von Epochen, die vergangen sind. Ich möchte nicht, daß meine Kritik falsch ausgelegt werde. Meine ganze Erziehung war klassisch. Ich habe alle Grade der Universitätsbildung überschritten. Zu meiner Zeit blühte noch der lateinische Diskurs und der lateinische Vers. Ich habe den Kultus der antiken Kunst und des antiken Denkens genossen. Weit entfernt, dem zu grollen, wünschte ich, daß diese

Schätze ebenso wie der Louvre der großen Masse der Menschen zugänglich seien. Doch muß ich darauf bestehen, daß man frei bleiben müsse gegenüber dem, das man bewundert, und man ist nicht frei geblieben gegenüber dem klassischen Denken. Die Form des grecolatinischen Geistes, die uns fest anhaftet, entspricht keineswegs den modernen Problemen. Sie auferlegt den Menschen, die diese Erziehung genossen haben, von der Kindheit an drückende Vorurteile, deren die Mehrzahl sich nie entledigt und die die Gesellschaft von heute grausam beschweren. Ich habe den Eindruck, daß einer der moralischen Irrtümer, unter denen das Europa unserer Zeit, das Europa, das sich zerfleischt, am meisten leidet, die Erhaltung des heroischen und oratorischen Idols des grecolatinischen Vaterlandes ist, das in keiner Weise dem natürlichen Vaterlandsempfinden entspricht, ebensowenig, wie die Göttergestalten Homers den wahren religiösen Bedürfnissen unserer Zeit entsprechen.

Die Menschlichkeit wird alt, doch stirbt sie nicht. Sie bleibt im Stadium ihrer Kindheit befangen. Ihr größtes Übel ist die Trägheit, sich nicht zu erneuern. Doch bedarf es, gerade der Erneuerung. Der Erneuerung und der Ausbreitung. Die Menschlichkeit verurteilt sich seit Jahrhunderten, nur von einem schwachen Teil ihrer geistigen Quellen Gebrauch zu machen. Sie ist wie ein, zur Hälfte gelähmter Koloß. Einen Teil ihrer Organe läßt sie absterben. Ist man nicht müde jener unsicheren Nationen, jener verstreuten Glieder eines mächtigen Körpers, der unsere ganze Welt beherrschen könnte!

»Membra sumus corporis magni.«

Diese Glieder müssen wieder sich vereinigen, auf daß der neue Adam, die Menschlichkeit, auferstehe.

Villeneuve, 15. März 1918.

(Aus dem Französischen übertragen von Franz Schulz)

SOZIALISTISCHE PROBLEME IN DER GROSSEN FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

(IN ZEITGENÖSSISCHEN DOKUMENTEN)

VON PAUL ADLER

II.

Der Kampf um das Mittel des Koalitionsrechtes

Von dem Tage des Bastillensturmes an wurde von den bürgerlichen Repräsentanten der Revolution (siehe die Dokomente im Forum, Heft 9) ein zäher bald offener bald verdeckter Kampf gegen das Prinzip des revolutionären Zustands des Volkes und die diesem Zustand natürlich innewohnenden eigentumsfeindlichen Tendenzen geführt. Neben solchen liberalen Revolutionsmännern war Marat (der übrigens durchaus nicht der rohe Plebejer, sondern vielmehr ein nicht unbedeutender Naturforscher war) in den ersten Jahren der Revolution der einzige bedeutende Sprecher des niederen Volkes und vielleicht der Urheber der bewußten Volksbewegung. Unter diesen Umständen ist es psychologisch vielleicht begreiflich, (die Geschichte hat kein Urteil zu sprechen) daß Marat von Anfang an den Terror forderte, den er nachher mit seiner eigenen Person gebüßt hat. Im Jahre 1791 eröffnete Marat den Kampf um das frivol dem Volke wieder entrissene Koalitionsrecht mit der Veröffentlichung des folgenden anonymen Briefes in seinem Blatt »Der Volksfreund«. Der Brief erhellt zusammen mit den weiteren Zusätzen Marats die ganze Angelegenheit genügend.

»An den Volksfreund. — Lieber Prophet, wahrer Verteidiger der notleidenden Klassen, gestatten Sie, daß die Arbeiter Ihnen alle Betrügereien und Schamlosigkeiten enthüllen, die unsere Unternehmer anwenden, um uns zur Verzweiflung zu bringen. Nicht zufrieden mit den ungeheuern Vermögen, die sie auf Kosten der armen Handarbeiter angesammelt haben, verbreiten diese gierigen Unterdrücker, die unter sich verbündet sind, gegen uns die ungeheuerlichsten Schmähschriften, um uns unsere Arbeit zu nehmen« (die Arbeiter hatten sich mit neuen Unternehmern geeinigt, die ihre Bedingungen angenommen hatten) sie hatten die Unmenschlichkeit, sich an den Gesetzgeber zu wenden, um ein barbarisches Dekret gegen uns zu erwirken, daß uns dem Hungertod ausliefert.

»Diese gemeinen Menschen, die ohne zu arbeiten die Früchte des Schweißes der Handarbeiter verschlingen; die der Nation nie irgendeinen Dienst erwiesen haben, hatten sich am 12., 13. und 14. Juli (Bastille) in den Kellern versteckt. Als sie sahen, daß die besitzlosen Klassen allein die Revolution machten, sind sie aus ihren Schlupflöchern gekrochen und haben uns wie Straßenräuber behandelt; dann als die Gefahr vorüber war, haben sie in den Distrikten intrigiert, um ihre Stellen wieder zu bekommen, sie haben Uniformen und Achselstücke angelegt; heute wo sie sich für die Stärkeren halten, möchten sie uns unter das härteste Joch beugen: sie vernichten uns ohne Mitleid und Gewissen.

»Hier, lieber Volksfreund, einige dieser unwissenden, räuberischen und unersättlichen Unterdrücker, die Ihnen die Arbeiter von Saint-Geneviève nennen:

»Poncé, Bauunternehmer der neuen Kirche von Sainte-Geneviève, geboren in Chalon-sur-Saône, Kärrner von

Beruf, versteht nichts von der Kunst des Bauens aber um so vollkommener die des Stehlens, so daß er sich 90,000 Livres Rente auf Kosten der Arbeiter erworben hat.

»Campion, geboren in Coutance, früher Handlanger in Paris, jetzt Bauuntermehmer der Kirche Saint-Sauveur, hat trotz seiner Unwissenheit das kleine Hôtel Tabarin an sich gebracht und genießt heute eine Rente von 90,000 Livres.

»Quillot hat sich ein Weib aus der Gosse genommen, ist Baumeister geworden, man weiß nicht wie, hat heute 50,000 Livres Rente.

»Bièvre, geboren in Argenton, Kommis bei Roland und Companie, die er durch seine törichten Unternehmungen bei den Arbeiten am Hause der Kaufmannschaft ruiniert hat, wobei er aber ein Vermögen von 50,000 Livres auf die Seite brachte.

»Montignie, geboren in Argenton, mit der Ausbesserung des Blindenhospitals im Faubourg Saint-Antoine beauftragt, und im Besitz von drei prachtvollen Häusern in Paris.

»Chavagnac aus Limousin, kam in Holzschuhen nach Paris und besitzt heute vier Herrschaftshäuser.

»Coneffie, ein Spitzbube erster Güte, letzthin mit der Löhnung der Arbeiter an der Rennbahn beauftragt, steckt unter einer Decke mit der Gendarmerie, hat den Staat um mehr als zwei Millionen bestohlen; hat sich bedeutende Geschäftshäuser in Courtille gebaut und die Arbeiter stets bestohlen und geschunden.

»Delabre, Sohn eines Kalkhändlers aus Limousin, hat mit kleinen Betrügereien beim Bau der Comédie italienne angefangen und besitzt heute ein Einkommen von über 40,000 Livres.

»Gobert, unwissend, brutal und unfähig, hat bei den

Bauten von Bruna über 200.000 Livres gestohlen und sich dann auf dem Boulevard Häuser für über 500.000 Livres gebaut.

»Perot, Handlanger aus Burgund, geschoben von den Leitern der Hospitäler, weil er ein uneheliches Kind des verstorbenen Beaumont, Erzbischof von Paris, geheiratet hat; zieht sich jetzt mit einem Einkommen von 200.000 Livres zurück.

»Rougevin, Handlanger aus der Champagne, seit fünf Jahren Baumeister und schon im Besitz einer Rente von 50.000 Livres.

»Durch solche Mittel sind unsere Blutsauger in die Höhe gekommen und haben ihre skandalösen Vermögen zusammengebracht. Sollte man glauben, daß sie von einem Geiz, einer solchen schmutzigen Habsucht sind, daß sie uns noch unseren von der Behörde festgesetzten Tagelohn von 24 Sous zu verkürzen suchen? Sie wollen nicht berücksichtigen, daß wir höchstens sechs Monate im Jahr beschäftigt sind, wodurch das Tageseinkommen von 24 Sous noch sinkt, und von diesem kümmerlichen Einkommen müssen wir Nahrung, Wohnung, Kleidung beschaffen und unsere Familien ernähren, wenn wir Frau und Kinder haben. Wenn wir so unsere Kräfte im Dienste des Staates verbraucht haben, geschunden von unseren Unternehmern, erschöpft von Hunger, gebrochen von den Anstrengungen, bleibt uns kein anderer Ausweg, als den Rest unserer Tage im Spital zu verbringen, während unsere Vampire Paläste bewohnen, die feinsten Weine trinken, auf Daunen schlafen, in vergoldeten Wagen fahren und in Überfluß und Vergnügungen unser Unglück vergessen und oft der Familie eines zu Mittag verwundeten oder getöteten

Arbeiters den Lohn für den angefangenen Tag vorenthalten.

»Nehmen Sie unsere Klagen entgegen, lieber Volksfreund, und geben Sie unseren gerechten Beschwerden Nachdruck in diesem Augenblicke der Verzweiflung, wo wir unsere Hoffnungen getäuscht sehen: denn wir haften gehofft, an den Vorteilen der neuen Ordnung der Dinge teilzunehmen und eine Milderung unseres Loses zu sehen.

»Unterzeichnet von allen Arbeitern der neuen Kirche Saint-Geneviève, (Panthéon) 560 an der Zahl.

Paris, den 8. Juni 1791.«

Zusatz Marats: »Die Schamröte steigt einem ins Gesicht und man stöhnt vor Schmerz, wenn man sehen muß, wie eine ganze Klasse ebenso nützlicher wie unglücklicher Menschen auf Gnade und Ungnade einer Handvoll Schufte ausgeliefert ist, die sich von ihrem Schweiß mästen und ihnen in barbarischer Weise die kümmerlichen Früchte ihrer Arbeit rauben. Derartige Mißbräuche, die die Gesellschaft der Dienste einer zahlreichen Klasse nützlicher Bürger berauben oder vielmehr diese Klasse durch Elend zu vernichten streben, häften wohl die Aufmerksamkeit der Nationalversammlung auf sich lenken und sie in einigen von den Augenblicken beschäftigen können, die sie so vielen leeren Diskussionen, so vielen lächerlichen Kämpfen widmet«.

Die Nationalvers. verbot dann am 14. Juni jede Koalition der Arbeiter. Marat bemerkte dazu: »So also antwortet die Nationalversammlung auf die Hoffnungen der Arbeiter. Weit entfernt ihre Klagen zu hören verbietet sie ihnen, sich zur Verteidigung ihrer armseligen Löhne zu vereinigen; mehr noch: sie liefert sie den

großen Unternehmern aus. Ihre Attentate richten sich nicht nur gegen die Freiheit der Bürger, nein: gegen das Brot der Arbeiter«.

Am 18. Juni schreibt er: »Trotz aller Lügen der gedungenen Fuchsschwänzer ist es Tatsache, daß die Vertreter der privilegierten Klassen, die natürlicherweise gemeinsame Sache mit dem König machen, nie an etwas anderes gedacht haben, als daran, den Despotismus auf den Ruinen der vom Volke eroberten Freiheit wieder aufzurichten. Nach der Erstürmung der Bastille waren sie die Schwächeren; da mußten sie wohl leise treten. Sie machten also aus der Not eine Tugend und redeten von der Liebe zur Gerechtigkeit und zur Freiheit, die nie in ihren Herzen war.

»Sie wären rettungslos verloren gewesen, wenn die Volksvertreter einige Tugend besessen hätten. Unglücklicherweise waren sie fast alle nichts anderes als Intriganten, gewöhnt vor den Dienern der Minister auf dem Bauche zu kriechen, und in ihrer Mehrzahl gemeine Agenten der Regierung, die erst den Patriotismus heraussteckten und auf die Regierung schimpften, um nachher ihre Stimme desto teurer zu verkaufen. Auch haben sie sich fast alle an dem Hofe prostituiert. Sie hielten den Würfel in der Hand: sobald das Volk ein wenig eingelullt war, fingen sie denn auch an, es mit Hilfe der Loi martiale (Kriegsrecht) zu fesseln, unter dem Vorwand, Volksexekutionen zu verhindern, die das Rechtsgefühl verletzten und der Menschlichkeit ins Gesicht schlügen. Dann entkleideten sie nach und nach die Nation ihrer Hoheitsrechte, danach arbeiteten sie daran, sie auf ewig außerstand zu setzen, diese Rechte wieder zu ergreifen, indem sie die Glieder der Nation durch eine Reihe immer mehr tyrannischer Attentate ihres

Bürgerrechts beraubten. Nichts machte den Volksvertretern mehr Sorge, als daß sie ihren souveränen Herrn, das Volk immer noch aufrecht auf den Beinen sahen und bereit, den Mißbrauch der anvertrauten Gewalt zu rächen. Ihr eifrigstes Bestreben war also, die Versammlungen des Volkes aufzulösen oder wirkungslos zu machen und seine Glieder zu isolieren. Dem Dekrete, das die Distriktversammlungen in Permanenz erklärte, folgte bald ein anderes, das die Sektionsversammlungen zur Unfähigkeit verurteilte, indem es sie ihren Munizipalbeamten unterwarf, die allein das Recht der Einberufung haben und die zur Beratung kommenden Gegenstände festsetzen.

»Auf Grund dieses schönen Dekrets kann das Volk sich also nur versammeln, wenn die Beauftragten der Regierung es ihm erlauben, und es darf nur sprechen, wenn sie ihm den Mund öffnen. Ein so schandbares Attentat genügte den erwählten Vätern aber nicht: sie sahen mit Entsetzen, daß der gesundeste Teil des Volkes in brüderlichen Vereinigungen der Klubs zusammengeschlossen, mit unruhigem Auge ihre Machenschaften verfolgte, sich über Unterschleife beschwerte, und immer bereit war, die Nation aufzuklären und gegen ihre treulosen Bevollmächtigten aufzurufen. Was haben sie nicht alles getan, um diese schützenden Gesellschaften aufzulösen, unter dem Vorwande, sie rissen durch ihre Beratungen alle Macht an sich, während sie doch nur berieten, um sich der Bedrückung entgegenzustemmen, um der Tyrannei zu widerstehen!

»Die Auflösung jedoch wagten sie nicht, und sie wählten daher den Weg, die Gesellschaften ohnmächtig zu machen, indem sie alle Beratungen oder vielmehr alle Petitionen von Korporationen verboten unter dem Vorwand,

es sei das ein »persönliches Recht«, wonach man annehmen müßte, eine Vereinigung könne weder verletzt noch unterdrückt werden, während doch jetzt jede Vereinigung sich schweigend den äußersten Beleidigungen unterwerfen muß.

»Und jetzt — um die so gefürchteten großen Volksversammlungen zu hintertreiben, — hat die Nationalversammlung der ganzen Klasse der unzähligen Handlanger und Arbeiter das Versammlungsrecht genommen, sodaß diese Klasse nicht mehr ordnungsmäßig über ihre Interessen beraten kann; und dies unter dem Vorwande, daß diese Versammlungen die untersagten Zünfte wieder ins Leben rufen könnten.«

* * *

Der Kampf um die Befreiung des Konsumenten.

— Der Sozialismus der französischen Revolution ist in der Hauptsache (von den geistigen Versuchen abgesehen) ein unentwickelter ein Konsumentensozialismus. Der Arbeiter nahm noch eine numerisch geringere Stellung ein, der Konsument litt durch die Erbschaft des ancien régime, die falsche Zirkulation der Nahrungsmittel, oder, wie es damals hier der Subsistenzmittel (les subsistences). Diese Erbschaft war wie immer durch die Zeiten der Unruhen und Kriege verschlimmert. Im Sommer 1793, als der Konvent die Teuerungsfrage noch von der liberalen Seite — im Sinne des berühmten Berichtes von St. Just — als eine Frage der Handelsfreiheit und der Assignaten ansah, rührten das Volk — die Frauen vor allem wie die Enragés und ihr damals bedeutendster Sprecher, der heftige christliche Sozialist Jaques Le Roux, an den Kern der Sache, den privilegierten Wucher. Le Roux ist eine

der interessantesten Erscheinungen der Revolution, ein revolutionärer Priester, aber nicht wie etwa Talleyrand, Chabot, Gobel und so viele andere. Kein Renegat, sondern ein Mann, der sich bei all seinem sozialrevolutionären Eifer zugleich als Priester und Seelsorger, als Confesseur des Malades bezeichnete und auch als solcher vom armen Volk verehrt wurde. Le Roux war in einer Pariser Sektion (den Gravilliers) einflußreich; nach dem hier mitgeteilten Vortrag wurde er von dem Konvent aus dem Hause gewiesen, selbst die Jakobiner und Robespierre verstanden ihn nicht. Im Verlauf des Jahres wurde er von den Hébertisten wegen eines formellen politischen Deliktes angeklagt und vor das Revolutionstribunal verwiesen. Er verlangte und erhielt den offiziellen »Bruderkuß« des Vorsitzenden des Polizeitribunals, schließlich verübte er Selbstmord indem er erklärte, daß ihm das Diesseits ärgerlich, das Jenseits ein Lohn sei. Seine Art, das Problem zu sehen, drang als Notmaßnahme noch im Laufe des Jahres 1793 durch; auch Thirion, der seine Ausweisung erwirkt hatte, sah sich zu dieser Auffassung genötigt; Chaumette, das zweite Haupt der Hébertisten, seiner Feinde, verlangte im Herbst ebenso wie Fouché in der Provinz, sogar die eventuelle Nationalisierung der Manufakturen, Baudot — (siehe Heft 9) sprach außerdem von der Übernahme der Bäckereien durch die Nation usw. Der Konvent selbst aber erließ schon am 26. Juli das Gesetz gegen den Wucher und am 19. September das berühmte »Maximum« (den Höchstpreis) für alle Gegenstände des täglichen Bedarfs: Öl, Kohle, Holz, Branntwein, Leder, Seife, Schuhe usw. Dieser Konsumentensozialismus blieb während der ganzen Jakobinerzeit bestehen; erst die Reaktionäre der Thérmidor hoben das Maximum wieder auf, worauf

prompt die Hungersnot einsetzte. — Wie nahe die bürgerlichen Revolutionäre der Sache kamen und wie fern sie ihrem Kern doch blieben, möge der Bericht des Dantonisten Fabre d'Eglantine zeigen, eines Mannes, der obwohl Komödienscheibe, sich doch auf Geschäfte sehr — und selbst zu seinem Nachteil, da er im Hinblick darauf mit Danton guillotiert wurde — verstand.

Jacques Le Roux als Sprecher der Enragés vor dem Nationalkonvent.

»Vertreter des französischen Volkes, hundertmal schon hat diese geweihte Stäfte von den Verbrechen der Egoisten und Schurken widergehallt und jedesmal habt Ihr versprochen, die Blutegel des Volkes zu treffen. Der Verfassungsakt soll jetzt der Sanktion des Souveräns vorgelegt werden; habt Ihr darin die Agiotage verboten? Nein. Habt Ihr festgesetzt, worin die Freiheit des Volkes besteht? Nein. Habt Ihr den Verkauf des gemünzten Goldes verboten? Nein. Nun gut: so erkläre ich Euch, daß Ihr nicht alles für das Wohl des Volkes getan habt. Wenn eine Klasse die andere straflos aushungern kann, ist die Freiheit nur ein hohler Schaften. Ein leerer Schaften ist die Gleichheit, wenn der Reiche durch sein Monopol das Recht auf Leben und Tod über seinen Nächsten ausübt. Die Republik ist nur ein hohles Schaftenbild, sofern sich die Gegenrevolution von Tag zu Tag durch einen Preis der Lebensmiftel vollzieht, zu dem dreiviertel der Bürger nicht ohne Tränen gelangen können. Man muß aber um die Sanskuloften (die einfachen Bürger) an die Revolution und an die Verfassung zu fesseln, die Räuberei des Geschäfts, das man von dem Handel wohl unterscheiden muß, unter-

binden, und die Lebensmittel den Sanskulotten zugänglich machen.

Die Tatsache, daß unsere Staatsmänner uns den auswärtigen Krieg zugezogen haben, ist keine Begründung dafür, daß die Reichen uns einen viel schrecklicheren Krieg im Inland liefern. Deshalb, weil dreihunderttausend Franzosen verräterisch unter dem meuchelmörderischen Schwert der Sklaven des Königs hingemordet wurden, müssen deshalb jene, die ihr Heim bewachen, Steine essen? Müssen die Witwen der Männer, die für die Freiheit gefallen sind, mit Gold alles, sogar die Baumwolle aufwägen, mit der sie ihre Tränen trocknen wollen? Müssen sie mit Gold die Milch und den Honig zum Unterhalt ihrer Kinder bezahlen? Beauftragte des Volkes, damals als Ihr in Eurer Mitte die Mitschuldigen Dumouriezs haftet, die Vertreter der Vendée, die Royalisten, die den Tyrannen retten wollten, damals schob die Sektion Gravillers ihr Urteil auf, sie beobachtete, daß es nicht in der Macht des »Berges« lag, das von ihm gewollte Gute zu tun: sie stand darum auf. Heute jedoch hat der Konvent seine Würde wiedergefunden; wir beschwören Euch um des Wohls der Republik willen, die Agiotage und die Aufkäufe mit dem Bannspruch der Verfassung zu belegen. Die Reichen sind es, die seit vier Jahren aus der Revolution Nutzen gezogen haben; die kaufmännische Aristokratie, die gefährlicher ist als die Adelsaristokratie, unterdrückt uns, und wir sehen kein Ziel ihrer Ansprüche, denn der Preis der Waren steigt auf erschreckliche Weise. Erlaßt gegen die Agioteure und Aufkäufer! erlaßt das Gesetz, und die Sanskulotten werden es mit ihren Piken zur Durchführung bringen. Ist denn das Eigentum der Spitzbuben heiliger, als das Menschenleben? Die Lebensmittel müssen den Verwaltungsorganen ebenso zur

Verfügung stehen, wie die bewaffnete Macht. Der Gesetzgeber hat die Macht, Kriege zu erklären — d. h. die Menschen niedermachen zu lassen. Und er sollte nicht das Recht haben, zu verhindern, daß man die Wächter ihres Heims bedrückt und aushungert? Habt keine Befürchtung, daß Ihr das Volk gar zu glücklich macht. Wiederholt, insbesondere an den Tagen des 31. Mai und des 2. Juni hat es Euch bewiesen, daß es die Freiheit für Alle begehrt. Gebet ihm zum Dank Brot und ein Gesetz; verhindert, daß man das gute Volk durch diesen übermäßigen Brotpreis der ordentlichen und der außerordentlichen Folter unterwirft. Die Händler haben die Handelsfreiheit mißbraucht zur Unterdrückung des Volkes; sie haben die Erklärung der Menschenrechte, die besagt, daß alles erlaubt ist, was das Gesetz nicht verbietet, falsch ausgelegt. Beschließet in den Formen der Verfassung, daß die Agiotage, der Verkauf des gemünzten Goldes und die Spekulationskäufe verboten sind. Ihr habt eine Zwangsanleihe von einer Milliarde auf die Reichen gelegt; wenn Ihr aber nicht die Agiotage an der Wurzel packt, wenn Ihr nicht einen gesetzlichen Zaum den Spekulationskäufern auferlegt, so werden der Kapitalist und der Kaufmann morgen diesen Betrag durch Monopole und Zwangsmittel wieder von den Sanskulotten eintreiben. Statt der Egoisten, werdet ihr also wiederum den armen Mann getroffen haben. Schon vor euerm Gesetz haben die Krämer und die Bankleute nicht aufgehört, die Bürger zu pressen, wo Ihr sie besteuert habt! Man kann nicht einwenden, daß der Arbeiter den der Preissteigerung angemessenen Lohn bezieht; denn es gibt zwar manche, deren Tätigkeit gut bezahlt wird, andere aber sind seit der Revolution schlechter entlohnt. Außerdem sind keineswegs alle Bürger Arbeiter, und nicht alle Arbeiter sind beschäftigt;

und auch unter den Beschäftigten sind solche mit acht bis neun erwerbsunfähigen Kindern, während die Frauen nicht mehr als 20 Sous täglich verdienen. Abgeordnete des Berges, warum seid Ihr nicht von den dritten in die neunten Stockwerke dieser revolutionären Stadt hinaufgestiegen? Dann hätten Euch die Tränen und die Seufzer einer riesigen brotlosen und unbekleideten Bevölkerung gerührt, die nur durch die Agiotage und die Wucherpreise in diesen elenden Zustand versetzt wird, deshalb, weil die Gesetze grausam gegen die Armen waren, deshalb, weil sie nur von den Wohlhabenden für die Wohlhabenden gemacht werden. — O Wut, Schmach des 18. Jahrhunderts! Wer wollte es glauben, daß die Vertreter des französischen Volkes, die den auswärtigen Tyrannen den Krieg erklärt haben, zu feige gewesen sind, die im Inneren zu erdrücken? Zur Zeit der Herrschaft von Sartines und Flesselles hätte es die Regierung nicht zugelassen, daß die Gegenstände des täglichen Bedarfs dreifach überzahlt würden! Ja, sie setzen sogar den Brot- und Fleischpreis für den Soldaten fest. Und der Konvent, der 25 Millionen Menschen hinter sich hat, soll dulden, daß die Kaufleute und die reichen Egoisten sie gewohnheitsmäßig durch die willkürliche Festsetzung der notwendigsten Dinge ums Leben bringen? Ludwig Capet hätte zu Zwecken der Gegenrevolution nicht den Streich der auswärtigen Mächte herbeiholen müssen; die Feinde des Vaterlands hätten die westlichen Provinzen nicht mit einem Feuerregen überschwemmen müssen; die Agiotage und die Wucherkäufer können ganz allein den Bau der republikanischen Gesetze umstürzen. Man sagt: Der Krieg ist schuld daran. Es gab Krieg auch unter Ludwig XIV. ohne die Agiotage. Ist es erlaubt, daß der Händler unter dem Vorwand des Krieges

Kerzen, Seife und Öl zu sechs Franken das Pfund verkauft und daß der arme Mann (»Sansculotte«) ein Paar Schuhe, ebenso wie ein Hemd oder einen Hut mit 25 Livres bezahlen muß?! Das Papiergeld, sagt man, ist Schuld an dieser Teuerung. Die Sansculotten merken aber nicht, daß viel davon im Umlauf ist. »Aber die Assignaten büßen einen großen Teil im Handel ein«. Warum füllen dann die Bankleute ihre Schränke damit an? Warum sind sie so grausam, den Gehalt gewisser Arbeiter herabzusetzen und warum wird den übrigen keine genügende Entschädigung gewährt? »Aber das Ausland nimmt nur Zahlungen in Silber an.« Das ist nicht richtig, sondern man nimmt auch das Papier an. Wenn man es nicht annähme, so würde das umlaufende Metall für die Handelsgeschäfte nicht ausreichen. Die Bankiers und die Agioleute diskreditieren also die Assignaten, um ihr Silber teurer zu verkaufen und um Monopolgeschäfte zu machen.« »Man weiß auch nicht, was aus allem wird.« Wir wollen das den Aufkäufern zeigen. Das Volk will die Freiheit und Gleichheit, die Republik oder den Tod. Die Agioleute beherrschen allmählich die Manufakturen, die Seehäfen, alle Handels- und Produktionszweige und sie lassen die Freunde der Gerechtigkeit an Hunger, Durst und Nackheit zugrunde gehen; man soll sich dem Despotismus in die Arme werfen. . . . . . Wovon sollen die kleinen Rentner leben, die Leute, die 200, 300, 400 oder 600 (noch außerdem schlecht angelegte) Livres, oder eine Leibrente aus den öffentlichen Kassen beziehen, — wenn man nicht die Agiotage beseitigt durch eine Verfassungsnorm, die den Abänderungen durch die Gesetzgeber nicht unterliegt? Sollen die Royalisten und die Gemäßigten unter dem Vorwand der Handelsfreiheit auch noch Hand an die Manufakturen

und die Landgüter legen? Auf das Getreide, auf die Weingärten und auch auf das Leder? Abgeordnete des Volkes, beendet Eure Laufbahn nicht schimpflich! Wir selbst, wir schwören, die Freiheit und Gleichheit, die Einheit und Unteilbarkeit der Republik und die unterdrückten Sansculotten in den Provinzen zu beschützen. Mögen diese bald nach Paris kommen, die Bande der Brüderlichkeit zu kitten. Wir wollen ihnen dann die unsterblichen Piken weisen, die die Bastille gestürzt haben, die Piken, vor denen die Zwölferkommission und die Partei der Staatsmänner verschwunden sind. Diese Piken werden mit den Intriganten und den Verrätern abrechnen, hinter welcher Maske immer sie sich schützen und wo immer sie wohnen. Es lebe die Wahrheit! Es lebe der Nationalkonvent! Es lebe die französische Republik!«

Thirion (nach Beendigung der wiederholt von der Versammlung unterbrochenen Rede Le Roux): »Sie haben soeben von den Schranken die monströsen Grundsätze der Anarchie angehört. Dieser Mann hat ganz kalt überdacht, wie weit er im Verbrechen gehn kann. Ich behaupte, daß der Herzog von Koburg nicht anders gesprochen hätte. Wie, man will uns einreden, alles stände verzweifelt? Und der Sprecher der Anarchie will dem Volk beweisen, daß der Sohn den Vater umbringen muß. Bürger, er ist gegen die Adels und die Handelsaristokratie aufgestanden; er hat Ihnen aber nichts über die Priesterkaste gesagt. Sie werden nicht ohne Erstaunen hören, daß dieser Mann ein Priester, ein würdiger Rivale der Vendèe ist. Doch die Hoffnung des Tyrannen soll nochmals zu Schanden werden; wir werden das Paris, das er verderben möchte, retten. Ich beantrage, daß der Präsident diesem Mann gebietet, den Saal zu verlassen und daß dem Gesetzgeburtsausschuß ein Bericht über

die Mittel aufgetragen werde, den Preis der Lebensmittel provisorisch zu treffen.

Fabre d'Eglantine über die Agiotage und das Disagio (3. August 93.).

Ich verstehe unter Disagio: den Unterschied, der durch die öffentliche Meinung zwischen dem Livre in Assignaten und dem Livre in Metallen, oder mit andern Worten, in Geldsorten entsteht. Je mehr die Agioteure das Disagio fallen machen, desto mehr Assignaten sind notwendig, ein Metallivre zu repräsentieren. In der Zeit des 31. Mai (Girondisten) und 2. Juni z. B. brauchte man dazu 50 Sous in Assignaten, und in folgedessen 60 Livres in Assignaten für einen Louisdor, heute braucht man bereits seit ungefähr einem Monat 6 Francs in Assignaten für 20 Sous Hartgeld und beinahe 144 Livres für einen Louisdor. Sie werden leicht einsehen, Bürger, daß dieses Disagio die eigentliche Ursache der Teuerung in den Lebensmitteln ist, denn die Erzeuger und infolgedessen auch die Händler wollen keine Verluste sondern nur Gewinne durch den Kurs haben und berechnen deshalb immer den Livre in Metall; um aus einer Ware 20 Sous in Metall zu erzielen, verkauften sie sie zur Zeit des 2. Juni für 50 Sous und heute für 6 Francs in Assignaten. —

Die Besitzer der Assignaten suchen dann aus Furcht vor der Entwertung ihres Besitzes die Assignaten gegen tatsächliche Werte einzutauschen. Zuerst haben sie Waren aufgekauft: aber außerdem, daß sie den Zorn des Volkes befürchten, haben sie auch gemerkt, daß sie bei der Unmöglichkeit einer Ausfuhr die Waren wieder verkaufen mußten und zwar wiederum gegen Assignaten; sie haben deshalb den Handel fallen gelassen an die Leute, die zu den Assignaten Vertrauen haben und auf die öffentliche

Not spekulieren. Die Besitzer der Assignaten, die wir in dieser Beziehung die Kapitalisten nennen wollen, haben sich aber auch nicht auf die Nationalgüter geworfen. Erstens, weil sie zu den Nationalgütern kein größeres Vertrauen haben, als zu den diese repräsentierenden Assignaten; zweitens, weil sie nicht genug Güter zum Kauf vorgefunden hätten und drittens, weil sie einerseits der hohe Stand der Abgaben verscheucht und sie im übrigen, fast Alle oder wenigstens die meisten nur solche tatsächlichen Werte zu haben wünschten, die leicht zu verbergen und für die Abgaben zu verheimlichen, dagegen leicht aus Frankreich und insbesondere aus dem Machtgebiet der Republik fortzuschaffen sind. Deshalb sind die Louisdore und Dukaten das Objekt der kapitalistischen Gier geworden. Die Geizhälse und die Spekulanten waren ihnen aber zuvorgekommen, das gemünzte Gold und Silber bereits verschwunden; man müßte seinerseits die Louis und Taler abkaufen, die Kapitalisten, die Ängstlichen konnten es nur mit großem Verzicht erwerben. Auf diese Art sind die Louisdors, obzwar sie nach der gänzlichen Auswanderung des Adels nur auf 40 bis 50 L in Assignaten gestiegen waren, obzwar sie zur Zeit des 10. August (Tuilerensturm) wieder auf 30 Livres gefallen waren, gegenwärtig bis zum Werte von 130 bis 140 Livres Assignaten gestiegen. Da aber das Gold und Silber infolge dieser Ängstlichkeit täglich teurer und seltener werden, und da sie außerdem immer noch von sichtbarem Umfang und schwerem Gewicht, also gefährlich zu transportieren sind, so hat die Angst der Kapitalisten noch zugenommen, und auf diesen Grad der Panik gründet die Agiotage ihre gefährlichsten Operationen, zu unserem Ruine. . . . (Es entsteht die Begier nach den internationalen, durch

Krieg, Blockade usw., besonders raren, Wechseln auf Amsterdam und damit der dritte (internationale) Kurssturz der Assignaten. Ein Kurssturz, der durch die Finanzmanöver Pitts ausgenützt wird. Pitts Agenten in Paris sorgten dann dafür, daß das Wechselgeschäft sich nicht etwa selbst wieder erschöpfe, und der englische Staat trug — wie Fabre meinte — die Kosten.

Gesetz vom 26. Juli 1793 gegen den Wucher (Spekulationsaufkauf)

(Das Gesetz ist der Vorläufer des »Maximum«).

Der Nationalkonvent beschließt, in anbetracht aller Leiden, welche die Aufkäufer der Gesellschaft durch ihre mörderischen Spekulationen in den Gegenständen des dringenden Bedarfs und Ausnutzung des allgemeinen Notstandes, zufügen, folgendes: »Der Verkauf ist ein Kapitalverbrechen. Des Aufkaufs schuldig ist: jeder, der dem Verkehr Waren oder Lebensmittel des notwendigsten Bedarfs entzieht und diese verändert oder, an welchem Orte immer aufbewahrt, ohne sie täglich und öffentlich zum Verkauf zu stellen. Als Aufkäufer wird außerdem jeder erklärt, der Waren oder Gegenstände des dringenden Bedarfs mit Willen verderben oder zugrunde gehen läßt. Als Waren des notwendigsten Bedarfs gelten: Brot, Fleisch, Wein, Getreide, Mehl, Gemüse, Obst, Butter, Essig, Obstwein, Branntwein, Kohle Talg, Holz, Öl, Soda, Seife, Salz, gedörrte, geräucherte und gesalzene oder marinierte Fische, ferner Honig, Zucker, Papier, Hanf, verarbeitete oder auch unverarbeitete Wolle, Leder, Eisen und Stahl, Kupfer, Bettücher, Leinwand sowie überhaupt alle Kleiderstoffe desgleichen die zu ihre Herstellung erforderlichen Rohstoffe mit Ausnahme aller

Seidenstoffe. — Im Verlauf der ersten acht Tage nach der Bekanntmachung dieses Gesetzes sind Alle, die an irgendeinem Orte der Republik irgendwelche Waren oder Lebensmittel der bezeichneten Art innehaben, verpflichtet diese Waren auf dem Gemeindeamte oder bei der Sektion des Ortes anzuzeigen; die Gemeinde oder Sektion wird darauf durch einen abgeordneten Kommissär das Vorhandensein sowie die Art und Menge der Waren feststellen lassen. Nach dieser Feststellung hat der Eigentümer der Waren oder Lebensmittel dem Kommissär auf eine schriftlich zugestellte Anfrage zu erklären, ob er die genannten Gegenstände im Laufe von drei Tagen in kleinen Mengen freihändig verkaufen will; im Fall der Zustimmung hat der Verkauf derart unter der Aufsicht eines Kommissärs ohne weiteren Aufschub zu erfolgen. Wenn der Eigentümer den Verkauf nicht vornehmen will oder kann, hat er bei der Behörde die Abschrift der Rechnungen oder Handelsabschlüsse über die betreffenden Waren einzureichen; die Gemeinde oder Sektion hat darüber ein Anerkenntnis auszustellen und einen Kommissär mit der Vornahme des Verkaufs zu beauftragen und dabei die Preise so zu bestimmen, daß der Eigentümer wenn möglich einen Handelsgewinn erzielt. Wenn aber der hohe Preis der Einkaufsrechnungen diesen Profit nicht ermöglicht, so hat der Verkauf gleichwohl zum Marktpreise zu erfolgen; dasselbe Verfahren hätte zu erfolgen, wenn der Eigentümer die Rechnungen nicht ausfolgen kann. Die aus diesem Verfahren erfolgenden Kaufbeträge werden dem Eigentümer dann nach vorgängigen Abzug der Kosten abgeliefert.

LIED VON TOD UND ERLÖSUNG

VON MARGARETE SUSMAN

Soll ich so einsam fahren
Dahin?
Hält keiner meiner Brüder,
Die mit mir waren,
Mir noch die Hand,
Wenn sie hinübergreift
Ins Sternenlicht?
Find' ich mich noch,
Wenn unser Kreis zerbricht?
Sind wir nicht eins
Und eins am andern nur?
Wo läuft der Liebe heiße dunkle Spur
Am Tod entlang?
Laß' ich euch ganz und finde mich nicht mehr?
Und ihr, die ihr noch Kraft und Stimme seid,
Vermögen eure Rufe euer Leid
Mich nicht zu halten?
Ist ewiges Versinken mein Erkalten?
Seht ihr mich klarer nicht, wenn ich entschwand?
Und haben eure Züge, ihr Geliebten,
Sich meinem Auge reiner nicht enthüllt,
Seit ihr hinweggeeilt aus allen Ländern?
Über den blauen Rändern
Entrückter Ferne
Liegt so kristallnes Licht —
Das zeichnet mit klarerem Schein
Das Menschengesicht.

Das leuchtet ins Leben hinein
Und brennt unsre Züge
So fest und rein
Und verlöscht die Lüge
Aus Traum und Schein.
Doch drückst du unser Bild dem Leben
Glühend ein,
Da wir verschweben —
Wie tief, o Tod,
Der du uns selber findest,
Uns heiß und heißer zu uns selbst entzündest,
Uns unter dunkler Qual von uns entbindest,
Sind wir vor dir allein.

* * *

Wir verlassen die Küsten,
Die Berge und Felder,
Die Ströme und Wälder
Und alles, woran unser Auge
In Träumen hängt.
Was uns hält und umfängt,
Was wir bau'n und betreten,
Was wir fühlen und schauen,
Was wir hoffen und trauen,
Was wir lieben und beten,
Ist unser nicht.
In die fernste Fremde
Sind wir gestellt:
Im Sterbehemde
Durchirren wir Fremde
Die fremdeste Welt —
Wir, deren Schale zerbricht
Von Glanz verwundet
Von Nacht umrundet —

Einsamste Funken
Aus Hoffnung und Sternenlicht.

* * *

Aber ihr, ihr Verstummten,
Ihr schon Geheilten,
Auch euch war das Licht
Und die Saat und die Schönheit
Und die Wunde, das Wunder
Aufbrennender Liebe
In einsamer Brust.
Wer verstehet die Zeit,
Den ewigen Schauder
Zwischen euch und uns
Und die große unendliche Stille,
In der wir nicht mehr sind?
Seid ihr die Erlösten — das Gestern?
Seid ihr's, die das Morgen schauen?
Sind wir's, die wir träumen und bauen,
Ihr fernen Brüder und Schwestern?
Von verklungenen Stimmen rauscht
Die große Stille
Und von denen, die klingen werden,
Wenn die meine verklang.
Und zwischen den lautlosen Stimmen
Und unseren lauten Stimmen
Ziehen die Welten.

Einst waren sie eines: ein Chor
Gesammelter Stimmen, drin jede
Sich mit zu den Sternen erhob:
Ein Raum, der die Beter umschloß,
Und die Zeit ein alleiniger Strom
In das ziehende Meer des Heils.

O bange, zerspringende Welt
Aufberstender Formen — o Dunkel
Vergehender Liebesgestalt!
Verstörtes, zerriß'nes Getöse
Verlorener Stimmen — Erschauern
Vereinzelten irren Gebets!
Arme sehnsüchtige Kinder der Zeit,
Die über dem Taumel der Sterne
Kein ewiges Antlitz mehr malt,
Das die ewige Güte,
Die ewige Liebe
Aus tausendfach überwölkter Ferne
Sengend herniederstrahlt —
Wo sind eure Dome?
Wo sind eure Münster?
Eure zum Himmel türmenden Geister
Die Gaben der Erde,
Ihr einsamsten Seelen?
Wer zieht euch an Ranken schwebender Blüten
Geflochten aus lastendem, dunklem Gestein
Mit sich in die Wolken des Himmels empor?
Wer baut eurer Sehnsucht versteinertes Tor?
Wohl ist Einsamkeit Schuld:
Was verschweigt ihr das Band?
Was reißt ihr euch los,
Blutende Stücke der einen
Anbetenden reinen Gemeinde,
Zerspelltes, zerschlagenes Land?
Wo ist, was euch eint?
Ward euch nicht in euer eignes Geweb
Webende Kraft geschossen?
Auf! Webet das Band!
Die Welt geschlossen!
Aber erlahmt ist das Land,

Darüber die ewige Güte,
Die ewige Liebe verstummt,
Die Wahrheit verhüllt, vermummt
In tausend Fratzen — denn ihr
Vergaßet tief eures klaren
Ewigen Vaterlandes.
Nie ward der Menschheit Weinen
Lauter, banger gehört
Als der Einsamen Weinen,
Das keiner versteht.

Und es nahte der ringenden Seele
Der Tod.
Wie willst du mich überwinden,
Meinen Stachel, die Hölle, das Nichts?
Und der Engel des Gerichts
Weinte über den Blinden.
Und er trat hervor aus der Flamme
Düster zuckendem Rot
Und sprach: Hier steht der Tod,
Trunken von eurer Not,
Flammend von euren Sünden.
Und die einsamste Seele stand auf,
Die Augen erblindet vom Starren
Im ewig Finstern,
Den Mund verstummt vom Schreien
Im ewigen Schweigen. Ein Strahl,
Ein einziger Strahl entbrannte
Den lichtlosen Augen. Ein Laut,
Ein einziger Laut zerriß
Ihr grausendes Schweigen.
Und der Engel im schwarzen Kleid
Der mitleidarme, ergriff
Die Seele mit eherner Hand:

Was sprichst du zu mir, Vermeßne?
Gottvergeßne!
Rufe, was dir gegeben:
Rufe dein Land.
Ich stehe Antwort dem Leben,
Nicht dir!
Nie wird deine einsame Reinheit
Mich zwingen, mich überwinden.
Du rissest dich aus dem Band,
Du löstest dich aus der Einheit,
Dir zerbricht meine eiserne Hand
Die halmgeflochtenen Schwingen.
Hebe die Menschheit zu mir!
Hebe zu mir das Leben!
Ihr will ich es wiedergeben,
Nicht dir.
  Und die flügelberaubte Seele
Zerfiel in Staub.
Und ein Schrei
Zerriß den kreisenden Raum —
Und über der Menschheit erhob sich
Mit unerlöstem Antlitz,
Eine schwere, donnernde Wolke,
Ihr ewiger Taum.

* * *

  Und die Ewigkeit sprach:
Ich ziehe vor meinem Volke,
Und mein Volk versank.

* * *

  Und sie blickte zurück in die Nacht
Und suchte sich, suchte im Finstern
Das Band. — —
Und es war ein Garten voll Blumen

Und blauenden Lichts,
Und seiner Kelche Duft
Floß brennend empor,
Und des Gartens Luft
War das Lächeln des ewigen Angesichts,
War Seligkeit. —
Draus wanderten zu zweit
Die verstoßenen Menschen ins Land·
Von Abendröte umbrannt
Und vom Glanz des englischen Schwerts.
Aus dem Garten der heiligen Ströme
Stieß sie ein Wort
Dröhnender denn das Erz
Des Engels:
Daß sie das Feld
Bauten, davon sie genommen,
Zogen sie heim
In die irdische Heimat.

* * *

Heimat! Du tragender Grund
Lebender Füße! — Empfangende
Alles Samens der Welt!
Alles verbirgst du und ziehst
Alles in dir zum Licht.
Kommet, o Brüder und Schwestern,
Glaubet, glaubet dem Dunkel
Der heimischen Erde! In ihr
Sind unser Sterben und Hoffen
Heilig verschwiegen geeint.
Bauet das wirkende Feld
Das uns entläßt und erhält,
Das uns empfängt und zersprengt!
Sät das mysterische Korn,
Säet euch selbst in den Grund!

Auf ewig sind wir verstoßen
Aus dem heilig ruhenden Gold
Strahlender Länder der Frühe
Ins dunkle erdige Braun,
Auf daß wir selber erbaun
Aus unsern furchtbarsten Nächten
Was uns mit sprengenden Mächten
Geister des Werdens vertrau'n.
Blicket und tauchet hinab!
Sucht euch den Weg durch das Grab!
Denn aus der Saat eurer Seelen,
Der blutenden, heimatentfernten,
Ewig glühend durchsternten
Verlorner, verlaßner Geschlechter,
Verzweifelnder, weher Verächter
Will sich der Eine ernten,
Der euch, millionenfach reifend,
Himmel und Erde umschweifend
Und wägend mit seinem Gewicht,
Riesenhaft treibend und drängend,
Heimat und Boden zersprengend
Hoch über Wege und Welten
Heimträgt ins Licht:

* * *

Und die Ewigkeit sah —
Und sie schaute das Band
Und sie schaute das Land:
Die karge, verschlossene
Bergende Heimat
Des lichtverstoßenen
Welthinstürzenden
Dunklen Geschlechts. —
Und Menschen schriften
Mit schweren Füßen

Darüber hin.
Und Menschen säten,
Und Regen strömten,
Und Sonne weckte,
Und Frucht und Blumen
Entsprossen der Nacht.
Und Menschen sanken
Ins bergende Dunkel
Zeiten um Zeiten
Zerstört und vertan.
Und ein schluchzender Seufzer
Der Ewigkeit
Umwehte den Tod.
Und wie sie versanken,
Entwanden sich neue
Vertraute Gestalten,
Erdentnomm'ne
Mit fremden Augen
Der ruhenden Nacht.

Und es kam der Eine,
Den Gott entsandte —
Auch er entnommen
Dem schweren Stoffe
Des dunklen Grunds.
Doch als er heimging
Sich selber säend
In braune Nacht —
Zerbarst der Boden
Zu dumpf und erdig,
Das fremde, große,
Gewalt'ge Licht
Zu halten.
Die Erde wankte

Es sprangen viele
Geweihte Gräber.
Die unt're Welt
Ward wundgerissen
Vom großen Licht.

Doch wieder schloß sich
In dumpfer Ruhe
Des Grundes Nacht.
Nur eines Risses glühend rote Spur
Blieb tief im dunklen Erdreich haften
Und ward vertan, vergessen und verraten.

* * *

Und immer rascher, immer schwerer ging
Der Atem
Der Ewigkeit,
Und immer tiefer sank ihr Traum und sah
Sich und die eigene Spur in brauner Nacht
Verrinnen.
Und sah die Einsamkeit,
Die Weltvernichterin,
Sich immer drohender
Aus dunklem Schoß gebären.
Und als der Welt vorletzter Traum zerbrach,
Und Gott verstummte und der letzte Schein
Der Spur erlosch — —
Geschah das Gräßliche:
Sie sah die Verlornen
Dem uralten Feind,
Dem schon überwundnen,
Selber die Waffen
In knochige Hände drücken.
Sie sah die Verworfnen
Ihm selber die eigenen

Göttlich strahlenden Menschenaugen
Einsetzen ins blinde
Grausame Antlitz.
Da sah sie ihn wütend
Die heiligen braunen
Schollen zerstampfen,
Den dunklen Lichttraum
Mit Blut durchströmen,
Mit Leibern düngen,
Unreif verworf'nen
Heiligen Früchten:
Gräßlich geschändete Heimat
Verlor'nen Geschlechts.

* * *

Und Stille ward's und Abend
Kahles Schweigen ward
Über dem Land.
Und in leisen tödlichen Flocken
Sinkt der Schnee.
Und das Land wird weiß,
Und das Leben schläft —
Und die Ewigkeit ruht
Gefalteter Schwingen
Und träumt von ihren Toten.

Sie träumt. Ihr sank der Kranz
Beströmt mit Blut und Tränen
Vom hingesenkten Haupt.
Und doch — sie träumt, so wie sie ewig träumt:
Ein Menschenbild — das neue lichte Bild,
Drin Weh und Finsternis und gellende
Verzweiflung,
Untat und Mord und schwarze Gottesferne
In reinen Glanz vergehn,

Wie Schmach und Stank des Unrats im Gebild
Dem seligsten: der Rose.
Sie träumt — — sie träumt die Rose ihres Stammes:
Ihr Kind.

* * *

Hat nicht der Hahn zum dritten Mal gekräht?
Genug — genug des grausenden Verrats!
O geht hinaus und weinet bitterlich!
Der Fels, auf den der Herr gegründet, tat's —
Und sind allein die Tränen noch Gebot.
Wir weinen, Herr: denn wir verrieten dich,
Aufs neue sank dein blutbeströmtes Haupt —
Dein Grab ist leer — und leer des Himmels Glanz —
Nun da der Himmel leer ist, Herr — wo sollen
Wir dich noch suchen?

Und horch: ein Donner schlägt in unsre Brust.
Die Ewigkeit steht auf in ihr und spricht
Der Menschheit letzten düsterroten Traum
Aus schwarzem Schleier an:
Ich suche Dich —
Verborgenste, Verhüllte — dich allein
Aus allen Träumen noch.
Du aller Träume
Gebärerin und Schoß,
Du Riesenblume
Des Weltendunkels — du Entfalterin
Des Duftes aller Liebe, alles Traums.

Da dich des Wahnsinns Hand in Splitter schlug
Du weißer Stein der Welt,
Und wähnte dich in jedem dir genug
Mit steiler Spitze wachsend in den Himmel —
Da stachen die demantnen Pfeile wild
Ins Herz des Gottes — und er neigte sich

Und starb —
Er, den allein der ganzen Seele Raum
In ungezählter Farben Glut und Glanz
Weißstrahlend hält —
O Seele — wachse neu in ein Gebild!
O Seele aller! werde wieder Welt!

Steh auf, Zerschmetterte! Steh auf und sammle
Die Glieder deines lichten Flammenleibes:
Im dunklen Grund einsam gereifte Saat.
Erwecke sie, daß sie in langem Zuge
Nach Zion wallen und den Tempel baun
Und sich aus finsterm Todesschlaf erwacht
Im erdenfremden Leuchten dieser Nacht
In jähem Schrecken in die Augen schaun.
Und einer sieht, daß er der Andre ist
Und ewig nur aus Jenes Liebe stamme —
Und stürzen aus dem Dunkel Herz an Herz
Und schlagen blühend auf zu Einer Flamme.

Blauleuchtender Traum
Ihr Saum,
Glut ihr Gewand,
Himmlische Klarheit ihr Haupt,
Tod allem, was welk und verstaubt,
Was schlecht und verdorben,
Was unrein und müd! —
Goldgekrönte,
Die durch die Welten glüht
Und zerreißt des Bodens
Uralt geheiligte Nacht —
Dir ganz zu dienen
Sind wir erschienen,
Wir selber vergängliche Nacht.

An dir zu vergehen
Zu dir entfacht.

In nie zu fassenden Wehen
Lodert das Unsre empor
Und zerschmilzt das Tor
Und den schweren goldenen Riegel.
Aufspringen die Siegel:
Uralter Kunde
Verschlossene Munde —
Aufrauschen die Flügel.
Die Flammenflügel der innersten Cherubim.
Und sie rufen IHM.
Rufen IHM, daß er wiederkehre
Auf seinen leeren verlassenen Thron —
Und da kniet der Sohn
Mit blutbesprengtem
Verhülltem Menschengesicht,
Das frierende Licht,
Und schreit im Gebet.

Aber die flammenden Flügel
Der dreimal Heil'gen umschlagen ihn.
Und es atmet sein Antlitz
Und hebt sich auf
Und er sieht und zerspringt.

Und der Himmel singt —
Singt vom einsamen Dunkel des Weltenlichts,
Das die Nacht erlöst und zerbricht —
Und kreist und erbebt von Geburt und Schrei,
Von rasender Melodei. —

Aber leer bleibt der Thron,
Der dem Fernsten gehört,
Den nur Einer beschwört. —
Und der Himmel klafft

Bis ins Herz gespalten
Um den leeren verlassenen Tisch des Herrn,
Den die Sterne heilig verwalten.
Und über des Menschen Haupt
Entbrennt der lösende Kreis.
Und über ihm schreit
Mit seligem Schall
Die helle, silberne Stimme:
Sei mir bereit!
Dein ist die Gnade der Zeit —
Du erntest furchtbare Saat:
In dir ging das Blut der Beter
Aller Jahrtausende auf.
In dir wird das Bittere süß,
Das verdorbene Blut deiner Väter
Rein wie des Lichts
Strahlende Flamme — Dir sollen
In furchtbar pochender Brust
Alle Seelen erstehen
Im Blitz ihrer Schwerter und Wehen,
Im weltzersprengenden Wollen,
Im grollenden Donner der Lust,
All ihres Blutes Klopfen,
Aller Millionen Tropfen
Himmelanbrennendes Sehnen,
Schweigende Seen der Tränen,
Ihr Gestern, ihr Morgen, ihr Heut
Von Reue zerstört und ewig
Von Liebe wieder erneut: —

So sollst Du ihn überwinden,
Den Tod, die Hölle, das Nichts,
Den Engel des schwersten Gerichts:
Mit diesen Seelen in deiner

Zuckenden Flammenbrust.
Jener, der kam, sie zu lösen,
Der, reifste Frucht, sich gesät,
Jener auch atmet in dir:
Dunkel als ziehende Glut,
Strahlend als himmlischer Schlüssel
Lodert in dir sein Blut.

Du aber gehst nicht einsam
Wieder durchs dunkle Tor —
Alles, was jemals war,
Lodert mit dir empor. —
Was euch bannte, verging.
Zeit erblühte, empfing
Christgebärend das All.
Siehe, nun kam der Zeit
Selbst ihre Zeit. Nimm sie hin!
Siehe der Sterbenden Kleid,
Gürtel und Schleier sich lösen:
Sieh, was sie immer gewesen:
Rufende Ewigkeit.
Trauer und ziehender Gral,
Alles um sich zu versammeln,
Alles Irren und Stammeln
Aus des Selberseins Qual. —
Höre des Himmels Sang,
Hörnergellen und Schrei
Welterweckenden Rufs!
Prasselnd schlagen im Sturm
Goldene Fahnen.
Da bebt
Die Erde im Grunde. Die Nacht
Zerreißt ihren Mantel — und Sterne
Entbrausen, ein einiger Strom,

Dem heilig zerschmetterten Dunkel —
Und silbern vertönt das Horn
Des ew'gen Gerichts.

Und die berstende Erde rauscht auf,
Und des Menschen gewaltiges Haupt
Wächst auf in den himmlischen Kreis.
Und der Eine weiß
Und der Eine naht
Und der Eine hält
Den toten verstümmelten Gott
Mit rasenden Armen empor
Und schreit zu ihm:
Du wirst uns erlösen
Vor Jammer des Bösen:
Zu viel unendliches Leid
Ging ein
In deine strahlende Ewigkeit.
Du bist uns verfallen,
Du bist uns verschuldet,
Wir haben um dich
Der Hölle Qualen erduldet.

Da versinkt die Welt
Und der Eine hält
Den Gott in gewaltigen Armen.
Kein Neigen mehr, kein Erbarmen.
Er ist bezwungen,
Er ist durchdrungen,
Zur Braut des Menschen erglüht —
Und sie rauschen in Flammen empor,
Ein Bild, ein Wesen, ein Sein
Und zerbrechen den sterbenden Schein
Im Rausch des unsterblichen Sanges
Durch die Flammen des Unterganges.

AN DIE FRAUEN!

Von ANNA SIEMSEN

Ich erhebe Anklage, Selbstanklage als Frau gegen uns Frauen. Wir stehen da mitten in Haß, in Kampf, in der Selbstzerfleischung unseres Volkes und tun nichts, um diesen Brudermord zu hindern. Nichts. Denn die paar papiernen Proteste und Aufrufe, die wir herausgeben, sind schlimmer als nichts. Wir wissen alle, daß sie wirkungslos sind, nichts als eine leere Gebärde, aber wir können uns mit ihrer Hilfe selbst täuschen, als sei estwas geschehen, wo nichts geschehen ist.

Und während dessen sammeln sich im ganzen deutschen Lande Freikorps und Grenzschutztruppen, werden unsere Söhne von den Schulen und Universitäten weg zum Bürgerkrieg gepreßt, erfüllt sich das Land mehr und mehr mit den Kampf der weißen gegen die roten Garden. Alle bösen Geister des Krieges und der Gewalt sind wieder losgelassen. Und wir! Wir erschöpfen uns in ohnmächtigen Klagen und Protesten.

Wir haben nicht die Entschuldigung der Kriegszeit, daß wir politisch ohnmächtig sind, daß wir unsern Willen nicht zur Tat werden lassen können. Wir haben nicht das Recht mehr, den Männern die Verantwortung zuzuschieben. Wir haben jetzt alle Rechte der Männer und wir haben die größere Zahl. Alles, was wir ernstlich wollen, dazu können wir die Parteien, die Parlamente, die Regierungen zwingen. Aber es muß ein ernster, klarer wirklichkeitsbereiter Wille sein. Nicht wie unklares Reden von Menschlichkeit, nicht ein Jammern über Mißverstehen,

nicht ein Vertuschen der harten Tatsachen, daß von Friede und Versöhnung keine Rede sein kann, wenn man einander, die Waffen in der Hand, gegenübersteht.

Warum verlangen wir Frauen nicht einmütig die sofortige innere Abrüstung? Warum verweigern wir nicht jeder Partei die Unterstützung, welche glaubt, politische Fragen mit Gewalt und Blutvergießen lösen zu müssen. Weshalb fordern wir nicht den Rücktritt einer jeden Regierung, die sich auf Söldnertruppen stützt. Weshalb bringen wir nicht augenblicklich ein Gesetz ein, daß jede Truppenanwerbung verboten, daß allein eine Volkswehr zur Sicherung Deutschlands im Innern wie nach außen zuzulassen ist?

Ich klage uns an, wir tun alle diese sehr einfachen Dinge nicht, weil wir nicht daran glauben. Wie wir uns im Kriege haben betören lassen, durch die Lüge der nationalen Verteidigung, so lassen wir uns jetzt hinters Licht führen durch die noch viel gemeinere Lüge von der Herstellung der Ruhe und Ordnung. Unsere Feigheit und unser Unglaube war es, die uns im Kriege stumm sein ließen oder eintreten für Gewalt und Mord. Wir wollten nicht ein paar jämmerliche Fetzen Land abtreten und nicht auf »nationale Macht« und »nationale Ehre« verzichten und ließen für diese Götzenbilder lieber unsere Söhne und Gatten im Schützengraben verfaulen. Es hat uns nichts genützt. Alles, wofür wir sie in den Kampf gehetzt, ist nun doch verloren gegangen. Unsere Feigheit und unser Unglaube hindern uns auch heute zu tun, was unsere einfache Pflicht ist. Weil hier und da in Deutschland ein paar Unruhen vorgekommen, weil Unzufriedenheit mit der Regierung sich drohend äußerte, weil die Forderungen der Arbeiterschaft nicht zur Ruhe kommen, und weil die Presse, eine käufliche und verlogene Presse, uns überschüttet hat mit Lügennach-

richt — schlimmer als im Kriege — vor denen man schamrot das Gesicht verhüllt, deshalb lassen wir uns wieder einmal einfangen von der elenden Heuchelei, daß Gewalt notwendig sei, um unser Leben und unsere Freiheit zu sichern.

Wir sind, ebenso wie die Männer, verseucht und krank. Wir haben gelernt, daß man nur durch Gewalt sich an der Macht erhalten kann, daß Recht und Gerechtigkeit machtlos sind, ohne diese Hilfe der Fäuste, der Gewehre, der Kanonen und Handgranaten. Wir haben, nachdem diese Mittel im Kriege versagten, noch nichts aus unserem Erleben gelernt, sondern beten das alte Lied noch immer nach. Wir sind Ludendorff's Schüler auch heute noch, nachdem uns Ludendorff ins Unglück und namenlosen Jammer geführt.

Es ist aber nicht wahr, daß man die Menschen nur mit Waffengewalt hindern kann, Böses zu tun. Die Zahl der gefährlichen Übeltäter, der Räuber, Diebe und Mörder ist eine sehr kleine und die Zahl der ordnungsliebenden Menschen ist immer groß genug, sie auch ohne Heere, Bajonette und Kanonen im Zaume zu halten. Jetzt hat der Krieg viele von uns schlecht gemacht. Er hat sie planmäßig zum Verbrechen erzogen. Und diese Folge des Krieges und unser eigenes Verschulden müssen wir tragen. Aber auch heute sind wir stark genug, die Verwilderten zur Ordnung zu zwingen, ohne Söldnertruppen dazu aufzubieten, die selbst im Kampf verwildern und zu Verbrechern werden.

Wir wissen ja auch, daß es sich nicht darum handelt. Daß es politische Fragen sind, die man jetzt mit »Blut und Eisen« nach berühmten Vorbildern löst. Und wir sind zufrieden damit, weil wir früher einmal gelernt haben, daß keine Revolution ohne Blutvergießen geblieben, und nehmen als selbstverständlich hin, was uns mit Grauen und Empörung erfüllen sollte, nämlich dies: Daß Regierungen, die

sich Volksregierungen nennen, Menschen anwerben mit dem ausgesprochenen Zweck, auf ihre Mitmenschen, auf ihre Mitbürger zu schießen, nur damit sie selbst ein wenig länger an der Macht und am Ruder bleiben.

Gewiß ist es wahr, daß wirtschaftliche und politische Klassenkämpfe sich nicht in friedlichen Grenzen entcheiden lassen. Gewiß ist es wahr, daß große, geschichtliche Entwicklungen nicht ohne Krämpfe und Zuckungen vor sich gehen. Gewiß müssen wir in einer Revolution auf Aufstände, auf Übergriffe, auf Gewaltaten, sogar auf Blutvergießen gefaßt sein. Aber es ist etwas anderes, ob dieses Blutvergießen die Schuld einzelner Verantwortungsloser ist, die von den Besonnenen leicht zur Ruhe gezwungen werden können, oder ob wir den Mord organisieren, predigen, heraufbeschwören.

Keine Frage der Zeit kann durch Blut und Eisen gelöst werden. Kein Aberglaube ist törichter als dieser. Keine Lösung aber auch kann dadurch auf die Länge verhindert werden. Ist Deutschland reif zum Sozialismus, reif nicht nur wirtschaftlich, sondern auch im Bewußtsein seiner Arbeiter, so können alle Heere der Welt nicht die Ruhe in einen kapitalistischen Deutschland herstellen. Sie können es höchstens in eine Wüste und ein Massengrab verwandeln. Ist die Räterepublik der Weg zu diesem Ziel des Sozialismus, so werden wir über kurz oder lang ihn gehen müssen. Alles Blut aber, das dafür oder dagegen geflossen, hätten wir sparen können.

Ich spreche nicht zu den sozialistischen, nicht zu den revolutionären Frauen, ich spreche zu allen für alle. Denn keine Frau, die diesen Namen mit Recht trägt und wäre sie kapitalistisch oder monarchisch bis in die Knochen, keine dürfte ihre Sache mit Blut verteidigen, keine über Leichen

ihren Weg gehen wollen. Was haben wir denn zu fürchten? Die Wahrheit ist nicht aufzuhalten? Früher oder später ist ihr Sieg gewiß. Gerade wer einer guten Sache zu dienen meint, darf sie nicht mit schlechten Mitteln beschmutzen

Wir wollen den Ernst der Lage nicht verwischen. Es ist unwahrhaftig, jetzt von einem einigen deutschen Volk zu sprechen, von Bruder und Schwester, die sich verstehen sollten. Deutschland **ist** in zwei Lager gespalten. Hüben und drüben sollen und dürfen nicht vermengt, der Kampf muß zum Ende durchgekämpft werden. Aber nicht mit Mitteln eines Tamerlan, eines Nikolaus I oder eines Ludendorff. Wir haben geistige Waffen und friedliche Waffen genug auf beiden Seiten. Wie wenig haben wir sie erst verwandt. Wie schnell haben wir nach Gewalt und nach Waffen der Gewalt gerufen.

Es ist die erste Gelegenheit für uns Frauen unsere neuen politischen Rechte zu benützen, als Frauen zu benutzen. Früher konnten wir uns entschuldigen mit unserer politischen Rechtlosigkeit und wir haben diese Entschuldigung oft mißbraucht. Heute trifft uns die volle Mitverantwortung für alles Gewaltsame, Blutige, Unmenschliche, was im neuen Staat geschieht. Wir können und müssen bezeugen, daß wir die alten Methoden des Militarismus nicht glauben, daß wir sie verabscheuen und daß wir bereit sind, sie bis aufs Letzte zu bekämpfen. Nicht mit allgemeinen Ermahnungen und Klagen sondern mit der ganz bestimmten Forderung: Nieder mit den Waffen, nieder mit den angeworbenen Truppen, nieder mit jeder Regierung, die sich auf Söldner und ihre Bajonette stützt.

Ich klage uns an, daß wir das nicht früher getan. Noch ist es Zeit, aber die Stunden drängen. Wollen wir die letzte Gelegenheit vorübergehen lassen, uns von Blutschuld zu reinigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach A.-G., Bielefeld

DAS FORUM

3. Jahr | Augustheft 1919 | Heft 11

(Abgeschlossen am 27. Juli 1919)

UNABHÄNGIGKEITS-ERKLÄRUNG DES GEISTES

An der Spitze des ersten Forumheftes, das nach dreieinvierteljährigem Verbot wieder erscheinen konnte, im Dezember 1918, richtete ich an Romain Rolland einen Aufruf zur Bildung der geistigen Internationale. Am 21. Tage der Revolution (3. Dezember 1918) durfte man noch hoffen und deshalb getrieben von Sehnsucht und Freude schreiben: »Endlich will Geist Macht werden. Auch in Deutschland. In einer Zeit, wo die verbrecherische Losung galt: »Macht geht vor Recht« oder gar: »Macht ist Recht« nahmen einige wenige Köpfe in Deutschland Partei für das Recht gegen die Macht. Sie, Romain Rolland, halfen uns dabei. Helfen Sie uns auch jetzt! Errichten wir die Internationale des Geistes. Geist als Macht. Und eins mit Gerechtigkeit und Güte. Wer diese Forderung sentimental oder utopistisch tauft, werde gebrandmarkt von uns, und ausgeschieden aus der Schar der Kämpfer. Bei dem Befreiungskampf der Menschheit, der nun beginnt, wollen wir den Abbau des Mittelalters beschleunigen. Wir wollen die Institutionen, die Vorurteile, die Ungerechtigkeiten, die Privilegien beseitigen, die sich der Entfaltung des Menschen bisher entgegenstellten. Wir wollen bei diesem ungeheueren Werke

keinerlei Rücksicht kennen.« Acht Monate sind seither vergangen. Und was ist inzwischen geschehen? Die mutigsten, entschlossensten, edelsten Kämpfer dieser Zeit wurden gemeuchelt, erschlagen oder »auf der Flucht erschossen.« Keiner von den Übriggebliebenen, die als radikale und revolutionäre Geister die Jahre vor dem Zusammenbruch das ludendörffische Deutschland bekämpft haben, die Anfang November das alte, von den Regierungssozialisten bis zur letzten Minute gestützte System stürzten, kann heute unangefochten in Deutschland leben. Soweit sie nicht ermordet wurden, sind sie eingekerkert, zu Zuchthausstrafen verurteilt, in Schutzhaft, verfolgt, bespitzelt, unter Polizeiaufsicht und Briefkontrolle, verfehmt, verleumdet, ihre Zeitungsbetriebe sind von Ordnungstruppen demoliert oder verboten, dadurch wirtschaftlich zu Grunde gerichtet. Dies sind die Resultate der glorreichen deutschen Revolution.

Der Kriegsberichterstatter Noske, der Anbeter Hindenburgs und Ludendorffs, wurde von meuternden Matrosengnaden Gouverneur von Kiel, später Revolutionsminister, Oberkommandierender in den Marken, allmächtiger Herr gutbezahlter und gutgenährter Heerscharen — und spricht von uns als von Aasgeiern der Revolution. Der Mörder Runge wetterte im Gerichtssaal gegen die Verbrecher, Mörder und Plünderer: gegen Liebknecht und Rosa Luxemburg, seine Opfer.

Ist hier mit Geist, mit Güte, mit Gerechtigkeit etwas auszurichten? In diesem Augenblick, in dieser Periode tiefster, würdelosester Erniedrigung Deutschlands? Wir dürfen nicht verzweifeln. Aber wir dürfen uns auch nicht unfruchtbaren Ideologien

hingeben. Wenn der aufgerufene Geist etwas auszurichten vermöchte, dann müßte er es sogleich, nicht morgen, sondern heute tun. Zuviel Unersetzliches, Unwiederbringbares ist bereits verloren. Die Elite deutscher Geistigkeit ist getötet oder geknebelt. Deshalb könnte nur die Tat des Geistes, die sofortige Erfüllung seiner Forderungen retten.

Schmerz und Schande empfindet jeder wahre Revolutionär über die letzten neun Monate. Wir mißtrauen den Intellektuellen, wie wir ihnen im Kriege mißtraut haben. Sie sind unzuverlässig, eitel, anpassungsfähig, krank vor Ehrgeiz, und meist ahnungslos den sozialen und wirtschaftlichen Triebkräften gegenüber. Nur die Kopf- und Handarbeiter aller Länder werden mit Recht als die einzigen Träger der Weltrevolution unsere Hoffnung sein können. Dennoch bleibt mein Ruf: »Organisieren wir endlich die Armee des Geistes. Und vereinigen wir uns mit den Proletarierheeren. Die bisher Verfehmten, Verbotenen oder Eingekerkerten werden unsere Führer sein müssen.«

Aus diesem Grunde habe ich den von Romain Rolland mir im April 1919 gesandten und von Nicolai übersetzten Aufruf unterzeichnet. Wir wollten ihn am 1. Mai in allen Ländern veröffentlichen. Um drei Monate verspätet, erscheint er jetzt als das Bekenntnis der allzuwenigen reingebliebenen Geister. Und schon besteht die Gefahr, daß auch diese Deklaration — aus edelsten, menschlichen Motiven geboren — verunreinigt wird durch den Anschluß fragwürdiger Elemente oder gar durch die unbedenkliche und unkritische Aufnahme von ehemaligen Kriegsenthusiasten, flinken Umlernern und Schwerkompromittierten. Das darf nicht sein. Gewiß, wir

wollen keine Rache üben, wir wollen auch nicht nachträgerisch sein, aber, um unsere Ideen endlich rein zur Verwirklichung zu bringen, müssen wir vorsichtig und mißtrauisch denen gegenüber sein, die bei der nächsten Kurve der geschichtlichen Entwicklung den Geist wieder verraten würden. Aus Schwäche, aus Opportunismus oder Schlimmerem.

Klarheit über alles! Und ich bin glücklich, mit meinen französischen Freunden in dieser radikalen Forderung einig zu sein. Wir wollen uns nicht von neuem Enttäuschungen deprimierendster Art aussetzen. Wir wollen offen und frei bekennen: soll aus dieser Deklaration der wahrhaft unabhängigen Geister aller Länder etwas entstehen, soll ihr nicht dasselbe Schicksal werden, wie allen vorangegangenen Manifesten, dann ist außer der Sauberkeit aller Beteiligten, dem im Krieg bewiesenen Mut, jetzt allerdings Zusammenschluß, Aktivität, Schnelligkeit des Handelns notwendig. Die Zeit der platonischen Proteste ist vorüber. Genug der Aufrufe, Manifeste! Wir werden den Kongreß einberufen, den ich hier vor fünfeinviertel Jahren — im April 1914 — an erster Stelle im ersten Heft des 1. Jahrgangs forderte. Dort standen — vier Monate vor dem Ausbruch des Weltwahnsinns — die Sätze: »Versuchen wir endlich Karl Marx's stürmischen Imperativ, der Millionen Proletarierhirne entflammte, auf die riesengroße Partei der Geistigen anzuwenden und dieser Ruf kann zünden wie der des kommunistischen Manifestes: »Intellektuelle aller Länder, vereinigt Euch!« Ihr habt die Macht, sobald Ihr den Willen habt. Organisiert Euch, beruft einen Kongreß der Kopfarbeiter aller Länder ein,

wie er nicht nur mir vorschwebt, fürchtet weder die überlegene Geste der Snobs noch das breitspurige Pathos der Vaterländler. Alle guten Europäer werden kommen.« Und ich nannte die Leuchtendsten mit Namen. Einige sind nicht mehr, wie Mirbeau, Rodin, Wedekind. Andere haben die Prüfung nicht bestanden, haben versagt, wie Liebermann, Gerhart Hauptmann, Thomas Mann. Übrig bleiben von den damals Genannten: Rolland, France, Shaw, Chesterton, Heinrich Mann, Rainer Maria Rilke, Gorki und »viele junge leidenschaftliche Köpfe, die — als Künstler oder Gelehrte — keine nationale Grenze, keine völkischen Interessen kennen, denen die Gerechtigkeit mehr gilt, als die Justiz, denen der Geist, die Wissenschaften und die Kunst höher steht als jenes geräuschvolle Etwas, was man heute für Patriotismus verschleißt.«

Es gilt also, die Institution zu schaffen, die Stätte der freien Geister, den Areopag der unabhängigen und reingebliebenen Intellektuellen. Wird es, kann es gelingen? Schwierigkeiten, Bedenken, Hemmungen ohne Zahl tauchen auf. Dürfen und können wir auf eine Sichtung, auf eine äußerst strenge Auswahl verzichten? Nein, nimmermehr. Wir sind bereits so weit, daß sich das »sozialistische« deutsche Regierungsorgan mit Rolland und Barbusse brüstet, ja daß ein Freund Noskes in der Nationalversammlung den Aufruf der geistigen Kämpfer aller Länder zitiert, — sollen wir also jene Intellektuellen, die Haßsänger, die einstigen Ludendorff- und jetzigen Noskepropagandisten, die 93 Professoren und jene Literaten und Journalisten, die sich je nach der Offensive oder nach dem Stand der Re-

volution »neuorientierten«, die gestern den U-Bootkrieg, heute Noskes Regime verherrlichen und morgen mit Spartakus kokettieren werden, die Liebknecht und Eisner wegen ihrer Wahrheitsliebe höhnten, — sollen wir diese schwankenden Gestalten, diese Sykophanten der Revolution, wieder in unseren Reihen aufnehmen, sobald sie sich bei veränderter Konjunktur wieder »geistig« und »menschlich« gebärden wollen?

* * *

Aufbauen wollen wir. Dazu brauchen wir gutes, anständiges und sauberes Material. Daher ist es notwendig, daß diejenigen, die sich im Kriege beschmutzt haben, sich mindestens Zurückhaltung auferlegen. Selbst wenn sie ihren Irrtum erkannten und künftig ehrlich bemüht sind, ihn vergessen zu machen. Sie haben für jeden Fall eine längere Karenzzeit nötig.

Erste Forderung: Du sollst nicht töten! Jedes Menschenleben ist heilig und unantastbar. Darüber wache die Solidarität aller geistigen Kämpfer.

Zweite Forderung: Kampf gegen jede nationalistische Ideologie, gleichviel in welcher Maskierung sie auftrift, ob konservativ, nationaldemokratisch oder sozialpatriotisch. Bekenntnis nicht allein zum internationalen, sondern zum anationalen Geist. Und die Übereinstimmung in dieser wesentlichen Frage verbindet uns noch enger mit unsern französischen Freunden. Denn wie mir Jouve mitteilt, legen die französischen Unterzeichner, vor allem Romain Rolland, größten Wert auf den Satz: »Nous ne connaissons pas les peuples. Nous connaissons le peuple, — unique, universel —« etc. . . . , und

Jouve nimmt von mir mit Recht an, daß ich den ursprünglichen Wortlaut der Erklärung wiederherstellen werde. Denn: ich halte diesen Satz gerade für einen der wesentlichsten und grundsätzlichsten des ganzen Manifests. Wäre er fortgeblieben, so hätte ich es nicht unterschreiben können. (In der von Nicolai veranlaßten Veröffentlichung ist der Satz leider fortgelassen worden, „da einzelne der deutschen Unterzeichner an diesem Ausdruck Anstand genommen" haben.)

Dritte Forderung: über alle oft allzu berechtigten Individualismen, Inseln der Ichsucht, subjektiven Differenzen, Abneigungen und Feindschaften hinweg müssen sich die wahrhaften Kämpfer des Geistes hier zum ersten Male als Kameraden zusammenfinden. Der Glaube an den Sieg der Idee überwinde die Zweifel an der Möglichkeit eines Zusammen-Seins, einer Zusammen-Arbeit.

Solidarität aller Fackelträger des Geistes: gegen die Verächter des Geistes, gegen die Verleumder der Revolution; für eine neue Weltordnung die keine Todesstrafe und keine Versklavung kennt, für eine klassenlose Gemeinschaft aller Menschen. Für Gerechtigkeit und Güte ohne Grenzen, ohne Mörder und ohne Waffen. Dies ist unser Ziel.

Wir — einst Kameraden in der Arbeit, am Geiste — sind seit fünf Jahren hier auf Erden einsam geworden, getrennt durch Armeen, Zensurvorschriften und den Haß der kriegführenden Völker. Aber heute, da die Schranken fallen, und die Grenzen sich langsam wieder öffnen, wenden wir uns an Euch mit dem bittenden Ruf, unsere einstige Genossenschaft wieder herzustellen! — Aber in neuer Form — sicherer und widerstandsfähiger als früher.

Der Krieg hatte Verwirrung in unsere Reihen getragen. Fast alle Intellektuellen haben ihre Wissenschaft, ihre Kunst und ihr ganzes Denken in den Dienst der kriegführenden Obrigkeit gestellt. Wir klagen niemanden an und wollen keinen Vorwurf erheben; zu gut kennen wir die Widerstandslosigkeit des Einzelnen gegenüber der elementaren Kraft von Massenvorstellungen, die um so leichter alles hinwegschwemmten, als da keine Institutionen vorhanden waren, an die man sich hätte klammern können. Für die Zukunft jedoch könnten und sollten wir aus dem Geschehenen lernen.

Dazu aber ist es gut, sich an den Zusammenbruch zu erinnern, den die fast restlose Abdankung der Intelligenz in der ganzen Welt verschuldet hat. Die Denker und Dichter beugten sich knechtisch vor dem Götzen des Tages und fügten dadurch zu den Flammen, die Europa an Leib und Seele verbrannten, unauslöschlichen, giftigen Haß. Aus den Rüstkammern ihres Wissens und ihrer Phantasie suchten sie all die alten und auch viele neue Gründe zum Haß, Gründe der Geschichte und Gründe einer angeblichen Wissenschaft und Kunst. Mit Fleiß zerstörten sie den Zusammenhang und die Liebe unter den Menschen und machten dadurch auch die Welt der Ideen, deren lebendige Verkörperung sie sein sollten, vielleicht ohne es zu wollen, zu einem Werkzeug der Leidenschaft. Sie haben für selbstsüchtige politische oder soziale Parteiinteressen gearbeitet, für einen Staat, für ein Vaterland oder für eine Klasse! Und jetzt, da alle Völker, die in diesem Barbarenkampfe gekämpft, — Sieger sowohl wie Besiegte — in Armut und tiefster uneingestandener Schande ob ihrer Wahnsinnstat verzweifelt und erniedrigt dastehen, — jetzt scheint mit den Denkern auch der in den Kampf gezerrte Gedanke zerschlagen!

Auf! Befreien wir den Geist von diesen unreinen Kompromissen, von diesen niederziehenden Ketten, von dieser heim-

lichen Knechtschaft! Der Geist darf Niemandes Diener sein, wir aber müssen dem Geiste dienen und keinen andern Herrn erkennen wir an. Seine Fackel zu tragen sind wir geboren, um sie wollen wir uns scharen, um sie die irrende Menschheit zu scharen versuchen. Unsere Aufgabe und unsere Pflicht ist es, das unverrückbare Fanal aufzupflanzen und in der stürmischen Nacht auf den ewig ruhenden Polarstern hinzuweisen. Inmitten dieser Orgie von Hochmut und gegenseitiger Verachtung wollen wir nicht wählen noch richten. Frei dienen wir der freien Wahrheit, die in sich grenzenlos auch keine äußeren Grenzen kennt, keine Vorurteile der Völker und keine Sonderrechte einer Klasse.

Gewiß, wir haben Freude an der Menschheit und Liebe zu ihr! Für sie arbeiten wir, aber für sie als Ganzes. Wir kennen nicht einzelne Völker. Wir kennen nur das Volk, — einzig und allumfassend, — das Volk, das leidet und kämpft, fällt und sich wieder erhebt und dabei doch immer vorwärtsschreitet auf seinem schweren Wege in Blut und in Schweiß, — dieses Volk aller Menschen, die alle, alle unsere Brüder sind.

Nur bewußt werden müssen sich die Menschen dieser Brüderschaft, deshalb sollten wir Wissenden hoch über den blinden Kämpfern die Brücke bauen zum Zeichen eines neuen Bundes, im Namen des einen und doch mannigfaltigen, ewigen und freien Geistes.

H. Barbusse (Frankreich). P. Birukoff (Rußland). Benedetto Croce (Italien). G. Dupin (Frankreich). G. Eckhoud (Belgien). A. Einstein (Deutschland). Frederik van Eden (Holland). Leonh. Frank (Deutschl.). A. Forel (Schweiz). Wilhelm Herzog (Deutschland). H. Hesse (Deutschland). P. J. Jouve (Frankreich). J. G. Kapteyn (England). Ellen Key (Schweden). Selma Lagerlöf (Schweden). A. Latzko (Ungarn). Max Lehmann (Deutschl.). Heinr. Mann (Deutschl.).

M. Martinet (Frankr.). J. Ramsay Macdonald (Engl.).
Soph. Michaelis (Dänem.). G. F. Nicolai (Deutschland).
Bertrand Russel (England). Romain Rolland (Frankr.).
Jules Romains (Frankreich). P. Signac (Frankreich).
Rabindranath Tagore (Indien).
H. van de Velde (Belgien). F. Werfel (Deutschland).
Stephan Zweig (Deutschland). J. Zangwill (England).

TOTENTANZ

VON P. J. JOUVE

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG VON FELIX BERAN

Jouve, ein enthusiastischer Jünger Romain Rollands, veröffentlichte im Jahre 1917 bereits in der »Edition des Tablettes« (Genf) unter dem Titel »Danse des Morts« einen erschütternden Cyklus anklagender Gedichte. Hier eine Auswahl davon.

VORWORT

Man mache diese Dichtung nicht zur Waffe eines Volkes gegen ein anderes Volk, eines Vaterlandes gegen ein anderes Vaterland. Alle Völker mit ihrer mechanisierten und verbrecherischen Zivilisation, mit ihrer Lehre vom Mord, mit ihrer Gleichgiltigkeit, haben den gleichen Tod sich bereitet. Ihre Staaten der Gewalt und Begehrlichkeit haben ihn gewollt. Er ist es, der sie zusammenhält. Meine Dichtung kennt kein Vaterland. Sie verabscheut den Krieg. Sie leidet mit allen Menschen.

P. J. Jouve, 1916—1917.

Den Manen

TOLSTOIS,

ROMAIN ROLLAND,

diesen beiden großen Stimmen menschlicher Verbrüderung gegen das Verbrechen des Krieges widme ich diese Dichtung des Schmerzes und der Empörung.

DER FRIEDE

DIE ARBEITER

Stimmen.

Wir, das Arbeitervolk.

In der Tiefe
Dieser gewaltigen Welt von Kraft und Reichtum,
An der Wurzel der ungemessenen Macht, des tollen Vergnügens,
Lebt unser Volk,
Duldet unsere Menge.

In der Tiefe, da ist die Arbeit unserer vertierten Völker,
Und ihr Lohn.

Wir, das Arbeitervolk,
Wäget die Worte Gefährten,
Wäget die Qual und das Blut dieser Worte.

Das Arbeitervolk:
Für alle kühnen Bauten der Welt,
Der Erbauer,
Für jegliche Ernährung der Welt,
Der Ernährer;
Für jeglichen Reichtum der Welt,
Der dem Boden ihn abringt und anhäuft;

Für jede Schönheit, jedes Glück der Welt,
Der es schafft
In seinem Schweiße.
Arbeitervolk, immer größer an Zahl,
Immer härter zur Arbeit gepreßt,
Ausgenützt
Von denen, die Gesetze vorschreiben der Menge,
Arbeitervolk
Von der mahlenden Maschine in Atem gehalten,
Durch lebloses Tun immer ähnlicher
Der Maschine,
Bergleute — Steinkohlen,
Glasbläser — geblähtes Glas,
Gießer — Blöcke in Glut,
Mechaniker — Rafternde Züge,
Die Mädchen — Webstühle,
Die Frauen — Millionen von Perlen aufgereiht,
Arbeitervolk,
Wenn eine Woge aus der Fabrik wir fluten
In diese schöne Welt voll Glanz,
Von Schimmer, Liebe, Pracht,
Von fürstlichen Frauen,
Wo die Abendblätter Kriegsdrohung verkünden,
Was fühlt da unser Herz?

Bitterkeit! Euere Sklaven sind wir!

Eine andere Stimme.

Doch hörst du?
Aus unserem Elend befreit zu werden
Rufen wir der Vereinigung aller Brüder,
Aller, deren Rücken blutend am Gelde schleppen
In dieser weiten Welt.
Ihre Vereinigung rufen wir an.

Unsere Arbeit und unser Dulden sind eins
Unsere Gebieter, die die Völker führen,
Wir hassen sie.

Hörst du?
Wir haben gesprochen in Märkten und Städten,
Im Norden, im Süden, Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener,
[Russen,
Vom gleichen Willen beseelt riefen sie:
Uns werdet ihr nicht trennen,
Für euch werden wir einander nicht töten.

Hörst du?
Wir wiesen unsere Wunden, unsere Male:
Ihr scheußliches Kriegshandwerk bedroht uns
Zerschmettert ihr vielfaches Haupt, es sind die gleichen.
Los auf sie!

Der Tod.

Los auf euch!
Die Vereinigung willst du, Arbeitervolk:
Doch deine Kongresse sind haßerfüllt.
Du bist eine große unbestimmte Sehnsucht,
Doch du hast Führer,
Du wirst gehorchen.

Ich bin der Fortschritt der Menschheit, Arbeiter,
Die Maschine ist meine Seele
Und die menschliche Menge, Arbeiter,
Morgen wird sie Fleisch sein für mein Gemetzel.

DER BANKIER

Der Bankier.

Bankier mein Vater, mein Großvater Wechsler, drei Generationen Finanzleute in mir;
Wenn ich die Faust auf den Tisch lege, das gilt Millionen:
In einem mächtigen Körper bin ich der Mächtigen Heer;
Ich zapfe das Gold ab, nach dem die Welt gelüstet, ich hypnotisiere das Gold,
Nicht mehr das Gold, von der Arbeit beschmutzt, — das Gold selbst, das das Gold hervorbringt.

Schöner, herrlicher Beruf. Die Bank gedeiht, somit ist sie gerecht.
Ziffern, Tabellen, Läutewerke, Berechnungen verbinden mich mit allen Ländern der Welt,
Der Planet reicht kaum aus für meinen Hunger, doch man treibt ihn an.
Die Menschheit unter jedem Himmelsstrich mein Werkzeug.
Die Geschäfte sprengen wie Hochflut die Grenzen des Wollens,
Höher noch! Dem zahlreichsten, geschicktesten, fruchtbarsten
Das bessere Gelingen;
Doch wehe dem, dessen Rechnung nicht stimmt
Oder, der im Gefühl sich verliert.

Ihr klagt mich der Gewalttätigkeit an. Bleibe ich nicht in den Grenzen des Gesetzes?
Darauf kommt es an; bis zur Grenze des Gesetzes müßt ihr Hals bieten.
Und immer verstehen wir es, innerhalb eines Gesetzes zu bleiben.
Er ist schwach, er ist ehrlich? Umso besser, wir lieben ihn um dieser Tugenden willen,
Ist mein Schreien an der Börse Tugend?
Meine Vergnügungen, nackte Weiber mit kostbaren Weinen begossen, Liebe und Festmahl eins ums andere,

Was sagt ihr dazu als Tugend?
Mögen Sittlichkeitsapostel jammern; — und morgen
Das Tagesgrauen wird bei harter Arbeit mich finden.

Plutus ist nie allein,
Er ist vielfach, geheimnisvoll, er entzieht sich euren Blicken,
Schlagt einen Kopf ihm ab, umso reger die andern.
Mein Vaterland? Am Bosporus, in Paris, am Hudson, in Marokko.
Das Geld hat kein Geschlecht, kennt nicht Gut noch Böse,
    noch einen Glauben
Das Geld allein ist wirklich, das Geld allein ist gut.
Doch um den Frieden zu haben, rüstet zum Krieg.
Überall dringe ich ein, überall treibe ich an und ihr wißt
    es nicht.
Meine Kraft? Sie hat einen Namen nur: Der Profit.
Meine Wünsche tändeln mit Grenzen, mit Weltlichem, Heiligem
Hier bereiten sie Krieg; dort festigen sie den Frieden
Doch sie sind im Widerstreit — von allen Seiten.
Der ungewisse Krieg, der Zufall des Kriegs ist vielleicht
    das größte Geschäft
Vielleicht, unvermeidlich nähern wir uns ihm
Indessen spielen wir damit
Und verdienen.

Der Tod.

Eroberer! Eroberer!
Feister Bankherr, Sprößling von Räuberbanden,
Methodischer Bankier, Urheber technischer Unternehmungen,
Dein Vermögen ist mein bestes Pfand auf Erden,
Häufe an, schmiede Ränke,
Raube,
Und töte, indem du lebst.
Zur Arbeit Schmied; — rüste, zwei Jahre noch
Und ich werde meine Ruhmestrompete blasen.

DIE MUTTER UND DAS KIND

Das Kind:
Mutter, welches sind die schönsten Berufe.
Die Mutter:
Spiele mit deinen Soldaten, Kindchen.
Das Kind:
Hat der Soldat den schönsten Beruf?
Die Mutter:
Ja, der Soldat.
Das Kind:
Mutter, was macht der Soldat?
Die Mutter:
Er tötet, fürs Vaterland.
Das Kind:
Hat der Priester den schönsten Beruf?
Die Mutter:
Ja, der Priester.
Das Kind:
Mutter, was macht der Priester?
Die Mutter:
Er segnet — das Elend, die Lüge und das Schlachtfeld.
Das Kind:
Ist ein Bürger zu sein, wie Vater, ein schöner Beruf?
Die Mutter:
Ja, ein Bürger zu sein.
Das Kind:
Was macht der Bürger, Mutter?
Die Mutter:
Er bereichert sich, er tut nichts anderes.
Das Kind:
Mutter, ist Politik der schönste Beruf?
Die Mutter:
Ja, die Politik.

Das Kind:
Was macht man in der Politik, Mutter?
Die Mutter:
Man betrügt.
Das Kind:
Mutter, Mutter?
Du hast kein Gesicht mehr .... man sieht die Knochen!
Ah, Mutter, das bist nicht mehr du, ich habe Angst!
Ich habe große Angst!
Der Tod
erscheint hinter dem Gesicht der Mutter.
Spiele mit deinen Soldaten, mein Kind.

DER GENERAL

Der General.
Wir rüsten, wir bereiten Millionen Männer vor.
Die Nation wacht, Gewehr bei Fuß,
Die Augen auf uns gerichtet.
Der Tod
kommandiert:
Allgemeine verstärkte Dienstpflicht!
Bei allen Völkern.
Ich will die ganze Jugend, bereit für den ersten Ansturm,
Und die andern bis zu den Alten im Bereich der Kasernen.

Nehmt jedes Jahr die Kinder aus ihrem gesunden Leben,
Füllt die alten Pesthäuser mit lebenden Herzen,
Pfercht die Leiber unbeweglich in Höfe.

Soldaten in Reihen, Soldaten in Scharen,
Tötet vorerst ihren Verstand,
Dann tötet ihr Herz.
Richtet auf die Pyramide der Autorität,
Wo der Oberste die Seele verblödet hat, die Muskeln tot:
Der frechen Ausschweifung ruft, daß vor den Mauern sie lauert.

Siechtum packe sie an Bauch und Lunge
Bis das Leben sie ekelt
Bis sie verkommen.
Und ihre Menge wird geschirrt und bereit sein für meinen Großen Tag.

Der General.

Die Rüstung macht uns Sorgen, die andern Völker
Rüsten mehr als wir.

Der Tod.

Das Gehirn des Erfinders muß gebären:

Eine raschere Flinte, eine besser berechnete Kugel;
Ein Maschinengewehr, das die Erde mit zehnfachem Tod überstreut;
Zu Tausenden leichte Geschütze von sicherem Rohr;
Schwere Kanonen, Riesenkanonen.
Hundert geheime Systeme von mathematischem Stahl,
Bremsen, Lafetten, Hinterlader, Fernrohre, Distanzmesser,
Vollkommene Granaten, zuverlässig wie der Uhrschlag des Todes;
Der vernichtendste Sprengstoff.
Panzerautomobile, versenkte Minen,
Geheime Festungen unter der Erde,
Seefesten und die Unterseeboote,
Flugzeuge, himmelfarben und von Bomben schwer.
Die Bahnen auf hellen Schienen, die Menschen zu bringen und das Eisen,
Die vollkommene Fabrik ohne Kraftverlust, in Rotglut bei Tag und Nacht.

Der General.

Wir halten jedes Jahr Übungen ab,
Wir entwerfen vollkommene Pläne, Mobilisierung, Strategie.

Der Tod

Das Haupt der Maschine sei der menschliche Geist
Die starke Intelligenz?
Sie tue ihr Werk, hier ihr Beweis in den Augen der Menschheit.

Wieviele Menschen könnt in der kürzesten Zeit ihr töten?
Welche Mittel habt ihr das Terrain auszunutzen — zum Töten der Menschen?
So schön auch Erwägungen sein mögen, darauf kommt es an.
Schafft vollkommene Pläne: Gehirn, Zeit, Wille, Material;
Zieht in Rechnung den Irrtum, die Freiheit, das Metall das brechen kann,
Zieht in Rechnung den Tod.

Der General.

Wir sind das Vaterland und die Ordnung.
Die Macht, die vom Feinde uns befreit
Die Macht, die vor Anarchie uns rettet.
Des Menschen ewiges Ziel und seine göttliche Erlösung,
Die Armee hält sie in ihrer Faust.

Der Tod.

Der Politiker bewillige das Geld,
Das Volk zahle, fünfzig Jahre lang.
Für wann der Krieg, mein Geselle,
Für wann der Mord?

Der General.

Wann du willst: — der Tag des Krieges wird mein schönster Tag sein.
Ich hoffe mein Alter wird ihn noch erleben.

DAS ENDE EINER WELT

Wenn ihr euch nicht besinnt,
werdet ihr alle untergehn
Jesus, nach Lucas XIII. 5.

Der Tod

tanzend:

Freude!
Schmaus!
Rache!
Fraß!
Genugtuung meiner Seele!
Endlich alle mit Haut und Haar!
Diese Pächter der Heuchelei,
Ich werde sie mit Fäulnis richten:
Vom Reichen bis zum Elenden,
Von der Hure bis zum Hungerleider,
Vom jungen Soldaten bis zum feisten Bürger,
Vom Rauhbart bis zum Mildherzigen,
Vom Minister bis zum Vagabunden!
Die einen durch die andern, die Schafshirne!
Die einen durch die andern.

Welche Lust!
Welcher Schmaus!
Man wird sie packen,
Bruder, sie kriegen dich.
Du stirbst, — es ist das erste Mal
Daß die Wahrheit zu dir gelangt.
Du stirbst, — es ist das erste Mal
Daß du Gutes tust auf Erden.
Sie kriegen dich
Am Bein oder am Herzen
Durch Laster oder Heldentum

Durch das Verbrechen oder den Lieben Gott.
Jawohl!

All diese zerstückten Jünglinge
All diese verstümmelten Familien,
Diese vergifteten Massen.
All diese gepanzerten Großwänste,
Diese völlige Fäulnis,
Und diese süßen vergewaltigten Geschlechter
Die knurrenden Mägen,
Die Pest, organisiert.
Und, wie du es nennst, die Freiheit!

Ich bin der Tod, der große Tod, von starkem Geruch,
Ich bin der Tod, die große Hure, die zu umarmen weiß,
Der ganze Planet, er ist mein.
Diese Pest des Denkens,
In einem vergessenen Winkel von Leben und Tod
Da stank sie!
Ich will sie ausräuchern.

Der Mensch.

Du tötest deinen Bruder.
Du tötest ihn millionenfach,
Zerstückst ihn blindlings,
Zerschmetterst ihn am hellen Tag.
Und dein Gewissen ruft dir zu.
Daß es dein Bruder ist.
Und sein Blut lastet nicht auf dir,
Und sein Blut lähmt dich nicht, erstickt dich nicht.
Du kannst noch leben, atmen!
In deinem Gott, deinem Gedanken, deinem Herzen,
In dir, moderner Kannibale,
Birgt sich diese Wahrheit:
Ewige Mörder seid ihr,
Kains Söhne.

Du bist Sklave und küssest ihnen die Füße.
Niemals ward so niedre Sklaverei erduldet
Nie haben solche Füße
Deinen Schmerz getreten !
Nie war so erbärmliche Menge,
Nie so feige Dreistigkeit,
Nie so schmieriges Geld !
Und so hörig, so betrogen sind sie
Daß sie lebend und frei sich glauben :
Ewig Besiegte, die ihr euch selbst verlacht,
Besiegte,
Wohl könnt ihr am Wahn euch berauschen Sieger zu sein :
Schützengraben, Stadt, Fabrik, sie schnappen nach euch.
Euer Staat regt seine Gewalt
Und vernichtet euch ;
Eure Verlogenheit, die euch die Zunge hemmt,
Tauscht Tag mit Nacht ;
Und die menschliche Bestie, neuerwacht,
Macht euch den Garaus ;
Bald, wenn alle eure Kinder tot sein werden,
Werdet ihr eure Herren erschlagen — die Unschuldigen mit,
So schreitet das Verbrechen.

O, ihr, menschliche Brüder, ihr !

Und du, du genießest.
Du hast die Gesetze für dich und den Mord.
Du baust das Geräte von Stahl,
Du wirfst die Gase, blaß von Lüge,
Du sprichst das Wort, das ins Nichts hinabstößt :
Tausende, wahllos :
Und lassest lebend verfaulen, was da überlebt;
Stets watest du weiter in frischem Blute
Und deckst mit immer engeren Netzen
Die Welt

Daß die Schlechtigkeit immer strafloser bleibe,
Daß immer reicher sei der Gewinn.
Ihr zerstöret, ihr werdet zerstört.
Die sittlichen Kräfte, die Gewissen, das Wissen,
Die Kathedralen des Glaubens, die Freiheit,
Eure Werke, eure Bekenntnisse,
Stürzen.
Was sie zerstörten, werde ich zwiefach vernichten:
Und die tot sind, sie sind nun sicher tot.

Ihr habt eure Seele verloren,
Das tiefe und ewige Gesetz
Darin die großen Geister flammten
Wie ein Stern flammt in der Nacht:
Die Brüderlichkeit der Menschen.
Der Mord erfaßt euer Fleisch:
Der Haß, eine Flut, erfaßt eure Seele,
Ihr seid von Wahnwitz besessen,
Die Lüge hält euer Eingeweide,
Schwelgerei und Notzucht sind König,
Auf Gräbern tanzet ihr.

Bis ans Ende peitschen euch eure Gebieter.
Sie selbst sind Meister nicht mehr
Und ihr gehorcht.

Soll ich nun sagen:
Sterbet, ihr seid alle zum Sterben reif . . . . .
Mein Bruder, das ist der Todeskampf, das Ende einer ganzen Welt:
Viele sind verloren, viele am Sterben.
Doch wie, o mein Bruder,
Unsere Vernunft, unsere Göttlichkeit, unsere Liebe,
Sag mir, — haben wir das alles verloren?

September 1916—September 1917.

KARL LIEBKNECHT, DER ANGEKLAGTE

Die folgenden Schriftstücke hat Karl Liebknecht, der Armierungssoldat und Revolutionär, nach seiner Verhaftung am 3. Mai 1916 aus dem Berliner Militärgefängnis geschrieben. Kurz nach der Novemberrevolution hatte Liebknecht das gesamte Material selbst in Druck gegeben. Als er ermordet wurde, lagen gerade die Korrekturbogen vor. Die Verfolgungen der Kommunistischen Partei verzögerten weiter die Herausgabe. Jetzt endlich kommen die Akten, die Protokolle, die Urteile erster und zweiter Instanz, alle jene schmählichen Dokumente des preußischen Militarismus ans Licht. Gesammelt unter dem Titel: Das Zuchthausurteil. Verlag der Wochenschrift »Die Aktion«

Konnte der Angeklagte etwas anderes als der Ankläger des verruchten Systems sein? Tolstois »Ich kann nicht schweigen« hat er — uns allen voranleuchtend, mutiger und hemmungsloser als wir alle — aus tiefster Seelennot beherzigt. Er schrie, da man ihn knebeln wollte, seine Anklage hinaus. Er verteidigte sich nicht. Er griff an, wo sich ihm eine Gelegenheit bot, und da man ihn mundtot zu machen suchte, benutzte er die Schriftsätze an die Behörden, um die Verbrechen der Militärmacht und der ihr ergebenen Regierung zu entlarven.

So entstanden aufreizende Dokumente, Dokumente des Hasses und der Anklage, deren historische Bedeutung so groß ist wie ihre menschliche.

Jetzt fangen die Erzberger an zu reden! Im Juli 1919. Aber als drei Jahre vorher einer gegen das Weltverbrechen auftrat, wurde er mit Hilfe des Reichstags ins Zuchthaus geschickt. Ja, diese Mitschuldigen an allen Verbrechen, haben den Antrag auf Haftentlassung des Abgeordneten Liebknecht — wie es gewünscht wurde — abgelehnt. Den Einzigen ließen sie einkerkern, schnitten ihm die »Ehre« ab und bejubelten ihre Halbgötter Hindenburg und Ludendorff.

Jetzt zetern sie gegeneinander, beschimpfen, besudeln sich gegenseitig, schieben sich die Schuld zu, wie ertappte Verbrecher nach einem missglückten Raubzug. Es wird ihnen nichts helfen. Wir glauben an eine immanente Gerechtigkeit. Ihr Lauf geht manchem zu langsam, wir werden oft ungeduldig und Leid zerfrißt uns die Seele angesichts des Grauens, der Qual, der Brutalität, der Verfolgung, denen die rechtlich Denkenden, die revolutionären Kämpfer

heute mehr als unter dem alten Regime ausgesetzt sind. Nichts jedoch kann uns beirren. Trotz allen Verleumdungen, Verunglimpfungen, Rückschlägen, Niederlagen, — der Weg geht aufwärts. Mögen sie morden lassen, sie töten den Geist nicht, Ihr Brüder. Unsere ermordeten Führer leben in uns. Von Jaurès über Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Kurt Eisner bis zu Eugen Leviné. Sie strahlen uns entgegen als Leuchtsignale auf dem Wege zur Befreiung der Menschheit.

Schreiben des Reichskanzlers (Reichsamt des Innern) vom 4. Mai 1916 an das Königl. Kommandanturgericht in Berlin.

Eilt sehr!

Auf der Tagesordnung der Sitzung des Reichstags vom 9. Mai d. J. steht der Antrag der Sozialdemokratischen Fraktion auf Haftentlassung des Abgeordneten Liebknecht. Ich zweifle nicht daran, daß dieser Antrag abgelehnt werden wird, halte es aber, um dieses Ergebnis zu erzielen, für unerläßlich, daß dem Reichstag so bald als möglich die Unterlagen des gegen Liebknecht eingeleiteten Strafverfahrens mitgeteilt werden. Nach Benehmen mit dem Herrn stellvertr. Kriegsminister beehre ich mich, die Königl. Kommandantur zu ersuchen, mir gefl. so rasch als möglich eine Mitteilung über die dem Abgeordneten Liebknecht vorgeworfenen Straftaten sowie, falls angängig, Abschrift der gegen ihn erlassenen Haftbefehle unter Beifügung von Exemplaren des von Liebknecht nach Mitteilung des Oberkommandos in den Marken verteilten Flugblatts zugehen zu lassen.

I. A.: Lewald.

* * *

Berlin, den 3. Mai 1916.

An das Königl. Kommandanturgericht, Berlin.

I. In der Untersuchungssache gegen mich bedürfen die Protokolle über meine Aussagen folgender Verdeutlichung:

Die deutsche Regierung ist nach ihrem gesellschaftlichen und geschichtlichen Wesen ein Instrument zur Unterdrückung und Ausbeutung der arbeitenden Massen; sie dient im

Innern und nach außen dem Interesse des Junkertums, des Kapitalismus und des Imperialismus.

Sie ist die rücksichtslose Vertreterin weltpolitischer Ausdehnung, die stärkste Treiberin des Wettrüstens und damit einer der wichtigsten Exponenten bei Herausbildung der Ursachen des jetzigen Krieges.

Sie hat diesen Krieg in Gemeinschaft mit der österreichischen Regierung angezettelt und sich so mit der Hauptverantwortung für seinen unmittelbaren Ausbruch belastet.

Sie hat den Krieg unter Irreführung der Volksmassen und selbst des Reichstags (vgl. u. a. Verschweigung des Ultimatums an Belgien, Aufmachung des Deutschen Weißbuchs, Ausmerzung der Zarendepesche vom 29. Juli 1914 usw.) in Szene gesetzt und sucht mit verwerflichen Mitteln die Kriegsstimmung im Volke zu erhalten.

Sie führt den Krieg nach Methoden, die, selbst von dem bisher üblichen Niveau betrachtet, ungeheuerlich sind (Überfall auf Belgien und Luxemburg, Giftgase — inzwischen bei allen Kriegführenden gebräuchlich geworden —, vgl. aber die alles überbietenden Zeppelinbomben, die alles Lebende, ob Kombattant ob Nichtkombattant, in weitem Umkreise vernichten sollen; U-Boot-Handelskrieg, Torpedierung der »Lusitania« usw.; Geisel- und Kontributionssystem, besonders im Anfange in Belgien, planmäßiges Einfangen der ukrainischen, georgischen, ostseeprovinzlichen, polnischen, irischen, mohammedanischen usw. Kriegsgefangenen in den deutschen Gefangenenlagern zum landesverräterischen Kriegsdienst und zur landesverräterischen Spionage für die Mittelmächte — Vertrag des Unterstaatssekretärs Zimmermann mit Sir Roger Casement vom Dezember 1914 über Formierung, Ausrüstung und Ausbildung der aus gefangenen britischen Soldaten bestehenden »Irischen Brigade« in den deutschen Gefangenenlagern —; Versuche, in Deutschland befindliche Zivilisten

feindlicher Staatsangehörigkeit unter Bedrohung mit Zwangsinternierung zum landesverräterischen Kriegsdienst gegen ihr Land zu pressen usw. »Not kennt kein Gebot!«)

Sie hat den Belagerungszustand, die politische Rechtlosigkeit und wirtschaftliche Ausbeutung der Volksmasse gewaltig gesteigert, sie verweigert alle ernsten politischen und sozialen Reformen, während sie durch Redewendungen über angebliche Gleichachtung aller Parteien, über angebliche Abkehr von politischer und sozialer Ausnahmebehandlung, über angebliche »Neuorientierung« und dergl. diese Volksmasse für ihre imperalistische Kriegspolitik gefügig zu erhalten sucht.

Sie hat in der wirtschaftlichen Versorgung der Bevölkerung während des Krieges aus agrarischen und kapitalistischen Rücksichten gründlich versagt und so einer empörenden Volksauswucherung und Not die Wege geebnet.

Sie hält auch heute noch an ihren Kriegszielen der Eroberung fest und bildet damit das Haupthindernis für sofortige Friedensverhandlungen auf Grundlage des Verzichts auf Annexionen und Vergewaltigungen aller Art. Sie erstickt durch die, zudem rechtswidrige, Aufrechterhaltung des Belagerungszustandes (Zensur usw.) die öffentliche Kenntnis unbequemer Tatsachen und die sozialistische Kritik ihrer Maßnahmen. Sie enthüllt damit ihr System scheinbarer Gesetzlichkeit und vorgespielter Volkstümlichkeit als ein System wirklicher Gewalt, echter Volksfeindlichkeit und des bösen Gewissens gegenüber den Massen.

Der Ruf »Nieder mit der Regierung!« soll diese gesamte Politik der Regierung als verderblich für die Massen der Bevölkerung brandmarken.

Er soll weiter besagen, daß schroffster Kampf, Klassenkampf gegen die Regierung die Pflicht jedes Sozialisten, jedes Vertreters proletarischer Interessen ist.

II. Der jetzige Krieg ist kein Krieg zur Verteidigung

nationaler Unversehrtheit oder zur Befreiung unterdrückter Völker oder zur Wohlfahrt der Massen.

Er bedeutet vom Standpunkt des Proletariats nur die äußerste Konzentration und Steigerung der politischen Unterdrückung, der wirtschaftlichen Aussaugung, der militaristischen Ausschlachtung von Leib und Leben der Arbeiterklassen zum kapitalistischen und absolutistischen Vorteil.

Darauf gibt es nur eine Antwort der Arbeiterklasse aller Länder: verschärften Kampf, internationalen Klassenkampf gegen die kapitalistischen Regierungen und die herrschenden Klassen aller Länder für die Beseitigung jener Unterdrückung und Ausbeutung, für die Beendigung des Krieges durch einen Frieden im sozialistischen Geist. In diesem Klassenkampf liegt für den Sozialisten, dessen Vaterland die Internationale ist, die Verteidigung alles dessen beschlossen, was er als Sozialist zu verteidigen hat.

Der Ruf »Nieder mit dem Krieg!« soll zum Ausdruck bringen, daß ich dem jetzigen Krieg nach seinem geschichtlichen Wesen, nach seinen allgemeinen gesellschaftlichen Ursachen und der besonderen Form seiner Entstehung, nach der Art, wie und nach den Zielen, für die er geführt wird, in grundsätzlicher Verurteilung und Feindschaft gegenüberstehe; und daß es die Pflicht jedes Sozialisten, jedes Vertreters proletarischer Interessen ist, am internationalen Klassenkampf für seine Beendigung teilzunehmen.

III. Ich bin als Sozialist grundsätzlicher Gegner wie dieses Krieges, so des bestehenden Militärsystems, und habe den Kampf gegen den Militarismus stets als eine besonders bedeutsame Aufgabe, als eine Lebensfrage für die Arbeiterklasse aller Länder nach Kräften unterstützt (vgl. meine Schrift »Militarismus und Antimilitarismus« 1907. Die internationalen Jugendkonferenzen zu Stuttgart 1907 und Kopenhagen 1910). Der Krieg gebietet, den antimilitaristischen Kampf mit verdoppelter Anstrengung zu führen.

IV. Der 1. Mai ist seit 1889 der Kundgebung und Propaganda für die großen Grundgedanken des Sozialismus, gegen jegliche Ausbeutung, Unterdrückung und Vergewaltigung geweiht, der Propaganda für die Zusammengehörigkeit der Arbeiter aller Länder, die durch den Krieg nicht aufgehoben, sondern verstärkt ist, gegen ihre brudermörderische Zerfleischung, für den Frieden, gegen den Krieg.

Während des Krieges ist diese Kundgebung und Propaganda eine doppelt heilige Pflicht jedes Sozialisten.

V. Die von mir vertretene Politik ist in dem Beschluß des Internationalen sozialistischen Kongresses zu Stuttgart (1907) vorgezeichnet, der die Sozialisten aller Länder, nachdem sie den Krieg nicht verhindert haben, verpflichtet, mit allen Mitteln auf seine schnelle Beendigung hinzuwirken und die durch ihn geschaffenen Verhältnisse auszunutzen, um die Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu beschleunigen.

Sie ist bis zur letzten Konsequenz international gemeint. Sie statuiert die gleiche Pflicht, die ich mit anderen in Deutschland der Regierung und den herrschenden Klassen Deutschlands gegenüber erfülle, für die Sozialisten der übrigen kriegführenden Staaten ihren Regierungen und herrschenden Klassen gegenüber.

Sie wirkt international, indem sie in wechselseitiger Anfeuerung von Land zu Land den internationalen Klassenkampf gegen den Krieg fördert.

Ich habe mit anderen diese Politik seit Kriegsbeginn, wo immer ich vermochte, in aller Öffentlichkeit verfochten und betätigt und bin dazu, soweit es möglich war, auch mit meinen Gesinnungsfreunden in den anderen Ländern in Verbindung getreten (Z. B. Reise nach Belgien und Holland 1914, Weihnachtsbrief 1914, an den Labor Leader-London, Schweizer Zusammenkünfte, an denen persönlich teilzunehmen ich leider durch höhere Gewalt verhindert war usw.)

VI. Diese Politik ist nicht nur die meinige, an der ich festhalten werde, koste es, was es wolle, sondern die Politik eines stets zunehmenden Teils der Bevölkerung in Deutschland und den anderen kriegführenden und neutralen Staaten. Sie wird bald, wie ich hoffe, und wofür ich weiter zu arbeiten entschlossen bin, die Politik der Arbeiterklasse aller Länder sein, die dann die Macht besitzen wird, den imperialistischen Willen der heute herrschenden Klassen zu brechen, und zum Wohle der Allgemeinheit die Beziehungen und Zustände der Völker nach ihrem Willen zu gestalten.

Armierungssoldat Liebknecht.

* * *

Berlin, den 8. Mai 1916.

An das Königl. Kommandanturgericht, Berlin.

In der Strafsache gegen mich bemerke ich noch:

1. Landesverrat ist für den internationalen Sozialisten vollkommener Nonsens. Er kennt keine feindliche Macht, der »Vorschub zu leisten« er auch nur denken könnte. Er steht jeder fremden kapitalistischen Regierung genau so revolutionär gegenüber wie der eigenen. Nicht: »einer feindlichen Macht Vorschub leisten«, sondern: »in internationaler Wechselwirkung mit den sozialistischen Mächten der anderen Länder allen imperalistischen Mächten zugleich Abbruch zu tun«, ist die Quintessenz seines Strebens.

Er kämpft im Namen des internationalen Proletariats gegen den internationalen Kapitalismus. Er faßt ihn dort, wo er ihn findet und wirksam treffen kann. Das ist: im eigenen Lande. Im eigenen Lande bekämft er im Namen des internationalen Proletariats die eigene Regierung, die eigenen herrschenden Klassen als Repräsentanten des internationalen Kapitalismus.

In diesem dialektischen Prozeß, im nationalen Klassen-

kampf gegen den Krieg verwirklicht sich der internationale Klassenkampf gegen den Krieg.

Das ist nun der Sinn der Worte Jaurès, die zum Motto meiner Ende März 1905 erschienenen Schrift »Klassenkampf gegen den Krieg« gewählt sind.

2. Würden die deutschen Sozialisten z. B. die englische Regierung und die englischen Sozialisten z. B. die deutsche Regierung bekämpfen, so wäre das eine Farce oder Schlimmeres. Wer den Feind, den Imperalismus, nicht in den Repräsentanten angreift, die ihm Auge in Auge gegenüberstehen, sondern in denen, die ihm und denen er weit vom Schusse ist, und noch gar unter Approbation und Förderung der eigenen Regierung (d. h. der ihm allein und unmittelbar gegenüberstehenden Repräsentanten des Imperialismus), ist kein Sozialist, sondern ein trauriger Offiziosus der herrschenden Klassen. Eine solche Sorte Politik ist Kriegshetzerei; und nicht Klassenkampf, sondern das Gegenteil davon.

Gewiß hat der internationale Sozialist und nur er, da er den Klassenkampf gegen die eigene Regierung führt, das Recht auch die fremden Regierungen anzugreifen. Dafür aber finden sich in allen Ländern, auch in Deutschland genügend Kräfte, Skrupellosigkeit und Demagogie, so daß er, seine ganze Kraft dem Angriff gegen die eigene Regierung widmen muß, um wenigstens der schlimmsten Wirrnis entgegenzuwirken.

Darum habe ich mich hier nicht mit den Sünden der anderen Regierungen zu befassen, sondern mit denen der deutschen Regierung; ja, es ist meine Pflicht, die fremden Regierungen gegen unberechtigte Vorwürfe in Schutz zu nehmen, weil die Unwahrheit nirgends zu schonen ist und weil solche Unwahrheiten heute mehr wie je dem verwerflichen Zweck der Völkerverhetzung, der Aufstachelung des Kriegshasses dienen.

Ich habe die ausländischen Regierungen, wo immer sich Gelegenheit bot, in ihren eigenen Ländern Aug in Aug angegriffen, und in Deutschland, wenn ich davon im Ausland einen Erfolg im sozialistischen Sinne erwartete oder damit zugleich die deutsche Regierung Aug in Aug angriff. Niemals werde ich es tun, wenn ich damit der Kriegshetzerei Vorschub leiste.

Wegen meines Kampfes gegen den Zarismus und die zaristische Politik der deutschen Regierung bin ich jahrelang von deutschen Behörden heftig verfolgt worden. Unmittelbar vor Kriegsausbruch wurde ich — allen parlamentarischen Überlieferungen zuwider — vom Preußischen Abgeordnetenhaus voller Haß und Empörung deswegen dem Ehrengericht der Anwaltschaft ausgeliefert; während des Krieges — im November 1914 — wurde das Verfahren gegen mich mit einem Schuldigspruch beendet. Ich werde das Material dazu überreichen, aus dem ersichtlich ist, wie ich unter den heutigen Verhältnissen Angriffe gegen »feindliche« Regierungen betrachte.

3. Es gehört zum Wesen des bewußten internationalen Kampfes, daß der Sozialist die Kooperation der Sozialisten in allen Ländern als ein Ganzes überblickt, daß er bewußt in dieser Arbeitsteilung zu gemeinsamen Zweck an seinem Teil in seinem Lande mitwirkt, daß er bewußt seinen Kampf und den der Sozialisten in den anderen Ländern als sich ergänzende Funktionen erkennt und so den Kampf auch gegen die anderen Regierungen in sein Bewußtsein aufnimmt.

Dem Gegner im eigenen Lande gegenüber diesen internationalen Gesichtspunkt hervorzuheben, kann als ein Moment der Entschuldigung, der Unsicherheit, der Unentschlossenheit erscheinen und so den Klassenkampf abschwächen. Wenn dieser Gesichtspunkt ausgesprochen werden muß, so nur zur Propaganda unter denen, die für die internationale sozialistische

Politik gegen den Krieg zu gewinnen sind, und um diese Politik bei denen, die sie betreiben, zu einer bewußten zu machen.

In solchem Sinne und in solcher Form trift dem Krieg des Kapitalismus die soziale Revolution der Arbeiterklasse entgegen.

Armierungssoldat Karl Liebknecht.

* * *

Am 3. Juni wurde dem Angeklagten vor dem Kommandanturgericht die Anklageschrift verlesen. Seine Antwort war folgende:

Berlin, den 3. Juni 1916.

An das Königl. Kommandanturgericht, Berlin.

Zur heutigen Verlesung der Anklageschrift bemerke ich:

Was die Anklageschrift zum Kriegsverrat sagt, hält sich durchaus in den engen Horizonten der Preß- und Parlamentsäußerungen meiner politischen Gegner. Es läßt — trotz meiner Eingabe vom 8. Mai — alles vermissen, was auch nur wie ein Versuch gedeutet werden könnte, sich über die parteipolitischen Schranken hinwegzusetzen und die Gedankengänge einer internationalen Betrachtung zu verfolgen.

Dabei befindet sich die Anklage, ohne es bisher ausgenutzt zu haben, in der guten Gesellschaft einer »Action francaise« und »Information« eines »Matin« und »Figaro« und anderer Kriegshetzbläfter der gegnerischen Länder, wenn ich auch dort — locus regit aktum — ebenso schlagend wie von der deutschen Anklage als Landesverräter, als Agent der deutschen Regierung gebrandmarkt werde. Sie befindet sich nicht minder in der guten Gesellschaft der französischen, österreichischen, italienischen, türkischen, russischen und schwedischen Justiz, die meine Gesinnungsgenossen in diesen Ländern als Landesverräter zu verfemen sucht und ihren letzten Erfolg — das Zuchthausurteil gegen meine

Freunde Höglund, Oljesund und Heden wegen ihrer hochverdienstlichen Propaganda für den Massenstreik gegen den Krieg — vor wenigen Wochen in Schweden davontrug.

Ich habe meine Pflicht getan, wie ich sie unbeirrt weiter tun werde; ich habe mich nicht zu verteidigen.

Die Anklage ist befohlen von Instanzen, die ungeniert noch während meiner Haft meine Immunität verletzt haben (vgl. meine Eingabe vom 2. d. M.); die den Belagerungszustand rechtswidrig aufrechterhalten und von diesem Boden der wirklichen Gesetzlosigkeit aus meine angebliche Gesetzlosigkeit bekämpfen.

Die Anklage wegen Kriegsverrats ist mit inspiriert von dem Polizeipräsidenten von Jagow, jenem begeisterten Lobpreiser des staatsstreichlerischen Zaberngeistes, jenem einflußreichen Mitglied der unter dem Protektorat des deutschen Kronprinzen stehenden Kamarilla und Kriegspartei, der Hauptschuldigen am Kriegsausbruch.

Ich habe mich nicht zu verteidigen, ich bekenne mich schlechthin zum internationalen Sozialismus, zu der Politik, die ich Jahre hindurch vor der ganzen Öffentlichkeit geführt habe, zu jedem Buchstaben des Flugblatts, zu den Rufen »Nieder mit der Regierung! Nieder mit dem Krieg!«, zu meiner Eingabe vom 3. Mai, zu jedem Wort, das ich in den Parlamenten unter dem Wutgeheul meiner Feinde gesprochen habe. Ich habe mich nicht zu verteidigen.

Wenn aber schon von Landesverrat gesprochen werden soll, so möge man sich gesagt sein lassen:

Der Landesverrat war seit je ein Privilegium der herrschenden Klassen, der Fürsten und Aristokraten, zu deren vornehmster Geschichtstradition er gehört. Die wirklichen Landesverräter sitzen heute noch nicht auf der Anklagebank, sondern in den Kontoren der Schwerindustrie, der Rüstungsfirmen, der Großbanken, auf den Rittergütern der agrarischen Junker; sie sitzen an der Moltkebrücke, in der Wilhelm-

straße und Unter den Linden, in den Minister- und Prinzenpalais, in den Fürstenschlössern und auf den Thronen.

Die wirklichen Landesverräter, das sind in Deutschland die Verantwortlichen und Unverantworlichen der deutschen Regierung, die Bonapartisten des bösen sozialen Gewissens, jene politischen und kapitalistischen Beutejäger und Vabanquespieler, jene Agioteure und Finanziers aller Art, die um schnöden Vorteils willen den Krieg unter dem Schutz des Halbabsolutismus und der Geheimdiplomatie so frevelhaft inszeniert haben, wie nur ein Krieg inszeniert wurde; das sind diejenigen, die die Menschheit in ein Chaos barbarischer Gewalt gestürzt haben, die Europa in Schutt und Wüstenei verwandeln und in eine Atmosphäre der Lüge und Heuchelei hüllen, in der die Wahrheit erblindet und erstickt; und die dieses infernalische Treiben fortsetzen wollen und werden, bis ihnen die blutenden und geknechteten Massen der Völker in die Arme fallen.

Die wirklichen Landesverräter, das sind diejenigen, von denen ich am 3. Mai schrieb, die das Flugblatt am Schluß als die wahren Feinde des deutschen Proletariats kennzeichnet, die mit der ungeheuren Blutschuld des Krieges belastet sind, die den Schweiß, die Not, den Jammer und das Gebein des Volkes in Gold und Macht münzen; jene Interessenten am Kriege selbst und jene Interessenten am imperialistischen Kriegsziel, deren Habsucht und Herrschgier sich hinter lärmendem patriotischem Eifer versteckt, das sind diejenigen, welche seit je — gleich jenem preußischen Gentz — mehr Angst vor einem Erfolg der Freiheitsbewegung des eigenen Volkes, als vor einer Niederlage hatten; die die Volksfreiheit auch in allen anderen Ländern hassen; die entschlossen sind, das deutsche Volk auch jetzt wieder um seine Freiheitshoffnungen zu betrügen; deren Skrupellosigkeit nicht davor zurückschreckte, diesen Krieg dennoch als einen Freiheitskrieg zu registrieren, und die nur darum bisher nicht zur Rechen-

schaft gezogen sind, weil die Masse des Volkes — heute noch das Opfer feiger Verwirrungskünste — bisher die Wahrheit nicht kennt.

Die wirklichen Landesverräter sind die, die auch während des Krieges mit ihren Gesinnungsgenossen auch in den feindlichen Länder in einer lebendigen Internationale zur Bekämpfung und Besudelung jeder Friedensregung verbunden sind, deren Macht gegen mich aus der verwerflichen Kriegsanzettelung und aus der Gesetzlosigkeit der Militärdiktatur stammt und gegen die ich alle meine Angriffe hiermit erneuere, die ich im Parlament und wo immer sonst unter dem Toben der Trabanten des Imperialismus erhoben habe.

Die Anklage verteidigt und begünstigt diese wirklichen Landesverräter, indem sie mich wegen meines Widerstandes gegen sie unschädlich zu machen sucht.

Die Anklage ist ein Akt der Staatsraison, ein Handstreich der imperalistischen Politik, eine Attacke des Militarismus, den bis zum letzten Blutstropfen zu bekämpfen meine Lebensaufgabe ist.

Ich bedarf keines Verteidigers, gebe anheim, nach § 338 M. St. G. O. zu verfahren, und verzichte auf alle Fristen. Die Bemerkung im heutigen Protokoll (wo von einer Bitte die Rede ist, obwohl ich nichts zu bitten habe und nichts erbitte) findet damit ihre Erledigung.

Einzelheiten und Richtigstellungen zur Anklageschrift werde ich nach Eingang ihrer Abschrift nachholen.

Armierungssoldat Liebknecht.

* * *

Berlin, den 17. Juli 1916.

An das Königl. Gouvernementsgericht, Berlin.

Zur Strafsache gegen mich:

Ich höre, daß am 10. Juli meine Freundin Rosa Luxemburg verhaftet ist. Heimtückisch haben die Häscher des

Oberkommandos sie in die Stadtvoigtei gesteckt, wo sie schutzlos in „Schutzhaft« ihren Feinden preisgegeben ist, und ihre zarte Gesundheit in stickiger Luft, ohne Bewegung im Freien verkümmern muß.

Im Februar 1915 packte man sie mit Huren und Diebinnen in den grünen Wagen; ein Jahr hielt man sie im Gefängnis. Jetzt will man sie vollends vernichten, diese Frau, deren schmächtiger Körper eine so glühende große Seele, einen so kühnen glänzenden Geist trägt, und die vor der Geschichte der menschlichen Kultur ruhmvoll bestehen wird, wenn die 42-cm-Helden der militaristischen Barbarei in Verachtung oder Vergessenheit versinken.

Man verhindert jede öffentliche Mitteilung über den Streich. Man verhehlt die Schande. Man fürchtet die Masse des Volkes. Eine miserable Sache, die sich mit miserablen Mitteln zu schützen sucht.

Diese Schergen der Freiheit, diese Henker der Wahrheit — das ist das »Deutsche Reich«! Sie sind's, die im Krieg nach dem Zepter der Welt greifen! Ein Sieg in ihren Händen wäre ein Verhängnis für das deutsche Volk, eine Heimsuchung für die Menschheit.

Aber die Macht, die man in Rosa Luxemburg bezwingen möchte, ist stärker als das Faustrecht des Belagerungszustandes. Sie wird die Kerkermauern sprengen und triumphieren.

Armierungssoldat Liebknecht.

* * *

Am 29. Juli folgte nachstehender Schriftsatz:

Soeben lese ich die amtliche Wolffmeldung über das Urteil des Marinefeldgerichts zu Brügge vom 27. d. M. gegen den englischen Kapitän Charles Fryatt. Fryatt ist zum Tode verurteilt und — nach Bestätigung des Spruchs — sofort erschossen, weil er als Kapitän eines englischen

Handelsschiffes, entsprechend der englischen Admiralitätsanweisung, am 28. März 1915 das deutsche U.-B. 33 zu rammen versucht hat. Die Tat ist begangen kurz vor der deutschen Untat an der »Lusitania« während des völkerrechtswidrigen »rücksichtslosen U.-B.-Kriegs«. Die von Fryatt geübte Abwehrmethode wurde und wird nicht nur vom »feindlichen Ausland«, sondern auch von der herrschenden Meinung des neutralen Auslandes und von allen objektiv und selbständig urteilenden Deutschen für zulässig erachtet. Die deutsche Regierung hat diesem Standpunkt in den Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten beträchtliche Zugeständnisse machen müssen, sie hat zudem laut Note und Denkschrift vom 9. Februar 1916 die (zur Abwehr) bewaffneten feindlichen Handelsschiffe, zu denen das Schiff Fryatt gehörte, in aller Form zu Kriegsschiffen proklamiert. Fryatt ist fünf Vierteljahre nach der Tat als Mitglied der Besatzung eines gekaperten englischen Handelsschiffes in deutsche Hände gefallen.

Das Feldgerichtsurteil vom 27. Juli ist ein Akt des Hasses und der Rachsucht gegen England, der um so unwürdiger dasteht, je feierlicher er sich in die Toga der Justiz hüllt: eine Ausgeburt jenes deutschen Baralonggeistes, der jetzt, im Zeichen der großen Verbandsoffensive und der Tirpitzianischen U.-B.-Propaganda, wieder mit aller Macht aufgepeitscht wird: »Gott strafe England!« (weil seine Krämerseelen den deutschen Krämerseelen im Wege stehen!) tönt wieder das deutsche Feldgeschrei (»Deutsche Tageszeitung« vom 28. Juli).

Das Urteil von Brügge wird, wenn nicht alles trügt, zu neuem Wettlauf der Repressalien, zu neuem schonungslosen Wüten gegen Unbeteiligte und Wehrlose führen: Baralong zeugt Baralong!

Die Zensur verhindert in der Erbärmlichkeit des bösen Gewissens auch hier jede öffentliche Kritik.

Ich habe nicht nötig, jede Gemeinschaft mit den Verantwortlichen dieses Urteils und seiner Vollstreckung zurückzuweisen, die den deutschen Namen mit neuer Schmach bedeckt haben.

Armierungssoldat Liebknecht.

* * *

Berlin, den 17. August 1916.

An das Königl. Gouvernementsgericht, Berlin.

Zur Strafsache gegen mich:

Der deutsche Militarismus schlägt seine ruhmvollsten Schlachten in der Heimat, Schlachten, von denen keine Zeitung kündet.

Er schlägt seine ruhmvollsten Schlachten in der Heimat gegen Deutsche, gegen Hungernde, Freiheitsdürstende, Friedenfordernde. Er erficht täglich Siege gegen Wehrlose, gegen Frauen, Jugendliche, Greise: Siege, bei denen keine Glocken läuten. Und macht dabei Gefangene, Tausende, von denen kein Generalstabsbericht meldet.

Am 10. Juli brachte er in schneidiger Attacke Rosa Luxemburg zur Strecke. Jetzt hat er einen neuen Triumph errungen, von dem die Nachwelt singen wird.

In kühnem Sturm gelang es ihm, den 70 jährigen Franz Mehring zu bezwingen und ihn, unter dessen Streichen ein Bismarck erzitterte, gefangen fortzuführen.

Endlich! Ein Aufatmen geht durch die offizielle und offiziöse Welt Deutschlands!

Endlich! Denn Franz Mehring hat es längst verdient. Es ist ihm recht geschehen!

Warum räucherte er nicht dem Götzen Imperialismus? Warum blieb er seinen Altären, den Altären des Sozialismus treu? Warum warf er sich unbekümmert seines hohen Alters in die Schranken für das Heiligtum der Internationale?

Es ist ihm recht geschehen.

Denn er ist zwar ein Lehrer des deutschen Volkes — aber keiner aus dem Stalle des Herrn von Troft zu Solz. Denn er ist zwar eine Leuchte deutscher Wissenschaft, ein Meister deutscher Publizistik, ein Hüter und Mehrer der deutschen Kultur, aber keiner von der Leibgarde der Hohenzollern. Denn er ist ein Zertrümmerer borussischer Legenden — aber kein höfischer Geschichtsklitterer. Denn er ist ein Kämpfer für die Unterdrückten — aber kein Söldling der Machthaber, ein Mann — aber kein Lakai.

In einer Zeit, wo die approbierten Vertreter der deutschen Wissenschaft zu Panegyrikern der Barbarei geworden sind und die Muse als Metze verkuppeln, wo nur der ungestört in äußerer Freiheit leben kann, der sich in innere Knechtschaft begibt, der in Demut vor der Militärdiktatur scharwenzelt; in einer Zeit, wo die »sozialdemokratischen« Hansen im Glück selig sind, neben der deutschen Staatskarosse hertrollen und die Brosamen vom Ministertisch auflesen zu dürfen, wo den sozialdemokratischen Schluck und Jau vergönnt ist, sich ein paar Gnadenquartale in den Polstern der Hoffähigkeit zu spreitzen; in einer Zeit, wo sich die »sozialdemokratischen« Apostatenseelen im Glanz der Sonne frei tummeln können, in einer solchen Zeit gehörte ein Mehring nicht in die Freiheit, sondern in das Gefängnis.

In das Gefängnis, die einzige Stätte, wo heute anständige Menschen in Deutschland frei sind, in das Gefängnis, den höchsten Ehrenplatz nun auch für den siebzigjährigen Franz Mehring.

Aber noch ist die ganze Arbeit nicht getan. Noch gibt es Männer und Frauen in Deutschland, Tausende und Abertausende, die rufen:

Nieder mit dem Krieg!

Nieder mit der Regierung!

Vorwärts zu neuen Taten, Exzellenz von Kessel! Neue

glorreiche Siege winken — gegen Hungernde, Freiheitsdürstende, Friedenfördernde! Gegen Frauen, Greise, Jugendliche! Auf daß Europa lauter widerhalle vom unsterblichen Ruhme Deutschlands!

Armierungssoldat Liebknecht.

* * *

Gerichtsverhandlung zweiter Instanz vor dem Oberkriegsgericht am 23. August 1916.

Die Verhandlung vor dem Oberkriegsgericht — über die Berufung des Gerichtsherrn und des Angeklagten — fand am 23. August 1916 wiederum zu Berlin, Lehrter Straße, 58, statt. Beginn — 9 Uhr, Ende 1½ Uhr. Verteidiger — wiederum Dr. Bracke-Braunschweig. Der Gerichtshof besteht aus 5 Offizieren und 2 Juristen; die Offiziere besitzen also in dieser Instanz im Gegensatz zur ersten allein die Zweidrittelmehrheit, die für den Schuldigspruch erforderlich ist.

Als Vorsitzender ist Fregattenkapitän v. Gohren kommandiert an Stelle des ordentlichen Vorsitzenden und seines Vertreters, die beide durch irgendwelche andere Kommandierungen »verhindert« sind. Verhandlungsführer: Geheimer Oberkriegsgerichtsrat Glasewald, der 1913 den Krupp-Prozeß in der Berufungsinstanz, die bekanntlich das erste Urteil milderte, geleitet hat. Beisitzer: Kriegsgerichtsrat Boeckh, Major Graf Kalkreuth, Major Grieser, Hauptmann Sobotta, Oberleutnant Block. Die Anklage wird vertreten vom Militärhilfsrichter Zeitschel, in Zivil Rechtsanwalt. Die Verwendung von Berufskollegen zur militärgerichtlichen Exekution des Angeklagten bildete schon einen besonders vornehmen Zug der ersten Instanz.

Nach Aufruf der Sache nennt der Verhandlungsführer dem Angeklagten die Mitglieder des Gerichtshofs und fragt ob er gegen eines von ihnen Befangenheit einwende.

Angeklagter: Bei meiner grundsätzlich ablehnenden

Stellung zur Militärjustiz überhaupt, und zu diesem Verfahren im besonderen, das nur ein Akt der politischen Verfolgung ist, habe ich keine Veranlassung, mich zu dieser Frage zu äußern.

Darauf wird der Vorsitzende vereidigt.

Verhandlungsführer: Werden Anträge wegen der Öffentlichkeit gestellt?

Anklagevertreter: Ich beantrage Ausschluß der Öffentlichkeit für die ganze Dauer der Verhandlung, und zwar wegen Gefährdung der Staatssicherheit und wegen Gefährdung militärdienstlicher Interessen, und Verhandlung über diesen Antrag in geheimer Sitzung.

Angeklagter: Das Schauspiel erster Instanz wiederholt sich. Als ob es in Deutschland jetzt überhaupt eine Öffentlichkeit gäbe. Aber genügt ihnen denn die Verhaftung oder Verschickung meiner Freunde nicht, nicht die Einsperrung von Rosa Luxemburg und Franz Mehring? Und der zehnfache Schutzmannkordon! Und die Siebung dieser Zuhörerschaft! Und die Zensur, die alles strangulieren wird! Und die Tüchtigkeit des Kriegspresseamts! Und die Falschmeldung über den Terminstag! Brauchen Sie noch dickere Mauern?

Verhandlungsführer (unterbrechend): Das gehört alles in die geheimen Verhandlungen. Die Öffentlichkeit wird für die Verhandlung über den Auschluß ausgeschlossen. (Folgen die mitgeteilten Vorgänge bei der Beratung in geheimer Sitzung.)

Nach Wiederherstellung der Öffentlichkeit wird verkündet: Die Öffentlichkeit wird für die Dauer der Verhandlung ausgeschlossen.

Der anwesende Bruder des Angeklagten, Rechtsanwalt Theodor Liebknecht, beantragt, ihn selbst, die Ehefrau und die Schwester des Angeklagten zur geheimen Verhandlung zuzulassen: er habe nach der Art der amt-

lichen Berichterstattung über den Termin erster Instanz ganz besonderen Grund zu diesem Verlangen.

Der Vorsitzende lehnt nach kurzer Beratung des Gerichts diesen Antrag ab, gestattet aber einer Anzahl von Militärs die Anwesenheit.

Angeklagter: Ich ersuche um Mitteilung, ob unter den zugelassenen Personen sich auch Vertreter des Kriegspresseamts befinden, dem die parteiische Auswahl der Pressestimmen, falsche Übersetzungen, der unwahrhaftige Bericht über die erste Instanz und die Falschmeldung über den jetzigen Termin zur Last fallen.

Vorsitzender zögert mit der Antwort.

Angeklagter: Nun, ich weiß, das es so ist. Also meine Frau, mein Bruder, meine Schwester werden hinausgewiesen, die Vertreter des Kriegslügenamts werden zugelassen! Ich danke dem Gericht für diese Illustration!

Nach Entfernen aller nicht zugelassenen Zuhörer beantragt der Verteidiger, die dienstliche Funktion der Zugelassenen anzugeben. Nach längerem Hin und Her versteht sich der Verhandlungsführer schließlich zu der Mitteilung, daß es sich um Vertreter des Generalstabs, des Kriegsministeriums und des Kriegspresseamts, sowie den Vorsitzenden des ersten Instanz handelt.

Der Anklagevertreter beantragt, den sämtlichen Anwesenden die besondere Schweigepflicht gemäß § 286 R. M. G. O. aufzuerlegen, wodurch nicht nur jede Berichterstattung, sondern auch jede bloße Mitteilung aus der geheimen Verhandlung zu einer nach § 18 des Einführungsgesetzes zur M. S. G. O. strafbaren Handlung wird.

Verhandlungsführer: Wird dagegen etwas eingewendet?

Angeklagter: Leeren Sie nur das Gefäß der Blamage bis auf die Nagelprobe.

Der Verteidiger widerspricht dem Antrag, dessen

Annahme bewirke, daß jeder der Anwesenden mit einem Fuße im Gefängnis stehe; in erster Instanz sei eine solche Maßnahme nicht einmal beantragt worden.

Das Gericht beschließt nach kurzer Beratung, dem Antrage stattzugeben und verhängt das Schweigegebot.

Es lautet: »Allen anwesenden Personen wird die Geheimhaltung des während des Ausschlusses der Öffentlichkeit zu ihrer Kenntnis gelangten Tatsachen zur Pflicht gemacht, sowie der Tatsachen, welche durch die Verhandlung, durch die Anklageschrift oder durch amtliche Schriftstücke des Prozesses zu ihrer Kenntnis gelangen.«

Nunmehr erstattet der Verhandlungsführer einen ausführlichen Bericht und verliest das Urteil erster Instanz.

Verhandlungsführer: Angeklagter, wollen Sie uns jetzt ihre persönlichen Verhältnisse schildern. Geben Sie uns eine Darstellung ihres Lebenslaufs.

Angeklagter: Ich habe kein Bedürfnis, dem Gericht von meinen persönlichen Angelegenheiten und Schicksalen zu erzählen. Ich gebe anheim, mir die für nötig gehaltenen Fragen vorzulegen.

Dies geschieht. Dabei wird besonders auf die Vorstrafe wegen Hochverrats eingegangen und erwähnt, daß der Angeklagte seine gesetzliche Referendarzeit in Westfalen absolvieren mußte, weil er im Kammergerichtsbezirk aus politischen Gründen nicht zugelassen wurde. Er erklärt, daß er die Anschauungen seiner Schrift über Antimilitarismus, wegen deren er als Hochverräter verurteilt wurde, auch heute noch vertrete.

Zur Sache äußert sich der Angeklagte wie in erster Instanz. Er trägt die ersten drei Absätze zu 1 seines Schriftsatzes vom 8. Mai vor und fügt hinzu: »Das ‚Kriegsziel', das ich erstrebe, ist: daß alle imperialistischen Staaten — ihre Regierungen und herrschenden Klassen — besiegt

werden, besiegt in der Masse ihres eigenen Volkes. Dieses Ziel bedeutet auch den einzigen dauernden Frieden, den einzigen Frieden, der dem Wohle der großen Volksmassen in allen Ländern dient.«

Er fordert, daß seine Erklärungen in der von ihm gegebenen schriftlichen Fassung in das Urteil aufgenommen werden. In erster Instanz sei das nicht geschehen. Er überreicht seine jetzige Erklärung schriftlich und verzichtet, nachdem sein Beweisantrag über die Entstehung des Kriegs abgelehnt ist, auf die vorliegenden Beweismittel.

Anklagevertreter: Der Angeklagte bekennt sich des Ungehorsams und Widerstands schuldig?

Angeklagter: Ich anerkenne das ganze Verfahren nicht.

Nach einigen Erörterungen über die politische Auffassung des Angeklagten, aus denen sich ergibt, daß der Verhandlungsführer den Akteninhalt nicht kennt, beginnen die Plädoyers.

Der Verteidiger beantragt nach kurzen Rechtsausführungen Freisprechung von der Anklage des Kriegsverrats, der keinesfalls vorliege.

Der Anklagevertreter räumt ein, daß der Angeklagte sich vornehm verhalten und aus idealen Motiven gehandelt habe, aus einer Weltanschauung, die ihm, dem Anklageverteter, natürlich weltenfern liege. Aber er habe für seine idealen Zwecke Mittel angewendet, die er als ehrlos bezeichnen müsse; verwerflich sei die Behauptung, daß der Krieg von den Mittelmächten im Interesse einer Handvoll Junker und Kapitalisten inszeniert sei. Er beantragt sechs Jahre sechs Monate Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von zehn Jahren

Angeklagter: Ich wiederhole zunächst mein Verlangen, daß meine Erklärungen nur genau in der von mir vorgetragenen und vorgelegten schriftlichen Form in das

Urteil aufgenommen werden. Sie und ich, wir gehören zwei verschiedenen Welten an und sprechen zwei verschiedene Zungen. Ich verwahre mich dagegen, daß Sie, die Sie meine Sprache nicht verstehen, die Sie dem Lager meiner Feinde angehören, meine Worte nach Ihrem Sinne gestalten.

Der Anklagevertreter hat die von mir angewandten Mittel, hat meine Behauptungen über das geschichtliche Wesen und Entstehung des Krieges verwerflich genannt. Wie soll ich das bezeichnen, da er die Akten kennt und weiß, welcher Überfluß an Tatsachen und Gründen mir zur Seite steht, und da gerade er mit dem Gerichtsherrn meinen Beweisantrag über die Vorgeschichte des Krieges abgelehnt hat! Ich versage mir jetzt und hier jedes weitere Wort dazu; denn dieses Gericht ist für mich nicht das geeignete Forum. Aber die Verantwortlichen, jene Brandstifter in Berlin und Wien, sie werden noch zur Rechenschaft gezogen werden, daß ihnen Hören und Sehen vergeht.

Der Verhandlungsleiter zeigt die Absicht, den Angeklagten zu unterbrechen.

A n g e k l a g t e r: »Zuchthaus!« »Verlust der Ehrenrechte!« Nun wohl! Ihre Ehre ist nicht meine Ehre! Aber ich sage Ihnen: kein General trug je eine Uniform mit so viel Ehre, wie ich den Zuchthauskittel tragen werde. —

Ich bin hier, um anzuklagen nicht — um mich zu verteidigen!

Nicht Burgfrieden, sondern Burgkrieg ist für mich die Losung! — Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!

Der A n k l a g e v e r t r e t e r beklagt sich erregt über die Angriffe, die der Angeklagte gegen ihn gerichtet habe, und beruft sich darauf, wie das Volk über den Angeklagten urteile.

A n g e k l a g t e r: Man vergegenwärtige sich: Der Anklagevertreter schilt mich ehrlos, beantragt sechs Jahre und

einige Monate Zuchthaus und zehn Jahre Ehrverlust. Ich gebe ihm einige Worte nur allzuberechtigter Kritik, und er der mir sechs Jahre Zuchthaus und zehn Jahre Ehrverlust — eine Kleinigkeit! — zudenkt, gerät aus dem Häuschen? Der Anklagevertreter hat das Volk gegen mich aufgerufen. Ei, tun Sie das doch bloß nicht in Worten, nicht bloß in zehnfach verriegelter Verhandlung, die sich vor dem Volke versteckt. Nehmen Sie doch dem Volke die Knebel und Handschellen des Belagerungszustandes ab! Rufen Sie das Volk zusammen, hier und wo Sie wollen, und die Soldaten im Felde, wo Sie wollen! Und lassen Sie uns vor die Versammelten treten, vor ihr Gericht — auf der einen Seite Sie alle, der ganze Gerichtshof, der Anklagevertreter und auch die Herren da drüben vom Generalstab, Kriegsministerium und Kriegspresseamt und wen Sie sonst wollen. Auf der anderen Seite ich ganz allein oder einer meiner Freunde: Wo die Masse des Volkes stehen wird, wenn der Vorhang des Trugs von seinen Augen gerissen sein wird, ob bei Ihnen oder bei mir — ich zweifle nicht!

Der Angeklagte ruft:

Nieder mit der Regierung!
Nieder mit dem Krieg!

Der Anklagevertreter beantragt Ausschluß der Öffentlichkeit für die Verkündung der Urteilsgründe.

Angeklagter: Wirklich, Sie haben allen Anlaß, dazu die »Öffentlichkeit« auszuschließen.

Die Öffentlichkeit wird für die Beratung über den Antrag ausgeschlossen.

In der geheimen Verhandlung verweist der Verteidiger darauf, daß in erster Instanz die Gründe öffentlich verkündet sind.

Der Angeklagte bemerkt, daß er nichts zu erklären habe.

Nach Beratung verkündet das Gericht in öffentlicher Sitzung den Beschluß, dem Antrag des Anklagevertreters Folge zu geben.

Der *Bruder des Angeklagten* beantragt wiederum, ihn selbst, sowie Frau und Schwester des Angeklagten zuzulassen, sie hätten ein großes Interesse, zu wissen, wie das Gericht *dieses* Urteil begründen wolle.

Der Antrag wird abgelehnt, hingegen den vorher zugelassen gewesenen Militärs die Anwesenheit wiederum gestattet.

Angeklagter zu seinen Angehörigen: Die Vertreter der Reichslügenzentrale haben wieder Gnade gefunden! Aber wir triumphieren!

In geheimer Sitzung werden sodann in wenigen Sätzen die Gründe mitgeteilt. Das Gericht hat sich in der Beurteilung der Persönlichkeit des Angeklagten und seiner Tat dem Anklagevertreter angeschlossen.

BRIEFE ZU EINER GEISTIGEN REVOLUTION

VON WILLI DÜNWALD

Hier folgt die Fortsetzung der im Forum III. Heft 3 begonnenen Briefe.

Vierter Brief.

Der Geist ist es aber, der sich den Körper schafft, und die Weltanschauung die Gesellschaft. Und lange bevor der Begriff Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit von der ersten französischen Revolution in diese Wortformel gebracht und zum Feldgeschrei erhoben worden, war er geboren wie die Revolution selbst aus dem Geiste Rousseaus. Jene tiefere, ursprüngliche Deutung muß wieder-

gefunden werden, nachdem sie verloren gegangen und mißdeutet worden ist in der Gedankenzucht monarchischer und kapitalistischer Gesinnung. Spricht man aber in diesem, in Rousseauschem Sinne von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, so meint man eine göttliche Dreieinheit, darin Gleichheit und Brüderlichkeit in der Freiheit eingeschlossen sind, sich gegenseitig bedingen und keine denkbar ist für sich allein, und in dieser Dreieinheit letzten Endes ein flammender und doch nur gestammelter Ausdruck des Gottesbegriffes ist. Sich ihm nähernd der Feststellung halber, wie weit er noch lebendig ist unter heutigen Menschen, braucht die Betrachtung sich nicht nur auf den Schulfall Deutschland zu beschränken, wie denn überhaupt die folgenden „Briefe zeigen werden, daß, soll im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verklagt werden, die Welt im wesentlichen die Anwendung auch auf sich verträgt. Fortbestand des Gottesbegriffes einerseits, und sein Verfall anderseits, beispielshalber an der Kriegshaltung zweier Völker zu beweisen, mag Ihnen als ein Treppenwitz Ihres Freundes erscheinen, der stets Krieg dem Kriege gebot, aus Ethik, aber auch der größeren Klugheit wegen; allein der Krieg — diesen seinen einzigen Wert, haben wir ja nun erkannt, — löst den Firnis und läßt die Grundfläche schauen. Darum mag das Beispiel gelten.

Es wird Ihnen wohl nicht mehr erinnerlich sein, daß im russisch-japanischen Krieg die Japaner eine Schlacht hätten gewinnen können, wenn ihre Heere durch einen gottgeweihten Hain gezogen wären, wozu sie sich aber nicht entschließen konnten, und lieber auf den Kriegsgewinn verzichteten, als ihren Gott zu erzürnen. Das wird man damals in Europa viel belächelt haben, und wenn Sie heute an einen deutschen Jungen versuchend mit der

Frage herantreten, ob die Japaner recht getan, so wird er Ihnen aus seiner Schulverbildung heraus antworten, die Japaner hätten sich versündigt am vaterländischen Geiste. Und diese von Staats- und Kirchenmietlingen verbildete, nicht religiös, sondern nur konfessionell orientierte Menschenpflanze ist kapabel, Sie an die herrliche Selbstverständlichkeit zu erinnern, womit man in diesem Kriege im aufgeklärten Europa Kirchen als strategisch zweckdienliches oder zweckwidriges Mauerwerk angesehen habe; und er wird nicht unterlassen, mit besonderem Stolz an den Kruppschen und Ehrhardtschen Glockenumguß zu erinnern, wobei sein Lied von der Glocke noch viel phrasenreicher sein wird als dasjenige von Schiller, und so mag Sie das Lachen noch heftiger vom Stuhle werfen als dazumal die Gebrüder Schlegel. Und doch ist hier ein Lachen beinah noch größerer Frevel als der Erziehungsunfug, der mit diesem Menschenkinde getrieben wurde.

Denn eine Schule, die der staatlich-kirchlichen Vernunftsehe entwachsen wäre, würde das Kind dahin belehrt haben, daß die so sehr verlästerten Asiaten den Gottesbegriff höher in Ehren haben als Europa, mit jenem Land inmitten, das sich nach eignen Aussprüchen im Zustande einer tieferen Religiosität erachtet als die andern europäischen Länder, wo es in Wirklichkeit überhaupt keine innern Beziehungen zu Gott mehr hat; was sich schon dadurch beweist, daß, spricht man bei uns von Gott, nach Hieroglyphen suchen muß des Verständnisses wegen. Ist der ehr- und eifersüchtige Parteigott der Kirche gemeint, oder soll die Rede sein von dem neuen Feld-, Wald- und Wiesengott der unendlichen Gespräche kirchenfreier Menschen, diesem Gott, der sogar salonfähig ist und von dem man selbst in bester Gesellschaft reden darf, ohne dem Fluch

der Lächerlichkeit anheimzufallen, was im erfolgreichen Deutschland bei Gesprächen über Gott leicht möglich war. Von beiden und all den andern ist die Rede, so sie mehr sind als Schemen, sondern Gestalten und Erscheinungen des einzigen Gottes, dieses hohen Ideals vom besseren Menschen, das die Menschheit als Ziel und als Sehnsucht einst über sich setzte, und immer aufs Neue über sich setzen wird, so sie sich noch nicht selbst genug ist und ein Verlangen über sich selbst hinaus noch besitzt.

Doch Kirchen hin, Glocken her. Die einen sind Mauerwerk, die andern Metall, ihr etwaiger Kunstwert abgerechnet, und zum Gottesbegriff stehen sie nur im symbolischen Zusammenhang. Aber weil mans geschehen ließ, daß diese Dinge irgendwie mit in den Krieg hineinbezogen, oder gar der Kriegsführung verfügbar gemacht wurden, kann der Gottesbegriff als erloschen und nur noch künstlich in Kirchen in einem Scheinleben gehalten erachtet werden. Die beim Staate anerkannten Religionsbekenntnisse gingen sogar freiwillig über die gernertragene, vorteilhafte Abhängigkeit vom Staate hinaus, vermengten die Symbole Altar und Thron, wobei es allzu häufig vorkam, daß diese Dinge sich auch bei ihren Priestern unterschiedlos vermischten, und ihr Dienst mehr zu einem Kaiser- denn einem Gottesdienst wurde. Bei dieser Nationalisierung erlitten naturgemäß die hohen, internationalen Ideen des Christentums nicht unbedenklichen Schaden, und die »Jünger Christi« von heute negierten selbst den Gottesbegriff, ohne dabei innerlich zum Ketzer werden zu müssen, weil sie schon lange nur dessen Lippenbekenner gewesen waren.

Mit dem Gottesbegriff hat man zu allen Zeiten die Kunst in Verbindung gebracht und sicherlich ist es neben

den Religionsstiftern der Künstler, der den Gottesbegriff lebendig erhält und durch seinen sechsten Sinn für das Kommende, über das Zeitgemäße hinweg, auf das nächste Ziel der Menschheit hinweist. Solche Künstler als Diener am wahren Gottesbegriff mögen immer ein wenig abseits und mit mangelnder Ellbogenkraft im Weltgetriebe gestanden haben, darum aber wird grade das Verhalten der Tätigen ihnen gegenüber, ihre Ehrfurcht und Nichtehrfurcht vorm Gottesbegriff selbst ermessen. Nun, in Rußland ist der Dichter gehalten gleich einer heiligen Person, und der französische Bürger, er mag sich immerhin dem Betrug des Geistreichen allzugern ergeben, respektiert den écrivain, der einzig und allein beim Volke der Dichter und Denker eine lächerliche Gestalt ausmacht, so er sich nicht durch den Erfolg, mag der auch begründet sein durch die Lockung der Massen vermittels ihrer eigenen Instinkte, Respekt erzwang.

So sehen wir den Gottesgriff fallen gelassen und das Ideal vom bessern Menschen nicht mehr über den Menschen gestellt, weil er sich selbst genug geworden und ein Verlangen über sich hinaus nicht mehr trug. Nur eine kleine Gemeinde hütete das Opferfeuer, die Stillbelächelten, die Offenverlachten, sie, die ihr Herz noch nicht hingen an den materiellen Erfolg.

Fünfter Brief.

Ward bei den Unfreien von Freiheit geredet, so erschraken sie gleich den russischen Leibeignen, die nicht wußten, was beginnen mit einem freien Leben, sich fürchteten vor der kommenden Tage Ungewißheit, und von dem geplanten Gesetz, die Leibeigenschaften aufzuheben, Abstand zu nehmen baten. Mit dem Worte Freiheit wurde eine anarchische Ideenvorstellung verbunden, vor der der Unfreie

in Deutschland sich unter dem gewohnten und aus Gewohnheit liebgewonnenen Polizeiknüppel flüchtete.

Die aber ahnten, daß die Freiheit ein anderes sei als die Zügellosigkeit der Triebe, die hatten Furcht vor der Selbstbestimmung, der eignen, wie der der anderen. Freilich, es ist leichter, sich von der Gesellschaft gängeln zu lassen und deren ungeschriebenen Gesetze, die noch drakonischer sind als die geschriebenen und deren Übertretung nicht nach Recht und Billigkeit beurteilt, sondern schonungslos mit Ächtung bestraft wird, nicht entgegen zu sein, als sich selbst, gemäß seiner Individualität und seiner Würde als Mensch zu behaupten. Mochte auch immerhin in dieser Gesellschaft der eine des andern achtgebender Spitzel sein, es war weniger gefährlich, sich in dem durch Geburt oder Beruf angewiesenen Kreis um den Preis des Ichs einzuordnen, als der natürlichen Forderung der eignen Veranlagung zu folgen.

Wie die Freiheit gleich und brüderlich macht, so macht die Unfreiheit ungleich und feindlich, darum das Kennzeichen der letzten Gesellschaftsepoche in Deutschland, trotz aller Herdenversammlungen zu Vergnügungen, Kunstveranstaltungen und dergleichen, die innerliche Einsamkeit war. Und die nach uns kommen und von uns zeugen werden, die werden frieren in der Erinnerung an die Tragödie der Einsamkeit, in der wir gelebt haben, und sie werden unser Spiel der letzten Jahre mit dem Biedermeier deuten als ein Spiel mit einem tiefen, ernsten Sinn: mit dem tiefen, ernsten Sinn des Heimwehs nach jener äußerlich armen Zeit mit dem großen Reichtum an mitteilender Menschlichkeit. Denn so kaltvernünftelnd war nun doch noch nicht der Vernünftige der neuen Zeit geworden, daß er des Nebenmenschen und des besseren Gefühls, das

mit ihm verbindet, entraten konnte: und er fühlte es schmerzlichst, daß er sie dennoch entbehren mußte, weil die Geschäftigkeit der neuen Zeit, weil die Gesellschaft, als Protektorat des Erfolgs, nicht Raum hatte für das Gefühlsmäßige, das man mit der Ironie abtat, die aber noch immer nichts anderes gewesen ist als eine weltmännische Klageart um ein verlorenes unverschmerztes Ideal. Das Kind der Zeit, es mochte sich mitwebend noch so stolz fühlen am Webstuhl der Zeit, für eine Minute ausgeschaltet von der betäubenden Geschäftigkeit und nicht sofort eingestellt auf die allesvergessenmachende Geselligkeit, empfand sich als Notstandskind. Wir haben gearbeitet zusammen Schulter an Schulter, und jeder war ein an die Galeere angeketteter Sklave, der die vorgeschriebene Zahl der Ruderschläge machte und den neben ihm Angeketteten beobachtete, daß er nicht einen Schlag lang feiere; wir haben die Ketten mit dem Frack vertauscht, sind in der Gesellschaft gleich höflich und unwahr untereinander gewesen und jeder, Gast und Gastgeber, hatte nachher seiner Pflicht genügt; wir sind, weil dies zur guten Regel gehörte, in den Konzertsaal gegangen und haben Beethovens Neunte Symphonie gehört und nicht begriffen, nicht, weil wir nichts von der Musik verstanden, was auch nicht notwendig war, sondern weil uns »Millionen« zum Geldbegriff geworden und nur in solchem Hinblick als höchstes Ziel auf Erden des Umschlingens wert erschienen. Und nur einige mögen in sich hineingeschrien haben darum, daß es so weit kommen, daß wir in unserm Reichtum so arm werden mußten.

Wir hatten Geld, aber wir hatten nicht Zeit; Zeit selbst war Geld. Wir gaben Diners, Soupers und Bälle, und wußten, was die dafür angewandte Zeit einbringen

würde. Wir hatten auch Freunde, aber sie mußten dekorativ wirken, oder sonst profitabel sein. Wir gaben Geschenke und die rechte Hand wußte, was die linke tat; und der Beschenkte taxierte den Kaufpreis des Geschenks, um zu wissen, wie hoch er schuldig geworden war. Wir hatten Söhne und es waren keine verlorenen, wenn sie eine gesellschaftliche Rangstufe über den Vater zu stehen kamen, wie denn auch die Männer für unsere Töchter nicht beurteilt und recht befunden wurden nach ihrem inneren Wert, sondern nach Rang, Titel und Einkünften; wie denn auch auf der Gegenseite der Vernunftgebote erstes Gebot war, klug zu sein in seiner Wahl. Und die Dinge des kleinen Lebens, die uns umgaben, sie waren nicht unsertwegen da, sondern galten als Repräsentanten des Geldes, über das wir verfügten. Behängten uns sinnlos, stellten uns in Räume, in denen wir ewig fremd blieben und glaubten der Menschheit unsere Kulturzugehörigkeit bewiesen zu haben.

In diesen und tausend mehr Unfreiheiten verkümmerte die menschliche Natur und kam in einen Leidzustand der inneren Gehemmtheit hinein, der von der Trägheit des Herzens ergeben ertragen wurde als menschliche Unzulänglichkeit und Begrenztheit. Aber die Peripherie des Kreises der Möglichkeit ist weiter, ist so weit, als das geistige Gesichtsfeld reicht; die innere Freiheit wird es erweitern, wo es sich eng glaubt und doch nur eingeengt ist. Innere Freiheit aber ist: tun können und tun müssen, wozu man sich gedrängt und verpflichtet fühlt; und frei werden von der Lüge, in welcher Form sie uns auch immer bindet, auf daß die innern Kräfte zur Entwicklung gelangen. Wie man endlich dahintergekommen ist, daß das Kind am besten gedeiht, daß man sich und seiner Welt überläßt, statt ihm ewig mit dem berechnenden Kalkül unserer Verstandeswelt

entgegenzutreten, deren kalte Unfreiheit es in seinem kurztagigen Menschenparadies doch nicht begreift, so wird auch der Mensch, der seine Kräfte spielen lassen darf, unserer Sendung auf Erden am nächsten kommen. Das Beherrschen und Bemoralisieren vom eigenen Standpunkte aus muß aufhören, was ja doch nur eine zwecklose Tyrannis ist, wie sichs erwies. Die Minderheit, welches Banner sie auch führe, muß endlich im Wahn nachlassen, die Mehrheit lenken zu können, damit einmal das Verbrechen der Massenbeherschung aufhöre. Es gibt so etwas, wie die Menschen in Ruhe lassen, hat ein kluger Mann der vorchristlichen Zeit geäußert, und es muß so kommen, daß die Regierungen das Regieren, und die Moralisten das Moralisieren sein lassen und der Erfolg wird der gleiche sein, den heute jene Erzieher mit jenen Kindern haben, die nicht den ganzen Tag erzogen werden.

Sechster Brief.

Aber, rufen mir Millionen aus der untersten Tiefe der Gesellschaftsordnung, in der wir leben, entgegen: wie sollen wir innerlich frei werden, wo wir den Kampf ums Dasein bitterer zu bestehen haben als irgend ein Tier; dieses lebt in paradiesischem Zustande, denn es fristet sein Leben leicht; wir aber, denen uns gesagt wurde, wir seien zu Größerem berufen denn die Tiere, wir verschwenden unser Dasein an die Notwendigkeit, für unsers Lebens Notdurft zu sorgen.

Es ist wahr und es ist ein furchtbares Unrecht, daß die Mehrzahl der Menschen dazu verdammt ist, tagein, tagaus, bis zu ihrem Lebensende, eine Arbeit zu tun, zu der sie nicht in einem innern Verhältnis stehen, und auch nicht dazu kommen können. An Grausamkeit ist die

menschliche Gesellschaft von der heutigen Artung nicht zu überbieten, und ich bin überzeugt, sie würde ihre Arbeiter wie ihre Pferde entmannen, wenn das im Interesse der Arbeit notwendig wäre, und die Kirchen würden, wie jedes Nützlichkeitsprinzip, auch dieses gutheißen und sanktionieren. Dabei handelt es sich nicht einmal um die notwendige Arbeit der Gesellschaft, die getan werden muß; auch spielen die reichen Müßiggänger, deren Arbeit andere mitübernehmen müssen, keine ausschlaggebende Rolle; es ist lediglich der Kapitalismus, der das Gesellschaftsleben beherrscht, und den Menschen um des lieben Brotes willen zu irgend einer Arbeit zwingt, nur damit sein Kapital reiche Zinsen trage.

Das hat zur Ueberproduktion, und nicht zuletzt zum Weltkriege geführt; hat aber auch zum sittlichen Verfall der Menschen beigetragen, weil nicht jede Art von Arbeit als geleistet an der Allgemeinheit geschätzt ward, ein Rottenführer sich bereits ein Besseres dünkte denn ein Rottenarbeiter, und so durch den Standesdünkel die schon erkünstelte Ungleichheit der Menschen noch vertieft wurde. Es begann ein Drang in höhere Sphären mit der Verachtung nach unten. Der städtisch gewordene Fabrikarbeiter kannte bald seine ländlichen Brüder nicht mehr, sein Sohn aber hatte mit ihm nichts mehr gemein, so er selbst schon Handwerker geworden war; dieser aber zeugte einen Beamten, der hinwiederum seine Kinderstube verleugnete, und über allen — voller Verachtung für alle Arbeiter der Hände und des Kopfes — stand im Feudalstaat der Junker und der Offizier. Ging ein solcher aber um die Ecke, wie der terminus technicus das nennt, um fortab auch auf der Hände oder des Kopfes Arbeit angewiesen zu sein, so war er — denn Arbeit schändet nicht! —

eben um der Arbeit willen, weniger der fatalen Angelegenheit wegen, die ihn um die Ecke gebracht, ausgestoßen aus seiner bisherigen Gesellschaftsklasse; eine etwas merkwürdige Quittung für einen Menschen, der anfängt, unfreiwillig ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Es scheint, daß man bisher, zumal in den höheren Sphären, nie so recht an die Tugend der Arbeit glaubte, man ihr diese moralische Eigenschaft nur für den anlog, der ihr des lieben Brotes wegen bis aufs Blut verpflichtet war. Nur dieser mußte sich jener Tugend befleißigen und für ihn galt auch nur die Nutzanwendung, daß der nicht essen solle, wer nicht arbeite. Nur diesen hat man auch immer nur Faulenzer gescholten, aber dem Reichen den Sinn für den Müßiggang erlaubt. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung war es, die den Menschen versklavte und scheinheiligerweise die Arbeit, diese ihr zwangsweise geleistete Arbeit heilig sprach. Indem aber so das Volk nicht mehr in der Arbeit, in einer befriedigenden maßvollen Arbeit, seiner Seele lebte, sondern jede Arbeit über das verlangte Maß seiner Natur hinaus tun mußte, verwirrte sich der Sinn seines Lebens.

Es muß sich eine neue Gesellschaftsordnung ergeben, in der weit mehr wie heute, also nicht nur Einzelne, sondern alle, sich einer Arbeit bestimmen können, zu der sie Neigung und Veranlagung treibt. Die Arbeit soll nun wirklich eine Tugend werden, und wird erst eine Tugend sein, wenn sie ein Ausdruck der inneren Freiheit ist. Dazu aber ist erforderlich, daß die Arbeit aufhört, reiner Beschaffungszweck der realen Existenzmittel zu sein. Glauben Sie nur nicht, daß allein der Existenzkampf und der Ehrgeiz des Erfolgs die antreibenden Energien zur Arbeit sein können; beide treibende Kräfte sind niedrig, und die

Menschheit ist wert, zu Grunde zu gehen, wenn sie keine wertvolleren Ursachen zur Tätigkeit aus sich hervorzubringen vermag. Ich aber glaube, daß der Mensch seit der Verstoßung aus dem Paradies des Unbewußtseins arbeiten muß, um nicht irr- oder stumpfsinnig zu werden in der Erkenntnis seiner begrenzten Endlichkeit; aber diese Notdurft ausnutzen, ein Narkotikum bis zur Vergiftung aufzwingen, um sich selbst eine angenehmere Betäubung innerlich des weiten Beschäftigungstriebes zu suchen, erscheint mir ebenso verrucht als der Gedanke, aus dem Spieltrieb eines Kindes Kapital schlagen zu wollen. Der Fabrik freilich, dieser modernen Arbeitersklavenanstalt, und ihrem Besitzer, dem Menschen, der ungestraft seinem Ehrgeiz Genüge tun darf, indem er die Not von Hunderten oder Tausenden mißbraucht, mag damit das Urteil gesprochen sein. Aber ich bin nie der kapitalistischen Romantik verfallen gewesen, in Fabriken und Werken den hohen Ausdruck einer fortgeschriftenen Menschheit zu erblicken, auch nicht in deren Erzeugnissen, die wohl manche Behaglichkeit in das Leben des modernen Menschen brachten, wodurch er versucht war, die Erfindungen der Technik für Kultur zu halten, bis er, wenn nicht vorher, so doch in diesem Weltkriege, die Reversseite dieser Kultur kennen lernte und ein Einsehen bekommen mußte, daß alle Vervollkommnung, die der Mensch ersinnt, sich letzten Endes gegen ihn selber richtet, so diese Versuche nicht auf das Seelische gerichtet sind.

Nun werden Sie mich fragen wollen, wie ich mir praktisch die Durchführung einer Gesellschaftsordnung, darin die Arbeit nicht Verleitung zur Unmoral ist, denke. Wie könnte ich Ihnen das sagen, wo diese neue Gesellschaftsordnung und deren Praktiken sich erst aus der innern

Freiheit der Menschheit von selbst ergeben werden. Meine Briefe an Sie wollen ja nicht Schilderungen geben von einem Zukunftsstaat, sondern ein Aufruf sein zur Erneuerung des innern Menschen. Selbst der Sozialismus, den ich nicht vollauf als Freimacher der menschlichen Natur erachte, vielmehr nur als Passage und Durchlaß zur höheren Zuständlichkeit, kann als nächste Etappe hierzu kein fertiges Programm in der Tasche führen. Aber wenn er zur Frage der Arbeitserledigung dahinaus will, von staatswegen so und soviele Stunden täglich vorgeschriebene, nicht befriedigende Arbeit tun zu lassen, so ist das keine neue Freiheit, die die edlen Kräfte eines Volkes erwecken kann, vielmehr eine genau so große Unmoral wie der Zwang der allgemeinen Heerespflicht, der doch wenigstens kein lebenslängliches Uebel war. Freiheit kann ich es nicht nennen, wenn die äußern Lebensumstände verallgemeinert vorgeschrieben, kaserniert werden; dies ist bisher von »schicksalswegen« an vielen Menschen durch der Menschen Schuld und Mangel an Bruderliebe geschehen, nun aber sollen diese befreit, nicht aber alle unfrei gemacht werden. Anmerkung des Herausgebers: (Das wäre ein Pseudosozialismus.)

Nun steht aber zu fürchten, wollen Sie einwenden, daß in einer nichtarbeitsverslavten Gesellschaftsordnung gewisse Arbeit keinen fände, der zu ihr in ein inneres Verhältnis kommen könne und mithin ungetan bliebe, was unmöglich, ja schrecklich wäre. Es gibt ganz sicher manche Arbeit, die widerlich ist, aber getan werden muß, und auch heute getan wird, ohne daß wir, zum Beispiel Sie und ich, etwas davon merken. Aber ist es denn nicht beschämend für Sie und mich und für uns alle, die wir stillschweigend geschehen lassen, daß wider-

liche Arbeiten von Menschen getan werden, die sie tun müssen, um nicht zu verhungern? Ist es nicht wiederum eine verwerfliche Ausbeutung der Armut, daß wir es gedanken- und schamlos geschehen lassen, daß einer unserer Mitmenschen des Hungers wegen unsern Unrat fegt und wir, statt ihm zu danken, ihn obendrein verachten und möglicherweise einen Hund nicht so behandeln wie ihn? Nun, diese unangenehmen aber notwendigen Arbeiten werden künftighin, solange die Maschine uns nicht vollständig den Arbeitssklaven zu ersetzen vermag, von Freiwilligen ausgeführt werden, die sich der Pflicht des Dienstes an der Allgemeinheit besonders bewußt geworden sind und denen keiner ihrer Arbeit wegen Verachtung entgegenbringt, weil jeder sich als ein dienendes Glied der Gesellschaft und nicht hochmütigerweise als deren Ausnahme erachtet. Das Beispiel dazu ist schon immer gegeben worden in religiösen Orden und ähnlichen Vereinigungen für dienende Menschenliebe.

Wie man den Hochmut in den Gassen des Lebens läßt, wenn man hinaufsteigt auf die Berge und der Geist demütiger wird, je erhabener der Blick, so ist auch der innerlich hochgestiegene, freigewordene Mensch derjenige, der den Sklavensinn und den Herrensinn verachtet und die Gleichheit bekennt.

Siebenter Brief.

Ich dürfte nicht über Freiheit schreiben, wenn ich so unfrei wäre und jene konventionelle Gebundenheit, die wir alle schmerzlich aber nur heimlich besinnen, außeracht lassen wollte, weil Sie eine Frau sind. Es hieße die Maskerade der Verlogenheit unserer Gesellschaft mitmachen, die es nicht gestattet, an das menschliche Triebleben zu

erinnern, es als nicht vorhanden behandelt wissen will und es kurzum abtut als ein Thema für sogenannte Herrenabende, wo es, dann allerdings durch die Gassen der Zote geschleift wird. Nur in einer Form, und zwar im Wortbegriff der Liebe, darf allerdings in der Gesellschaft diese unsere wertvollste Angelegenheit zur Sprache gebracht werden, wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn diese für Gold ausgegebene Umgangsmünze nicht klimperndes Blechgeld wäre. Als solches wird es denn auch vertan und verschwendet bis zur Widerwärtigkeit. In Theater- und Kinostücken, in Büchern und Zeitungsromanen, endlich auch in den Gesprächen wohlerzogener Menschen, wird unentwegt von Liebe und wieder von Liebe gesprochen und das in jener bekannten verlogenen, blumig sein sollenden Art, die den ernsten Menschen anwidert wie alles Naturwidrige und Uneinfache. Es wird ein Wesen und ein Aufsehen von den Beziehungen der Geschlechter untereinander gemacht, das sie im Grunde genommen ihrer Einfachheit und Selbstverständlichkeit halber garnicht wert sind und auch nie wert geworden wären, wenn sie als natürliches Recht der freien Persönlichkeit gelten würden, was sie de facto sind.

Die Griechen, die irrtümlicherweise ihrer Kunst wegen geschätzt sind, welche wohl formenschön, doch idealisierend, ja süßlich, nicht aber tief und menschlich ist, sie hatten das Leben umso mehr begriffen, hatten aus ihm eine Kunst gemacht und wehrten ihm nicht. Sie haben denn auch keinen natürlichen Trieb geleugnet, noch ihn unredlich und schlecht gemacht durch Prüderie, vielmehr jedem sein Anrecht zugestanden darauf. Das Christentum aber, zu sehr auf das Metaphysische gerichtet, als daß es den Körper hätte achten können als des Geistes Gefäß und sein Haus,

mußte geneigt sein, in der Sinnlichkeit nur eine Erdverbundenheit zu sehen, die ablenkte von dem in einem Jenseits aufgesteckten Ziel. Diese Abkehr von den in gewissen Jahren dringendsten Angelegenheiten des Körpers, mußte bald den Körper selbst in Verruf bringen, was auch geschah und was sich so gerächt hat, daß noch in unsern Tagen, im Interesse einer Volksgesundung, der Ruf des Leibes rehabilitiert, die Schönheit und Anständigkeit seiner Unbekleidetheit neu dargetan werden mußte. Und jene Triebkraft, die uns zeugte und in der wir fortzeugen und ohne die wir nichts sind als Eunuchen und päpstliche Sänger, sie, die uns allein fähig macht zu schaffen und zu denken im kulturellen und künstlerischen Sinne, sie wurde mißkreditiert als Teufelslist und Blendwerk der Hölle, dann, in einem aufgeklärten Zeitalter, als etwas Tierhaftes und dem Menschen Unwürdiges in Verruf gebracht. Nur in der Ehe, als Liquidation der gemäß der gesellschaftlichen Forderung unsinnlichen Liebe, ward, nach einer Logik, die nur vom großen Moralisten verstanden werden kann, das bis dahin Unreine rein und das Teuflische heilig.

So ward aus dem Sinnenglück, dem der Mensch nun einmal nicht entraten kann und zu dessen Erfüllung die Griechen Tempel bauten, ein Winkelglück, das verbotenerweise aufblühte im Wald und auf der Heide, in oder nächst den Tanzsälen und, öffentlich geduldet, in den obskuren Gässchen der Großstädte, die noch immer zu Sehenswürdigkeiten männlicher Reisenden gerechnet haben, wenn auch Baedecker sie verschweigen muß. Der junge Mensch, reif und verlangend und doch bis zu dreißig Jahren sozial unfertig zur Ehe, ist auf dieses bezahlte, oder mit leidgenössischen Partnerinnen gesuchte Winkelglück an-

gewiesen; immer aber heimlich und verstohlen, wie es die Moral der Gesellschaft verlangt. Das Recht auf breite Oeffentlichkeit hat nur die Ehe oder das Verlobungsvorspiel hierzu; nur sie ist moralisch und alle andern Beziehungen der Geschlechter untereinander sind es nicht; und duldet sie doch heimlich und heißt sie ebenso heimlich gut und notwendig für den Mann und errichtet so eine zwiefache Moral. Dabei aber ist selbstverständlich und Ehrenpflicht, daß ein Mann der höheren Gesellschaftsschicht eine Dame der gleichen Schicht in Ruhe läßt und ihre sogenannte Ehre respektiert; aber die Proletariertochter und das Kleinbürgermädel, die keine Ehre haben und die niemand rächt, sind Freiwild für die Herren. Wenn aber so ein junges Ding sich Mutter fühlt, so bleibt die kühle Flut, oder günstigstenfalls ein heimliches Wochenbett, und das Kind, das unerwünschte und manchmal gar verwünschte, es endet wie und wo?

Und Schuld hat die Gesellschaft auch da, wo die Natur überhaupt nicht oder erst spät und vielleicht zu spät zu ihren Rechten kommt und unberechenbare Kräfte verloren gehen in einem ungesunden, leid- und qualvollem Sehnen. Nicht gegen die Ehe rede ich, noch für die freie Liebe, obgleich diese als eine Herzensangelegenheit wohl eine größere Glücksschenkerin sein mag als die Ehe, diese Erfindung des Verstandes, diese immer noch streng gehütete Zweckeinrichtung der Staaten trotz der beängstigenden Dichtschichtung der Völker. Aber wir müssen aus der körperlichen Unfreiheit heraus, die auch den Geist gefangen hält. Reifen Menschen, Mann wie Weib, soll ihr Naturrecht werden und es muß eine Frage der persönlichen Freiheit sein, ob sie es in oder außer der Ehe ausüben wollen. Eine freiere Anschauung der Dinge wird freilich

erst möglich sein, wenn der Geist nicht mehr ausgespielt wird gegen das Fleisch, sondern beide endlich wieder in ihrer untrennbaren Einheit begriffen werden. Erst dann wird auch die Sittlichkeit wieder heimdürfen zu uns und niemand soll sich ihrer mehr zu schämen brauchen: vielmehr wird sie wieder empfunden werden als das, was sie ist: als ein Teil des göttlichen Schöpfungstriebes und uns gegeben zum Mitwerken und -wirken am ewigen Sein. Wer in der Umarmung, bei dieser Schaffung höchster Weltenwerke — denn der Mensch ist das Maß aller Dinge —, nicht die Gottesnähe fühlt, wer da nicht losgelöst ist von Ort und Zeit und überfliegend die Welt, gleich dem mystischen Gott des alten Testaments am ersten Schöpfungstag, der ist nicht einbegriffen in den heiligen Kreis der schaffenden Geschöpfe.

In dieser Vorstellungswelt finden freilich sowohl der staatlich beauftragte wie der private Sittenpolizist keinen Platz: dem einen würde die Gesetzgebung, woraufhin er sein Amt ausüben könne, fehlen und dem andern die Lüsternheit auf des Nachbars Alkoven. Eine durch Freiheit entschwülte Sinnlichkeit wird ein Recht geworden sein aller dazu Gereiften, aber grade darum aufgehört haben eine Sache derer zu sein, die sie nicht zufällig betrifft. Und die himmlische Liebe, von der in den Salons die konventionelle Sprache sprechen durfte, sie darf sich gesprächsweise, auch der Erwählten gegenüber, freimütig bekennen ihrer irdischen Herkunft. Literatur und Theater werden allerdings um ihr ewig wiederholtes Lieblingsthema gekommen sein, weil die Behandlung der Geschlechtsbeziehungen uninteressant geworden ist durch den Fortfall aufgeputzter Unwahrheiten und konventioneller Verlogenheiten.

Sittlicher Verfall? O nein, der freiheitliche Mensch

wird nichts so hoch achten wie die Freiheit seines Mitmenschen und eines Attentats auf dessen körperliche oder seelische Freiheit unfähig sein. Ein Narturrecht, von allen und nach Wahl und Selbstbestimmung ausgeführt, kann nicht Verfall bedeuten; im Gegenteil, wo Natur frei und in ihrem ganzen Selbstverstande auftrift, da ist der Sittlichkeit erstes Gebot vollauf erfüllt.

Achter Brief.

Haben wir uns schon einmal darüber ausgesprochen, daß es eine geschriebene Weltgeschichte eigentlich noch garnicht gibt (außer einem Anfang dazu in Herders »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«), daß die bis heute geschriebenen Weltgeschichten politische Reiche, deren Werden und Verfall und deren Kriege als Weltgeschichte ansehen und mithin alle geschriebenen Weltgeschichten nichts anderes sind als die Geschichte der rohen Gewalt, gehandelt in einigen skrupellosen Köpfen, die sich der Unfreien als Werkzeuge bedienten? Eine Weltgeschichte aber, die dies Wort erschöpfen wollte, müßte von der physischen Ungleichheit der Menschen ausgehen und dartun, wie man auf dieser nach den Grundsätzen und mit den Mitteln der Gewalt eine soziale Ungleichheit begründet habe, und wie diese nun bis in unsere Tage hinein sich erhalten und mit viel Dialektik als rechtlich, ja als gottgewollt verteidigt werde. Wenn der Schreiber dieser Weltgeschichte kein Professor, dafür aber ein Mann der Gerechtigkeit und des geraden Wegs wäre, er würde sich des Unmuts darüber nicht enthalten können, daß diese Dialektik schlimmerweise eigentlich schon gar keine Dialektik als Streitkunst für eine fragwürdige Wahrheit mehr sei, weil der in Frage kommende Teil der Menschheit sich im Laufe der Zeit

den Rechtszustand vom redlich erworbenen Besitz solange eingeredet habe, bis er noch mehr als überzeugt davon geworden sei; was allerdings auch menschlich begreifbar, wo er sich auf den Dekalog des jüdischen Anwalts des Besitzes, Moses, als Kronzeugen göttlicher Herkunft berufen kann.

REFORM DES GESCHICHTSUNTERRICHTS

(AUS EINER REDE)

VON RUDOLF KAYSER

. . . . Die Geschichte, als Wissenschaft von der Vergangenheit, — und das ist ihre eigentümliche Paradoxie — kann ihren Sinn nur in Gegenwart und Zukunft haben: als Erziehung zu Aufgaben in der eigenen Zeit und als aufbauende Kraft. Nicht jene Historiker erfüllen ihr Amt, die unter Vernachlässigung des gegenwärtigen Lebens die uns zufällig überlieferten Einzelheiten aufschichten und glauben, daß deren Summe das Bild eines Zeitalters ergebe; sie sind nur fleißige Handwerker und können keine Fesseln zerbrechen, sondern legen mit jedem Fortschritt ihrer Gelehrsamkeit den Menschen neue Fesseln an. Ihre Verhimmelung des Gewesenen erzeugt Verachtung

des Seienden und Gleichgültigkeit gegenüber der Zukunft. Die Tatsache, daß etwas war, genügt diesen »antiquarischen Historikern«, um es auch für gut zu halten. Das viel Überliefertes Gewalt, Irrtum, Eigennutz, Dummheit und Verbrechen ist, Schlechtigkeiten, an denen noch Jahrhunderte zu leiden haben, macht ihnen wenig Sorge. Sie, die Dogmatiker des »Es war«, karren ihre Lasten heran, ganz gleich, ob sie aus Gold oder aus Unrat bestehen.

Deshalb ist der antiquarische Historiker, so unsympatisch ihm jede Wirkung auch ist, reaktionär. Da jede Kleinigkeit der Vergangenheit ihn ehrfürchtig stimmt, muß ihm alles Neue verächtlich erscheinen. Er, der Materialist, der nur nach Realitäten fragt und nicht nach ihrem Geltungswert — sonst müßte er den größten Teil seiner archivarischen Schätze verbrennen — verleugnet die geistigen Kräfte seiner Zeit, weil ihre Wirkungen lebendig sind. Dadurch aber hat er das Recht eingebüßt, der Geschichte zu dienen. Denn geschichtlich erkennen kann nur der, der seine Zeit versteht und ihr lebt. Wie kann man historische Prozesse deuten wollen, wenn man den einzigen, dessen Zeuge man ist, achtlos beiseite läßt? Nur tiefstes Versunkensein in die gestaltenden Mächte unserer Zeit, das Wissen um unsere Probleme, der Wille zur Hilfe geben uns die Fähigkeit, in frühere Zeiten und ihre Werke uns einzufühlen. Der Historiker, der solches Tun verabscheut, lehnt damit jeden Fortschrift ab, ja überläßt in seiner antiquarischen Abgeschiedenheit die eigene Gegenwart dem Zufall oder begräbt sie an der Selbstmördermauer seines historischen Friedhofs.

Zu dieser reaktionären Wirkung gesellt sich die lähmende des sogenannten »Historismus«. Er führt zur Vergreisung und lächerlichen Kostümierung des Lebens.

Man baut, malt, schreibt, denkt und politisiert im Stile vergangener Jahrhunderte, deren Geste man wohl rauben kann, niemals aber deren Gesinnung. Dieses Zurückdatieren der Gegenwart auf die Vergangenheit verbirgt nicht nur das wahre Gesicht der Zeit, sondern tötet jeden Willen zum Fortschrift und jede Schöpferlust. So vollendet der Historismus das Werk der antiquarischen Geschichtsschreibung: was diese in Überschätzung materieller Einzelheiten mühsam ans Licht bringt, wird von ihm benutzt, um ein künstliches, konstruiertes, meist unzutreffendes, innerlich stets verlogenes Idol zu schmieden, das ein willenloses Zeitalter gläubig verehrt.

Die Methoden der antiquarischen Geschichtsschreibung und des Historismus sind in der deutschen Schule noch immer nicht ausgestorben. Deshalb ergibt sich die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform des Geschichtsunterrichts. Wenn wir wissen, daß die Gegenwart — und je stürmischer sie ist desto mehr — das Bild der Vergangenheit bestimmt, so müssen wir aus dieser Erkenntnis auch die praktischen Folgen ziehen.

Die Revolution des Geschichtsunterrichts greift in ihren Wirkungen viel weiter, als sich auf den ersten Blick vermuten läßt. Von allen Schulfächern ist ja die Geschichte am meisten dazu angetan, menschenbildend zu sein. Durch die Beispiele, die sie nennt, die Gesinnungen, die sie ausströmt, die Zusammenhänge, die sie feststellt, kann sie den jungen Menschen moralisch und politisch erziehen. Dies pädagische Ziel einmal gestellt und jenes naiv-realistische bloßer Tatsachenwissenschaft aufgegeben, muß der Geschichtsunterricht vor allem an der Überlieferung Kritik üben.

Kritische Geschichtswissenschaft: nicht im Sinne philologischer Quellenkritik (die sicher auch nötig ist), sondern

im Sinne des Werturteils! Damit geht die Wissenschaft wieder jene Verbindung mit der Ethik ein, die überwunden zu haben einer der lautesten Triumpfe der Naturwissenschaften ist. In der Tat: Ethik als absolute Wertwissenschaft, als Dogmatik ist eine unerträgliche Fessel. Aber ist die Geschichte nicht selbst auch Geschichte der Werte? Haben die Zeitläufte eben nicht dadurch verschiedenen Charakter, daß sie verschiedene Zwecke verfolgen, wobei jedes Zeitalter den seinen für den absoluten hält? Daß diese Zwecke selbst wieder eine sachliche Rangordnung bilden, muß das Prinzip jeder autonomen Moralwissenschaft sein. Hierin besteht ja die große Bedeutung, die die Gegenwart für den Historiker haben muß: von ihr aus beurteilt er die vergangenen Ideale. Hierin besteht auch der tiefste Sinn des Worts: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; denn das Weltgericht thront nicht über Schuldigen und Unschuldigen, sondern über den Gesinnungen, die untergehen müssen, um neuen Platz zu machen.

Die Gefahr dieser ethischen Einstellung sei nicht verschwiegen. Sie besteht darin, daß der Glaube an die Ideale der eigenen Zeit dazu führen kann, die der Vergangenheit herabzusetzen oder gar zu verfälschen. Von dieser Gefahr haben unsere Schulhistoriker reichlich Gebrauch gemacht. Die Staatsgesinnung des 19. Jahrhunderts — besonders die preußisch-bismärckische mit ihrer brutalen Betonung des Machtprinzips — verleitete sie dazu, die gesamte Weltgeschichte als eine Reihe militärisch-imperialistischer Triumphe darzustellen. Welche sachliche Fälschung dies bedeutet, ist klar. Kriege und Verbrechen gab es immer; aber Ausdruck von Epochen können sie nur dann sein, wenn die Ausartungen der Gewalt im tiefsten Wesen der Zeit begründet sind (wie etwa im späten Rom). Die For-

mulierungen der Gegenwarten muß man in ihrem edelsten Tun entdecken wollen, es sei denn, man hätte jeden Glauben an die Menschheit verloren.

Daraus ergibt sich ferner, daß die Geschichte weiter reicht als die Politik. Der historische Unterricht aber beschränkte sich bisher auf Staatengeschichte und weist damit dem Staat eine Bedeutung im Leben der Völker zu, die er in diesem Maße niemals besaß. Thema der geschichtlichen Entwicklung ist vielmehr die gesamte Kultur. Jede geistige Realität, jedes menschliche Schöpfungswerk, alle soziologischen Formen sind der zeitlichen Wandlung unterworfen. Nicht der Staat, nicht die Wirtschaft, nicht die Kunst gehen jeder für sich und ohne Rücksicht auf einander den geschichtlichen Weg, sondern der menschliche Geist ist es, der sich allseitig entfaltet und nach seiner jemaligen Struktur auf diesem Gebiete wirksamer als auf jenem. Benedetto Croce, der große italienische Geschichtsphilosoph, sagt einmal: »Man wird nie etwas vom wirklichen Vorgang des geschichtlichen Denkens verstehen, wenn man nicht davon ausgeht, daß der Geist selbst Geschichte und in jedem seiner Augenblicke zugleich Geschichtsfaktor und Ergebnis der ganzen vorhergegangenen Geschichte ist; so daß der Geist in sich seine ganze Geschichte mitbringt, welche dann mit ihm selbst zusammenfällt. Eine Seite der Geschichte vergessen und sich einer anderen erinnern, ist nichts anderes als der Rhythmus des lebendigen Geistes selbst, dessen Tätigkeit darin besteht, daß er sich bestimmt und individualisiert . . . .«

Durch diese Auffassung wird auch der materialistischen Geschichtsphilosophie, wie sie etwa der Marxismus vertritt, der Todesstoß versetzt. Die Geschichte, die nur aus Tatsachen, gar nur aus wirtschaftlichen bestehe, müßte sich

selbst aufheben; denn es fehlte ihr das bewegende Moment, das nur ein geistiges sein kann.

Statt Staatengeschichte Geistesgeschichte (etwa im universalgeschichtlichen Sinne Karl Lamprechts)! Daß diese Forderung nicht ungefährlich ist, da sie die Möglichkeit uferlosen kulturhistorischen Geschwätztes zuläßt, sei zugegeben. Aber die Geschichte selbst sorgt dafür, daß dem Kulturhistoriker die Bäume nicht in den Himmel wachsen; gab es doch keine Zeit, die allseitig schöpferisch war. Selbst der reine Staatshistoriker kommt mit den politischen Tatsachen allein nicht aus oder er bleibt ein trockener Chronist. Die Auffassungen des Staatsbegriffs sind begründet in den Rechtslehren einer Zeit, die selbst wieder aus der Philosophie stammen. Deshalb ist auch für den nur-politischen Historiker ein tiefes Eindringen in Philosophie, Soziologie und Nationalökonomie notwendig. Einmal aber diese Abhängigkeit der Politik von fremden Faktoren erkannt, wird der Historiker auch den entscheidenden Schritt zu einer universalgeschichtlichen Einstellung tun, indem er alle Realitäten in der Zeit ansieht als Äußerungen des ihnen zugrunde liegenden Geistes.

Dadurch gewinnen wir jenen Glauben an die Einheit des Menschengeistes wieder, den das 19. Jahrhundert uns geraubt hat. Die Fachmenschen und Mechanisierer der Wissenschaft waren ja vor allem Schuld daran, daß der Ungeist der Gewalt und des engstirnigen Nationalismus solange triumphieren konnte. Nur die Besinnung auf die Einheit der menschlichen Vernunft kann uns vom »Betrieb« wieder erlösen und zur Humanität erziehen.

Unsere Auffassung von dem ethischen Sinn der Geschichte muß zu einer doppelten Revolution in der Schulpraxis führen: in der Gliederung des Stoffes und in der

Gesinnung. Bisher wurde bei uns, wobei man vor den gröbsten Fälschungen nicht zurückschreckte, die amtlich vorgeschriebene, innerlich schon längst morsch gewordene preußisch-militärische Ideologie gepredigt. Schlachten, Schneid und Fürsten wurden als die Gipfel der Menschheit vorgeführt; die überlieferten, nur noch mit den Verzweiflungsmitteln der Gewalt aufrecht gehaltenen Machtverhältnisse als gottgewollt und unantastbar hingestellt; die Dynastien (natürlich nur die vaterländischen!) als ein Geschlecht der Erzengel gefeiert. Jeder Änderungswille, jede Hoffnung auf größere Menschlichkeit ward erstickt, des Jünglings Sehnsucht nach Brudertum mit klirrenden Schlachtworten oder auch der Profitgier des nationalen Egoismus erledigt. Wir wissen, wie der alldeutsche Geschichtslehrer in den jungen Seelen gewütet hat und alle Zartheit und Menschlichkeit zu vernichten suchte. Auch die meisten der (heute noch gebräuchlichen) Lehrbücher triefen von diesen Giften des Militarismus, Byzantinismus und Chauvinismus. Ist von einem Monarchen absolut nichts Günstiges zu berichten, so versucht man eben, seine Schandtaten zu mildern. Von dem brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg nennen die Schulbücher als einziges Verdienst — seinen Judenpogrom in Berlin. An das chauvinistische Brüllen der Geschichtslehrer während des Weltkriegs braucht kaum erinnert zu werden. Es geschah auf Anweisung von oben, da eine preußische Ministerialverfügung vom März 1916 die Verbreitung von Völkerbundsgesinnungen verbot und die Agitation für »nationale Erstarkung« befahl.

Es ist klar, daß Fälschungen und Agitationen um so gröber werden müssen, je näher man der Gegenwart kommt. Sowohl die äußere wie die innere Politik wurde von gehorsamen Schulsklaven nach der offiziellen Staats-

gesinnung zubereitet. Die sozialen Bewegungen wurden entweder als der Aufruhr eines verbrecherischen Raubgesindels unter gerissenen Führern oder als das lächerliche Schauspiel von Ideologen, die mit den Realitäten nicht rechnen können, dargestellt. Die Klügeren lehnten jede Behandlung der sozialen Ereignisse als allzu aktuell ab, ohne aber die gleiche Konsequenz bei der Darstellung des imperialistischen Europas zu ziehen. Jeder Hinweis auf den Pazifismus ward unterdrückt, trotzdem schon im Jahre 1495 ein Maximilian I. den ewigen Landfrieden geboten hatte.

Mit dieser Gesinnungsmacherei ist endgültig zu brechen. Die einzige Gesinnung der Geschichte, die es zu lehren gilt, ist der Geist; der Ungeist aber ist durch Darstellung seiner Folgen zu nennen und zu verdammen. Der Geist zeigt sich nur in wahrhaft menschlichen Schöpfungen, die sich auf allen Kulturgebieten vollziehen. Sie gilt es ans Licht zu stellen und ihre Zusammenhänge zu deuten Hierbei wird die Politik im Vordergrund bleiben müssen da sie, wenn auch keineswegs die wertvollste, so doch die folgenschwerste Realität darstellt. Politik selbst — im Sinne der Parteipolitik und der aktuellen Ereignisse — soll in der Schule natürlich nicht getrieben werden. Das schließt aber nicht aus, daß von den Parteien sachlich gesprochen wird, soweit sie selbst in der Geschichte verankert sind.

Ziehen wir aus alledem die praktische Konsequenz. Geben wir durch eine Reform des historischen Unterrichts der Geschichtswissenschaft jene Stelle im Schulleben, auf die sie durch ihre Geistigkeit Anspruch hat. Ein Entwurf mit aller Unzulänglichkeit und Vorläufigkeit eines revolutionären Projekts möge Ihnen zeigen, wie der neue Geschichtsunterricht beschaffen sein soll.

1. Auf der Unterstufe. Der Unterricht darf erst in Quarta beginnen und nur aus Biographien bestehen. Der einzelne Mensch, sein Leben und Schaffen: das allein ist die Wirklichkeit, die der Geist von Kindern besitzen kann. Diese Biographien dürfen nicht nur die von Kriegern und Staatsmännern sein, sondern auch die von Künstlern, Denkern und Religionsstiftern als Beispiele unbedingten und geistigen Menschentums. Diese Zwecke könnten etwa die Biographien der folgenden Männer erfüllen: Buddha, Sokrates, Cäsar, Gregor VII., Franz von Assisi, Friedrich II. von Hohenstaufen, Huß, Luther, Michel Angelo, Friedrich der Große, Napoleon, Goethe, Bismarck, Marx, Tolstoi ... Diese Zusammenstellung mag Ihnen bunt erscheinen; sie soll es sein. Denn nur so können dem Kinde die vielseitigen menschlichen Schöpfungen vor Augen treten, die bisher in der Schule durch das staatlich-militärische Machtideal verdrängt wurden.

2. Mittelstufe. Sie beginnt erst den eigentlichen Geschichtsunterricht in dem von mir angedeuteten universalen Sinne, von der orientalischen und europäischen Antike bis zur Gegenwart. Sie wird auch Jahreszahlen brauchen, aber nur als die notwendigen Eisenkonstruktionen. Aufgabe des Unterrichtes wird es sein, in jeder Epoche die Zusammenhänge zwischen politischen, ökonomischen und kulturellen Richtungen und Ereignissen aufzuweisen. Dies alles muß natürlich nach induktiver Methode geschehen: erst müssen die sachlichen Ereignisse vorgetragen werden und dann die Zusammenhänge als „letzte Ergebnisse“ gefunden werden.

3. Die Oberstufe wird das gleiche Pensum noch einmal durchgehen, aber mit wesentlicher Vertiefung. Dazu bedarf es vor Beginn der eigentlichen historischen Dar-

stellung einer Einführung in die Hauptprobleme der Soziologie, Geschichts- und Staatsphilosophie. Weiterhin müssen die wesentlichen geistesgeschichtlichen Dokumente dem Schüler selbst vorgelegt werden: ein historisches Lesebuch ist zu schaffen, das solche Dokumente in guten Auszügen und Übersetzungen bringt, etwa Bruchstücke aus: Platons Staat, Dantes göttlicher Komödie, Macchavavellis Fürst, das Manifest des gemeinen Mannes (aus den Bauernkriegen), aus den Schriften von Grothius, Diderot, Rousseau; die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, die französischen Menschheitsrechte; aus Kants Schrift »Zum ewigen Frieden«, das kommunistische Manifest, Nietzsche-Stellen ... An der Hand von Lichtbildern wäre die parallele kunstgeschichtliche Entwicklung aufzuzeigen.

Dies ist ein Weg, der vielleicht zum Ziele führt. Die Frage ist ja brennender und folgenschwerer, als sie scheint. Gilt es doch, dem jungen Menschen die Vergangenheit nicht mehr als eine Sammlung toter Ereignisse und Menschen, denen man höchstens mit romantischen Empfindungen zugetan sein kann, erscheinen zu lassen, sondern als lebendige, allumfassende, menschliche Schöpfung, die sich ewig erneuert. Ward so die Geschichte zur Geschichte des Geistes gesteigert, so ist es auch möglich, den Menschen helläugig zu machen für den Geist der Geschichte, der zerstörend und aufbauend, teuflisch und göttlich das Wunder und die Tragik des Menschengeschlechts in sich birgt.

DECLARATION D'INDEPENDANCE DE L'ESPRIT

In letzter Stunde, kurz vor Abschluß des Heftes, erhalte ich von P. J. Jouve im Auftrage Rollands den Text des »Déclaration de l'Indépendance de l'Esprit« mit den Unterschriften, die bisher erbeten und gegeben wurden. Nicolai, sonst ein vortrefflicher Uebersetzer, scheint mir bei der Uebertragung dieser Erklärung nicht besonders glücklich gewesen zu sein. Ich bringe (nicht allein aus diesem Grunde) den französischen Text mit den jetzt vorliegenden Unterschriften, die eine wesentliche Bereicherung erfahren haben.

Travailleurs de l'esprit, compagnons dispersés à travers le monde, séparés depuis cinq ans par les armées, la censure et la haine des nations en guerre, nous vous adressons, à cette heure où les barrières tombent et les frontières se rouvrent, un Appel pour reformer notre union fraternelle, — mais une union nouvelle, plus solide et plus sûre que celle qui existait, avant.

La guerre a jeté le désarroi dans nos rangs. La plupart des intellectuels ont mis leur science, leur art, leur raison, au service des gouvernements. Nous ne voulons accuser personne, adresser aucun reproche. Nous savons la faiblesse des âmes individuelles et la force élémentaire des grands courants collectifs: ceux-ci ont balayé celles-là, en un instant, car rien n'avait été prévu afin d'y résister. Que l'expérience au moins nous serve, pour l'avenir!

Et d'abord, constatons les désastres auxquels a conduit l'abdication presque totale de l'intelligence du monde et son asservissement volontaire aux forces déchaînées. Les pen-

seurs, les artistes, ont ajouté au fléau qui ronge l'Europe dans sa chair et dans son esprit une somme incalculable de haine empoisonnée; ils ont cherché dans l'arsenal de leur savoir, de leur mémoire, de leur imagination, des raisons anciennes et nouvelles, des raisons historiques, scientifiques, logiques, poétiques, de haïr; ils ont travaillé à détruire la compréhension et l'amour entre les hommes. Et, ce faisant, ils ont enlaidi, avili, abaissé, dégradé la Pensée, dont ils étaient les représentants. Ils en ont fait l'instrument des passions et (sans le savoir, peut-être) des intérêts égoïstes d'un clan politique ou social, d'un Etat, d'une patrie, ou d'une classe. — Et à présent, de cette mêlée sauvage, d'où toutes les nations aux prises, victorieuses et vaincues, sortent meurtries, appauvries, et, dans le fond de leur coeur, (bien qu'elles ne se l'avouent pas), honteuses et humiliées de leur crise de folie, la Pensée, compromise dans leurs combats, sort, avec elles, déchue.

Debout! Dégageons l'Esprit de ces compromissions, de ces alliances humiliantes, de ces servitudes cachées! L'Esprit n'est le serviteur de rien. C'est nous qui sommes les serviteurs de l'Esprit. Nous n'avons pas d'autre maître. Nous sommes faits pour porter, pour défendre sa lumière, pour rallier autour d'elle tous les hommes égarés. Notre rôle, notre devoir, est de maintenir un point fixe, de montrer l'étoile polaire, au milieu du tourbillon des passions dans la nuit. Parmi ces passions d'orgueil et de destruction mutuelle, nous ne faisons pas un choix; nous les rejetons toutes. Nous honorons la seule Vérité, libre, sans frontières, sans limites, sans préjugés de races ou de castes. Certes, nous ne nous désintéressons pas de l'Humanité! Pour elle nous travaillons, mais pour elle t o u t e n t i è r e. Nous ne connaissons pas les peuples. Nous connaissons le Peuple, — unique, universel, — le Peuple qui souffre, qui lutte, qui tombe et se relève, et qui avance toujours sur le rude chemin

trempé de sa sueur et de son sang, — le Peuple de tous les hommes, tous également nos frères. Et c'est afin qu'ils prennent, comme nous, conscience les l'Arche d'Alliance, — l'Esprit libre, un et multiple, éternel.

Ont signé cette Déclaration:

en Allemagne: G. von Arco. Prof. A. Einstein. Prof. W. Foerster. Leonhard Frank. H. von Gerlach. Ivan Goll. A. Grotjahn. Wilhelm Herzog. Hermann Hesse. Prof. D. Hilbert. Käte Kollwitz. Prof. Max Lehmann. Paul Natorp. Prof. G. F. Nicolai. Heinrich Mann. A. Moissi. H. Paasche. Nithak-Stahn. H. Stoecker. Fritz von Unruh. H. Wehberg. Franz Werfel.

en Angleterre: Edward Carpenter. Bertrand Russell. Israel Zangwill.

en Autriche: Dr. A. H. Fried. Stefan Zweig.

en Amérique: Jane Adams.

en Belgique: Paul Colin. Georges Eekhoud. J. F. Enslander. G. Khnopff. Frans Masereel. Melot Du Dy. Jacques Mesnil. Edmond Picard. Henry van de Velde.

en Catalogne: J. Lopez-Pico. Alfons Maseras. Eugenio D'Ors.

en Danemark: Sophus Michaelis.

en France: René Arcos. Charles Baudouin. Henri Barbusse Leon Bazalgette. J. R. Bloch. Samuel Buchet. Prof. Burnet. Alain Chartier. A. de Chateaubriant. Georges Chenneviere. Albert Doyen. Georges Duhamel. Francois Crucy. Paul Desanges. Edouard Dujardin. Gustave Dupin. Waldemar George. P. J. Jouve. Raymond Lefebvre. C. A. Laisant. Marcel Martinet. Emile Masson. Luc Mériga. Mathias Morhardt. A. Pierre. Prof. A. Prenant. Gabriel Reuillard. Romain Rolland. Jules Romains. Han Ryner. Edouard Schneider. Prof. Ed. Schoen. Prof. P. Schultz. Severine. Prof. Schirardin. Paul Signac. Gaston Thiesson. Jules

Uhry. Paul Vaillant. Couturier. Charles Vildrac. Prof. Wacker, Leon Werth.

en Hindonstan: Rabindranath Tagore.

en Hollande: Dr. L. J. Breuwer. Frederik van Eeden. J. C. Kapteyn.

en Hongrie: Andreas Latzko.

en Italie: Roberto Bracco. Benedetto Croce.

en Pologne: Dr. M. dé Rusiecka.

en Russie: Paul Birukoff. Dr. Nicolas Roubakine. L. de Wiskovatoff.

en Suède: Verner von Heidenstamm. Ellen Key. Selma Lagerlöf. Carl Lindhagen.

en Suisse: Enrico Bignami. Ernest Bloch. Prof. A. Forel. Prof. Ragaz.

——————

Note. Mm. Max Lehmann et Heinrich Mann (Allemagne) ont opposé quelques réserves au texte de l'Appel:

„Nous ne connaissons pas les peuples. Nous connaissons le Peuple, unique, universel ... etc."

Ils ont signé le texte modifié comme il suit:

„Pour le Peuple, unique, universel ... etc."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach A.-G., Bielefeld

DAS FORUM

3. Jahr Septemberheft 1919 Heft 12

(Abgeschlossen am 20. August 1919)

IDENTITÄT VON »DEMOKRATIE« UND DIKTATUR

VON WILHELM HERZOG

Friedrich Wilhelm Foersters an mich gerichteter und im Juliheft des Forums (III. 10) veröffentlichter Brief »Zur Beurteilung des Bolschewismus« und meine Erwiderung darauf haben eine sehr lebhafte Diskussion hervorgerufen. Das ist nur allzu verständlich. Denn die Klärung der unter den Intellektuellen verbreiteten Ansichten über die bolschewistischen Lehren schreitet nur langsam vorwärts. Selbst die Rechtschaffensten stutzen. Und der Klärungsprozeß wird gehemmt, da die Lügen und Verleumdungen einen fast undurchdringlichen Nebel bilden und authentische Auskünfte, Nachrichten nur sehr spärlich zu uns kommen.

Worin besteht der Hauptangriff Foersters gegen die bolschewistische Theorie? Er wirft ihr nicht nur Ideenarmut, moralische Leere, völligen Mangel eines geistigen Prinzips vor, sondern behauptet, sie sei nur eine Fortsetzung, »eine Nachpsychose des Weltkrieges, gänzlich unfähig, dem alten System ein Ende zu machen«. Häfte Foerster recht, wenn er behauptet, die Schriften der bolschewistischen Führer »scheinen von Menschen verfaßt zu sein, deren Seelen ganz und gar ausgekältet sind von Haß,

die auch keine wahre Liebe zum arbeitenden Volke in sich tragen, an dessen besten und tiefsten Empfindungen keinen Anteil haben«, und hätte er nicht die Betonung auf das Wörtchen scheinen gelegt, so wäre eine Diskussion überflüssig. Der große Ethiker und Idealist erwiese sich hier als schlechter Psychologe. Können Menschen, die ihr Fühlen und Denken, ihr ganzes Leben der Verwirklichung des Sozialismus geweiht haben, die sich für ihre Ideen verfolgen, schmähen, einkerkern, nach Sibirien verbannen ließen, ganz und gar von Haß ausgekältete Seelen sein? Darf man mit Recht von Menschen, die sich mit solcher Leidenschaft der Befreiung des Proletariats und der Menschheit gewidmet haben, selbst wenn man ihre Methoden für falsch und bekämpfenswert hält, äußern, daß sie »auch keine wahre Liebe zum arbeitenden Volke in sich trügen und an dessen besten und tiefsten Empfindungen keinen Anteil hätten«? Das darf man nicht. Ohne schweres Unrecht zu tun. Und wir wollen nicht einmal Unrecht denken. Dies mußte vorausgeschickt werden

Was Foerster übrigens am Bolschewismus bekämpft, ist — nach Marx — die »erste Phase«, die notwendige niedrigste Stufe des Kommunismus. Was Foerster hier schmerzhaft vermißt, »die inwendige Umwandlung«, wir vermissen sie täglich aufs schmerzhafteste. Nur hat diese Kritik Marx bereits 1875 in seiner Analyse des Gothaer Programms auf die endgültige Formel gebracht. Lenin zitiert sie in seiner Schrift »Staat und Revolution« in dem Kapitel, das die wirtschaftlichen Grundlagen für das Absterben des Staates behandelt. Marx analysiert den Beginn der kommunistischen Gesellschaft und führt aus: »Womit wir es hier zu tun haben, ist eine kommunistische Gesellschaft, nicht wie sie sich auf ihrer eignen Grundlage entwickelt

hat, sondern umgekehrt, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft hervorgeht; die also in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig noch behaftet ist mit den Muttermalen der eigenen Gesellschaft, aus deren Schoß sie herkommt«.

Was Foerster und die gleich ihm denkenden rechtschaffenen Intellektuellen abstößt, das sind die furchtbaren Wehen des Kommunismus. Aber diese Geburt einer neuen Welt kann sich — ebenso wie die eines unschuldigen Kindes — nicht auf ethische, schmerzlose Weise vollziehen. Sie ist ohne Grausamkeit, ohne Leiden garnicht denkbar, zumal der alte kranke widerspenstige Gesellschaftskörper, aus dem das neue Leben sich entwickeln soll, leider den chirurgischen Eingriff fordert. Darf man deshalb die Ärzte, die hier den Kaiserschnitt als die einzig mögliche Operation erkannt haben, abstrakte Theoretiker oder herzlos schelten? Verleugnen sie deshalb menschliche Empfindungen? Offenbaren sie dadurch einen erschreckenden Mangel jedes geistigen Prinzips? Wahr ist: Sie machen kein Aufhebens davon. Sie halten Menschenliebe, Güte, Idealismus für selbstverständliche Attribute jedes geistigen Kämpfers. Voraussetzung und Vorbedingung jedoch für jede menschliche Kultur ist ihnen die völlige Umwälzung der heutigen Gesellschaftsunordnung, des kapitalistischen Wirtschaftslebens. Ohne diese Umwandlung ist an eine wahre Kultur, an Verwirklichung der ethischen Grundsätze, die seit Jahrtausenden verkündet, in den Kirchen und Schulen scheinheilig gelehrt werden, und die unsere Vernunft und unser Gewissen täglich von neuem fordern, nicht zu denken. Erst muß diese Arbeit vollbracht sein. Deshalb zunächst entschlossener Kampf, um einmal diese niedrigste Stufe einer neuen, künftig klassenlosen Gemeinschaft zu erobern. Also: keine Überzentrale, keine Vergottung

des Staates, vielmehr eine Stufe, wo der Staat abstirbt, wo ein neues Geschlecht heranwachsen kann, das imstande sein wird, »den ganzen Staatsplunder von sich abzutun, die ganze Staatlichkeit, darunter auch die Staatlichkeit der demokratischen Republik«. (Engels.)

Ich teile Foersters Skepsis gegen die Mechanisierung und Zentralisierung des ganzen öffentlichen Lebens. Ich kämpfe mit ihm gegen jene geist- und menschenfeindliche Maschinerie, jene weitgehende äußere Vergesellschaftung »die durch keinerlei innere Läuterung vorbereitet und begleitet wird«, aber ich bin mir bewußt, daß bis zum Eintritt in eine höhere Phase die strengste Kontrolle der Gesellschaft notwendig ist, daß erst nach einem Durchlaufen vieler Entwicklungsphasen die Kommunitas, die auch er ersehnt, entstehen kann. Erst hier kann die Idee der freien Verständigung zwischen den einzelnen Gruppen siegen, erst hier kann Registrierung und Kontrolle endlich entbehrt werden; denn erst hier können Gerechtigkeit und Macht eins werden. Erst hier kann der Staat endlich absterben. Erst hier kann die innere Befreiung des Menschen wirklich beginnen; erst hier können die Individuen sich entwickeln, verfeinern, veredeln; erst hier auf dem blühenden Boden sozialer Gerechtigkeit wird Demokratie möglich und Menschlichkeit keine Phrase sein.

Aber bis dahin ist ein weiter Weg. Wir stecken alle noch im alten kapitalistischen System und im bürgerlichen Recht. Kein ethischer Idealismus und kein literarischer Aktivismus kann uns daraus befreien, kann uns daraus erlösen.

Hat bisher irgendein philosophisches System, der ethische Wille Einzelner, die Welt aus ihrer Not und Qual befreien können? Für wen lebten Buddha, Plato, Christus? Und alle die Denker, Forscher, Künstler aus

ihrem Geschlecht? Sie linderten gewiß vielen ihre seelischen Leiden, sie schufen unschätzbare geistige Werte, sie verfeinerten, vertieften, steigerten Gefühle, sie bereicherten unser Denken. Und dennoch? Erlösten sie die Welt, die armen zerquälten Menschen? Nein, sie konnten es nicht. Und je mehr die bürgerliche Gesellschaft ihre Tendenzen entwickeln mußte, um so qualvoller, bedrückender, elender wurde das Los der großen Mehrzahl der Menschen auf dieser Erde. Aber auch ihr Siegeslauf hat seinen Höhepunkt überschritten. Der Triumph des bürgerlichen Imperialismus gipfelte in dem Weltwahnsinn, der 1914 entbrannte. Und dieser Triumph wurde zugleich der Beginn seines Sturzes. Von dem er sich nie wieder erholen kann.

Millionen und abermals Millionen sind erwacht und glauben an die Wahrheit der 1891 in Erfurt beschlossenen Programmsätze: »Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum, und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion, kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde.

Diese gesellschaftliche Umwandlung bedeutet die Befreiung nicht bloß des Proletariats, sondern des gesamten Menschengeschlechts, das unter den heutigen Zuständen leidet. Aber sie kann nur das Werk der

Arbeiterklasse sein, weil alle andern Klassen, trotz der Interessenstreitigkeiten unter sich, auf dem Boden des Privateigentums an Produktionsmitteln stehen und die Erhaltung der Grundlagen der heutigen Gesellschaft zum gemeinsamen Ziel haben.«

Dieses Erfurter Programm wurde allerdings Millionen zu einem neuen Evangelium. Von ihm erwarten sie Befreiung und Erlösung. Es hier auf Erden durchzusetzen, ist ihr Ziel. Sie sind auf dem Marsch. Trotz allem: die Revolution hat begonnen. Unendlich viel an geistiger Vorbereitung, an menschlicher Vervollkommnung wurde verabsäumt von den bisher herrschenden Klassen. Wir werden es nachholen müssen. Es bleibt uns nicht geschenkt. Und manchmal erschrickt uns die moralische Minderwertigkeit, das Untermenschliche, der völlige Mangel jeder Selbstkritik und die Selbstanbetung Einzelner und der Massen. Aufklären, erziehen, veredeln, gerechter machen — Vorstufen, Etappen der Revolution. (Da das voraufgegangene Zeitalter die Massen verdummte, vergröberte, vertierte.)

Gelingt uns die Reinigung, dann werden selbst die, die heute den Sozialismus und die Revolution bekämpfen zu müssen glauben, Anhänger des Sozialismus werden, sich wohlfühlen in dieser neuen Welt. Dann werden wir jene höhere Phase, von der Marx spricht, erreicht haben, »nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch die Produktionskräfte gewachsen sind und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen — erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshorizont ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!«

Erst dann! Man möchte mit Heinrich Kleist ausrufen: Dann wird er die Fanfare blasen lassen! Denn das ist der Sieg des Sozialismus. Aber erst dann könnte die Kritik seiner Leistungen einsetzen. Nicht früher.

Der Weg bis dahin ist abhängig von den Krankheiten, Ausschweifungen, Widerständen des bisherigen kapitalistischen Systems. Von der Aufrechterhaltung seiner Diktatur und seines Terrors: durch Maschinengewehre, Söldner, Gefängnisse, Erschießungen. Und wie versucht diese Diktatur, die sich den Namen Demokratie beigelegt hat, vor ihrem Nachfolger zu warnen. Mit allen Mitteln des Grauens steigert sie die Angstpsychose. Alle Gelehrten, alle Künstler, alle Publizisten der guten Gesellschaft werden aufgeboten, um für »Ruhe und Ordnung« zu kämpfen, damit die Grundlagen der Diktatur von heute nicht erschüttert werden. Tausende und Hunderttausende fielen unter ihren brutalen Schlägen vor dem Krieg, Millionen verreckten kraft ihrer Gewalt im Krieg. Alles fügte sich, gehorchte, unterwarf sich bis auf Vereinzelte, Wenige, die man knebelte oder einkerkerte. — Die Militärdiktatur befahl Burgfrieden. Wer brach ihn in Deutschland? Öffentlich, bewußt, unter dem Wutgebrüll der Alldeutschen und der Sozialpatrioten? Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring und ich. Die alte Vorwärtsredaktion (unter Däumigs Leitung), Franz Pfemfert in der »Aktion« die aktivsten Mitglieder des Bundes »Neues Vaterland« und unter Haases Führung die »Unabhängigen.«

Warum standen damals die Intellektuellen nicht auf? Und protestierten gegen das Erniedrigende, Schmachvolle, Brutale einer fast fünf Jahre währenden Diktatur? Man muß anerkennen: Foerster und einige bürgerliche Pacifisten waren ehrlicher, mutiger, wahrheitsliebender als viele, die sich heute bereits zu den unabhängigen Sozialisten zählen. Und

nur denen, die sich stets gegen eine Diktatur — gleich viel welcher Klasse — aufgelehnt haben, stände es heute zu, sich gegen irgend eine Diktatur zu wenden. Alle Andern haben zu schweigen. Ihre Heuchelei, ihre Ahnungslosigkeit, ihr Zuhältertum ist offenbar. Sie waren und sind interessiert an der Aufrechterhaltung der von ihnen angeblich auch bekämpften Gesellschaftsordnung.

Und schon deshalb sollten sich so ehrliche Kämpfer wie Fr. W. Foerster und Wilhelm Michel, deren reine Gesinnung selbst durch Mißverständnisse und Verkennung hindurchbricht, von all den bewußten und unbewußten Helfern der alten demokratischen Diktatur absondern. Nur wir, wir allein, haben das Recht, die Gewalt anzuklagen. Niemand sonst. Alle andern haben sich ihr gefügt, als sie den Krieg bejahten und vorher und nachher eine Gesellschaftsordnung aufrechterhalten wollten, die zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen muß, und die nicht einen Tag ohne die infamste, grausamste, scheinheiligste Diktatur bestehen könnte: eine Gesellschaftsordnung, die sich wilhelminische Generäle und einen Noske halten muß, um ihrer Diktatur nicht verlustig zu gehen.

Es handelt sich bei dieser Auffassung wahrlich nicht, wie Wilhelm Michel in seinem folgenden Aufsatz vermutet, um den Gegensatz: hier ethischer Idealismus — hier Aktivismus. Abgesehen davon, daß man (dünkt mich) beides zugleich sein muß. Denn ein Idealismus ohne Aktivität bliebe etwas Wesenloses, Kaltes, Steriles. Und ein Aktivismus, der nicht von ethischem Idealismus erfüllt ist, wäre zielloses Draufgängertum, unfruchtbarer Tätigkeitstrieb.

Foerster ist ein sehr aktiver ethischer Idealist. Und wenn man mich einen Aktivisten nennt, so bekenne ich, daß mein Sozialismus allein im Ethos wurzelt, das mich

vorwärtstrieb, im Rechtsgefühl, das überall beleidigt, verletzt wurde und gebieterisch Befriedigung forderte. Wie aber kann inmitten dieser wirtschaftlichen Anarchie Gerechtigkeit herrschen? Ist nicht jeder Idealismus zur Enttäuschung verurteilt, der inmitten dieser Korruption, dieses chaotischen Unrats, dieser Welt des raffinierten, straflosen Verbrechertums, dieses elenden, viehischen, mordbesingenden Zeitalters den Sieg des Rechts erwartet? Dieser Weltaugiasstall muß erst ausgemistet werden. Völlig. Ohne Kompromisse. Das geht nicht ohne Beschwerden und Unannehmlichkeiten für alle die, die bisher auf dem Weltmist saßen oder von ihm Nutzen zogen. Und zu ihrer Sicherheit die Fahne „Demokratie" darauf gepflanzt haben. Ein Augiasstall ist mit Menschenliebe allein nicht zu säubern. Wir appellierten an die Vernunft der bisherigen Nutznießer: Mithelfen sollten sie. Selbstsucht hemmt sie. Was tun? Ihre Macht, die sich immer der Gewalt verbündet hat, unangetastet lassen? Obwohl die kleine Schicht weiß, daß sie sich nur durch den Terror gegen die Massen aufrechtzuerhalten vermag, daß sie entbehrlich ist für die Gesellschaft? Kein Vakuum entstände, würde sie beseitigt. Allein ihre feindselige Unvernunft provoziert Gewalt.

Ja, Kommunismus ist Liebe. Aber auch Wille! Wille zur Reinigung, zur Erneuerung. Erneuerung des Geistes kann nur werden, wenn wir vorher den Gesellschaftskörper entgiften, wieder gesund machen. Nur dann kann eine neue Welt entstehen, die jede Gewalt mißachtet, die klassenlos, ohne Ausbeuter und ohne Ausgebeutete, endlich menschenwürdig lebt, jedem ihrer Mitglieder die Güter dieser Erde mit Freuden gönnt und durch ausgleichende Gerechtigkeit nach dem Zeitalter der Menschenfeindschaft ein Zeitalter der Humanität und der Menschenfreundschaft einleitet.

ZUM BRIEFWECHSEL FOERSTER — HERZOG

Sehr geehrter Herr Herzog,

mit Foersters ethischem Idealismus kreuzt sich Ihr Aktivismus — eine jener sinnvollen, paradigmatischen Begegnungen, in denen sich die Urprobleme nicht nur dieser Zeit zeichenhaft verdichten. Problem der Verwirklichung, Frage nach Deckung zwischen Denken und Sein, gnostischer Urstreit zwischen Geistesreinheit und Realisationstrübung, in hundert Gestalten der Mythe umrätselt und plastisch herausgestellt — hier ist geistige Urerde unseres Geschlechts, von dieser Tragik lebt, nach ihr hungert alles, was menschliches Leben heißt. Beide Gegner, Purist und Aktivist, verbunden durch Geistesleidenschaft, mehr: durch Leidenschaft für Geistesauswirkung. Einig im Antrieb, einig im Ziel, unterschieden in ihrer Stellung zum Mittel. Dies wissen, heißt wissen, daß Ewiges in beiden wirkt. Die Feindschaft ist mythologisch. Nicht ein Gedicht, nicht ein Brief, nicht ein Stuhl noch ein Staat entsteht ohne ihre Empfundenheit und Überwundenheit. Und der Mensch, unteilbaren Ichpunktes in eine Welt gestellt, die tosendes Schlachtfeld zwischen den Kräften der Höhe und der Tiefe ist, erfährt die Forderung, Partei zu sein. Nehme ich, da ich den Geist will, die Mittel dieser Welt, ohne die Geist Schemen und Fetisch bleibt, Hadesschatten ohne den einen Trunk dunkles Blutes, belachtes Spielzeug der Tartüfferie aller Geistfeindschaft? Oder hüte ich, da ich den Geist will, eifersüchtig seine Reinheit, ohne die ich nicht Geist verwirkliche, sondern sein Gegenteil? Tue ich das Erste, so verwirkliche ich, aber nicht den Geist. Tue ich das Zweite,

so begeiste ich, aber nicht die Wirklichkeit. Mensch, in der Sache dieser Parteinahme verläßt dich die Triebkraft des reinen Gedankens. Nie wird Lauterkeit der Erwägung dich auf die eine oder andere Seite treiben können. Das Dunklere in dir muß heraufkommen, das Unreine, aber Mächtige, das Bestimmende: die rational nicht determinierte Leidenschaft deiner Brust, dein inwendiges Müssen treibt dich unter eine von beiden Fahnen. Du kämpfst — einen geheimen Stachel im Herzen — und das Geschehen speist sich gierig aus deinen Taten. Vielleicht nicht einmal aus deinen Taten: sondern aus jenem kleinen, geheimen Schmerz, der dir im Herzen sitzt, ein geringes Nichts an Wunde, das blutet, weil du kämpfst, weil du, weltgiltigen Atman in der Zirbeldrüse, Partei für Eines genommen hast. Denn, Mensch, dieser kleine, geheime Schmerz ist das komplementäre Bewußtsein deiner Göttlichkeit, er ist kultischer Natur, dunkler, weltstofflicher, weltverwandter als alles, was du tust.

Kontemplation? Quietismus?

Ich stehe in Ihrer Begegnung mit Foerster auf dessen Seite. Mit einer Entschiedenheit, die keinen Zweifel kennt. Ich glaube, daß allein der Geist, der aus Foersters Brief spricht, retten wird, was es heute Wertvolles und Bedrohtes gibt: die Revolution, die neue Menschengemeinschaft, den neuen Menschen überhaupt. Ich sehe diesen Geist wirksam in edlen Intelligenzen unserer Nation. Ich sehe ihn an der Arbeit, die Revolution zu retten, indem er als Geist fühlbar und bewußt macht, was doch eben Geist in ihr ist, indem er die Ebene anweist, auf der allein der Geist siegen und unterliegen kann: in der Umstürzung des Menschen, plastisch weiterwirkend auf alle menschlichen Verhältnisse und Zustände. Ich sehe ihn insbesondere auch wirksam, bei Männern, die Sie der anderen Seite zuzuweisen geneigt scheinen: wenn ich irgendeine Zeile von Landauer oder Eisner richtig lese, gehörten sie zu

denen, die glühend wollten, daß das Bewegende unerstarrt, im feurig-flüssigen Aggregatzustande der Liebe wirksam erhalten werde. Wenn Leo Trotzki in einem ausgezeichneten Aufsatze »Der Pazifismus im Dienste des Imperialismus« meint: Il manque à notre époque un satirique indigné, un Juvénal — so meinen wir, es fehle unserem Zeitalter viel mehr an einem mächtigen Akkumulator der verbindenden Gewalt, an einem amphionischen Menschen, der die einzig bewegende Kraft als Liebe durch die Welt zu tragen Kraft und Feuer hat. — Es ist sehr richtig, was Sie sagen: Es frommt nicht mehr, von Brüderlichkeit zu reden: man muß sie üben. Steht dazu aber nicht sonderbar im Bolschewismus jener »orgueil impitoyable de ces intellectuels qui croient en leurs idées plus qu'en la vie du prochain et feraient périr vingt millions d'hommes, afin d'avoir raison (Romain Rolland)?«

Es handelt sich aber nicht um Rätesystem oder nicht. Es handelt sich nicht um Ziele, sondern ausschließlich um Methode. Und nicht einmal um diese, nur um ihren Geist. Da steht unzweifelhaft fest: Scharf und dürr klingt alles, was an Programmatischem von den heutigen Reformatoren Rußlands ausging, seellos, errechnet und marxistisch — Sie wissen, daß Landauer den Marxismus mit besonderem Einschluß des orthodoxen Bolschewismus auf das heftigste bestritten hat. Nie wird die Frage zum Schweigen gebracht werden: Was hilft es, das Geistigste wollen, wenn das geistige Ziel mit geistverwüstenden Mitteln erstrebt wird? Zahllose Tyranneien haben sittlich Billigenswertes gewollt. Aber weil sie Tyranneien waren, stärkten sie alle ohne Ausnahme das Gegenteil. Die Kirche. Bernhard von Clairvaux, Heiliger, Mystiker, fast Gnostiker, glühender Prediger der Demut — glauben Sie nicht, daß seine Antriebe rein, seine Ziele von unerhörtester Geistigkeit waren? Aber er wußte das geistfeindliche Mittel nicht zu hassen, weil er

mit katholischer Glut am Ziel hing. Und so lieh er, einer der reinsten Geister der nordischen Welt, sein mächtiges Wort dem großen Innozenz zu einer der scheußlichsten Schandtaten, die die Kirche entehren. Er predigte den Kreuzzug gegen die Katharer von Toulouse, diese wichtige Erhebung des Christentums gegen die Kirche. Er ward mitschuldig daran, daß diese reine Sache unter namenlosen Greueln in den Sumpf von Blut und Tränen gewälzt wurde

Tat — aber Tat der Liebe. Umwälzung — aber vor allem Umwälzung des Menschen. Im Politischen: Entlastung von der Organisation, Fundierung aller institutionellen Erneuerung im bewußten Willen des Volkes, ohne Drehen und Deuteln, was denn nun Volk und was sein Wille sei. Das ist begrifflich nie ganz zu klären, es wird sich da immer nur um Näherungswerte handeln können. Daß das demokratische Ideal (Volkswille = Wille der Mehrheit, ausgedrückt in Repräsentantenwahlen) tausend Anlässe zur Kritik bietet, wer wüßte das nicht? Daß Mehrheitsherrschaft durch Gewählte ein jammervoller Notbehelf, eine niedrige, geistlose Angelegenheit sei, das, bitte, braucht uns, den Kämpfern für Reinhaltung des Geistes, nicht erst gesagt zu werden. Wir bedürfen nicht mehr der Argumente von Heydebrand und Lenin. Wir haben das alles schon im Plutarch, im Diogenes Laërtius als Aussprüche längst zerstäubter Denker gelesen. Niedrig, geistlos, mechanistisch, unplastisch, all das ist die Demokratie. Sie ist dies so sehr, daß es nur Eines gibt, das noch niedriger, noch menschheitsschänderischer ist als sie: die Diktatur, jene Ordnung der Dinge, nach der ein Mensch oder eine Klasse unbedingte Gewalt über andere Menschen und Klassen hat, sei es auf drei Jahre, sei es für immer. Organisation, Gewalt, verdichtet in den Händen Weniger, rafft amorphe Masse zu ungeheuren Taten zusammen. Das ist wahr. Höchstes wird

nur erreicht durch Gewalt. Dem stelle ich mit Schärfe entgegen: Ziele, die nur durch Höchstspannung der Organisation erreicht werden können, dürfen nicht angestrebt werden. Ob Scheiterhaufen errichtet werden zu Ehren Gottes oder des Teufels, ist vor der höchsten Instanz belanglos. Gewalt wird nicht mißbraucht, Gewalt ist Mißbrauch. Oberster Leitsatz: Es gibt das Ding nicht, in dessen Namen Gewalt geübt werden dürfte. Und nur stückweise, zähe sich anklammernd, darf diese Einsicht sich von zwingender Not im Bereich des Politischen diejenigen Kompromisse abringen lassen, die sich aus der Existenz der Leidenschaften und der geistigen Organisationsfehler ergeben.

So sieht man Freunde des Geistes in diesem sagenhaften Kampf, soweit Politisches in Frage kommt, unter dem kümmerlichen, bespieenen Banner der radikalen Demokratie versammelt. Trägt es eine Inschrift, so lautet sie höchstens: Das kleinere Übel.

Wir glauben, daß sich die Geistigen entschließen müssen, im rein Politischen, »oberflächlich aus Tiefe« zu sein. Wir halten es für unrecht, das Extreme und Gefährliche, das aller Geist von Natur haben muß, in politischen Stoff zu pressen: politische Programme zu laden mit der schrecklichen Explosivkraft Reiner Geist. Wir wünschen jene Trennung, die uns im Politischen das Simple und Menschenmögliche, die einfachsten Garantien gegen Mißbrauch der Gemeinschaftsgewalt erstreben läßt, um dafür im Geistigen erbittert rein, bis zur Lebensgefährdung radikal und eifervoll zu sein: im Kunstwerk, im Gedanken, in der Tat an uns selbst, in der Tat an der Seele der Andern. Ja, wir ehren aus Menschlichkeit alte, verachtete Dinge wie Wille der Mehrheit, Toleranz, Humanität. Wir glauben, daß Geist im Politischen sein Äußerstes getan hat, wenn er Gewalt, fließend aus öffentlichem Mandat oder aus wirtschaftlicher Macht, auf das Minimum beschränkt hat. Wir glauben, daß seit Ewig-

keit das Politische das Reich der Bedingtheiten ist, das Reich der temporären und relativen Verwirklichungen; daß in ihm Menschen, die die »Liebhaberey für das Absolute« haben, Fremdlinge sind und sein müssen; daß in ihm die Begabten des »angewandten Geistes« tätig werden müssen, die Kunstgewerbler des Geistes, deren Konzeptionen von vornherein die stoffliche Beimischung aufweisen. Wir glauben insbesondere, daß die Kräfte, die uns aus der Atomisierung und aus der kapitalistischen Entartung der wirtschaftlichen Machtverhältnisse retten werden, politisch nicht erfaßbar und organisierbar sind; daß es überhaupt keine politischen Kräfte sind, aus denen unsere Zukunft hervorgehen wird.

Und tiefes, grundsätzliches Mißtrauen hegen wir gegen alle Tendenzen, die sagen: Freunde, Geist! — aber jetzt noch nicht. Wir können noch nicht gut sein, wir dürfen noch nicht Liebe üben. Erst noch eine Zeit Gewalt, Unterdrückung, Blut, Wut der Theorien und Paragraphen — dann Liebe, Menschlichkeit, Paradies. Wir halten das für Blasphemie. Wir glauben, daß die Gewaltbefleckten vor einem künftigen Geschlecht ebenso dastehen werden wie die im Krieg Kompromittierten jetzt vor dem Geschlecht der Revolution. Wir rufen mit Ihnen und mit den Aktivisten: Jetzt! Sogleich! In dieser Stunde! Aber eben deshalb halten wir nichts von der vertagten Brüderlichkeit, von der befristeten Liebe, von der hypothetischen Menschlichkeit, vom Geist mit Wenn und Aber. Geist hat immer Hände und Objekte, Geistiges zu tun. Und wenn er nur den Urschatz an Grimm in uns selber angreift. Geht er aber in die Politik, so hat er auch dort augenblickliche Liebe, augenblickliche Gerechtigkeit zu sein, sonnenhaft, für Alle.

Wilhelm Michel

ODE AN PARIS
(14. JULI 1919)
von IVAN GOLL

Paris, du glückliche Modistin im Mittag der Zeiten
Dein blauweißroter Sommerhut bewimpelt die Welt —
Wie brennt der Juli aller Bastillen dir!
Indes von Lorbeerhainen beschattet
Schweigt das versunkene Aisne-Tal
Und die Schlucht der Nächte.

Paris, wie züngeln die Flammen der Garde Républicaine!
Und deine Gummimännchen steigen in den Himmel
In Landauern die tadellosen Fräcke
Auf schweifigem Pferd der Marschälle Macht:
O Dreigestirn der goldenen Medaillen!

Ich aber bin dein unsichtbarer Gast
Aus metaphysischen Räumen des alten Leidens:
Es fährt die rote Hochzeit der Völker zum Bürgerbankett
Hoch über mich Einsamen hin.

Ich seh das Leuchten deiner Triumphe nicht
Nicht Schwalben um den Eiffelturm noch den Aufruhr von [Kathedralen
Und nicht die Puppen Japans und Ozeaniens
Wie sie durch alle Kinos grinsen werden —
Ich halte Parade der Toten.

Hut ab! Aus Unterwelten steigt der Blutsoldat
Die Kniee in die Gräber gerammt
Den halben Kopf als Meteor gespritzt über Verdun —

(Und die andere Hälfte an ewigem Mädchenbusen)
Revolverhände zerknüllen die Sterne.

Hut ab! Da sinken die ausgeweinten Witwen von ihren
Die November der Blutüberschwemmung — (Fenstern —
Entkörperter Kirchturm sucht im Schutt sein verfallenes Dorf —
Und Jünglinge blühend Holz für Barrikaden.

Hut ab! Die gräßliche Fanfare! Die schwarze Pocke!
Und durch den Film der blauen Marseillaise
Vorbei an Tausendfrankbalkonen: Les Morts qui passent!

Du Präsident, halt den Zylinder hin
Und sammle das Hurra-Almosen und lächle —
Dir folgen auf Kranz und Lafetten: Les Morts qui passent!

Doch ich, Paris, der Dunkle bei allen hockenden Frauen
Im Hinterhof, wo noch Erinnern tickt und Trauer
Ein letzter Gaul, unsterblicher Gigant,
Der Munitionen zum Himmel von Arras trug, der Zeuge
Trägt mich als letzten Kavalier hinter euch allen,
Den Führer der Morts qui passent
Zum neuen Reiche!

DIE REVOLUTION UND DIE JUDEN

EIN VORTRAG

VON MARGARETE SUSMAN

Wenn ich Ihnen heute etwas über die deutsche Revolution und über das Judentum sagen will, so bin ich mir bewußt, damit an zwei gesonderte Komplexe ungeheurer historischer Probleme zu rühren. Denn ich spreche zu Ihnen in einem

der größten Augenblicke der deutschen wie der jüdischen Geschichte, in dem für beide Völker die Frage nach Sein oder Nichtsein aufgerollt ist und in dem dadurch im Schicksal beider zugleich mit einer seltsamen Verwandtschaft ein schroffer Gegensatz sich ausprägt: Es ist der Augenblick, in dem Deutschland vernichtet ist und Palästina zum ersten Mal seit 2000 Jahren wieder leben soll.

Schon in diesen beiden Tatsachen wird die ungeheure Problematik der Lage des deutschen Juden klar. Tausende von gefallenen Juden decken die Schlachtfelder, auf denen sie mit für Deutschland gekämpft und ihr Leben und ihre Überzeugung in die deutsche Sache eingesetzt haben; und doch waren diese deutsche Menschen zugleich Juden. Juden gewiß von verschieden innigem Verhältnis zum Judentum — aber ich wage zu sagen: kein einziger, auch nicht der assimilierteste im Grunde seines Herzens ohne eine letzte Identität mit dem jüdischen Volke. Es liegt für die Juden eine Tragik ohne gleichen in diesem Geschehen. Denn ich kann nicht zugeben, daß diese Art von Patriotismus gegenüber dem Wirtsland mit der nationaljüdischen Empfindungsweise grundsätzlich so leicht zu vereinigen sei, wie es die politischen Zionisten mit Nachdruck behaupten. Gerade diese Zeit hat es uns ja in furchtbarer Weise zum Bewußtsein gebracht, was Patriotismus wirklich bedeutet, welche allerletzten Forderungen an Blut und Überzeugung jedes einzelnen er umfaßt. Und wenn nun ein anderes Vaterland, das alte, erste Vaterland des Juden, heute wieder in seine unumschränkten Rechte an den Juden eintreten soll, so scheint es mir, daß man diesen Zwiespalt kaum tief genug sehen kann; und in der Tat prägt er sich in der eigentümlichen gegenwärtigen Lage des Juden, die aus lauter Gegensätzen besteht, deutlich genug aus.

Wenn ich mir die Haltung der deutschen Juden während des Krieges draußen im Feld vergegenwärtige, so sehe ich

in der Hauptsache zwei Typen, in die sie sich scheiden. Der eine ist der vollkommen assimilierte und sich immer noch mehr assimilieren wollende; er nimmt die deutsche Sache nicht nur als seine eigene, sondern er meint sehr häufig noch ein Übriges tun zu müssen, um jeden Zweifel an seinem Deutschtum und jede Erinnerung an seine andere Abstammung zu tilgen. Dieser Typus interessiert uns hier weniger, obwohl er im Krieg zweifellos oft zu einer Art von Heroismus geführt hat, der aber nur eine krampfhafte Umkehrung und gewaltsame Ausschaltung gerade des Zwiespalts bedeutet, der uns hier allein angeht. Dieser Zwiespalt prägt sich in dem anderen, dem im Herzen noch jüdisch gebliebenen und gegen sein Judentum nicht ankämpfenden Typus um so klarer und tiefer aus: Er ist der, dem an dem Bewußtsein, in jedem Feind den Bruder treffen zu können, nie das Entsetzen über den Brudermord, aus der Seele weicht, dem immer und überall der Krieg das blutüberströmte Menschheitsantlitz entgegenhält, und der als Deutscher wie als jedes anderen Landes Bürger nur eine Pflicht erfüllte, die ihn im Innersten zerstörte. Das Bewußtsein, Jude gegen Jude zu kämpfen, fällt in ihm zusammen mit dem noch tieferen und durchgreifenderen Bewußtsein, Mensch gegen Mensch zu kämpfen.

Hier fällt uns sofort ein tiefer Unterschied gegen das Empfinden aller anderen Nationen ins Auge. In jeder anderen Nation bedeutete das Nationalbewußtsein zugleich eine Schranke, einen Wall gegen die andere Nation. Und wenn auch in allen Nationen Menschen waren, die sich gegen das Verbrecherische des Brudermordes sträubten, so ist es doch in keiner anderen das Nationalbewußtsein selbst, das sich mit dem verletzten Menschheitsbewußtsein identifizierte und identifizieren konnte. Man könnte das in diesem Falle damit erklären, daß auf allen Seiten Juden standen und gegeneinander kämpfen mußten; aber es ist kein Zweifel, daß dies nur der Ausgangspunkt eines noch tieferen Bewußt-

seins war: der beständigen Qual, Mensch gegen Mensch zu wüten, des verletzten menschheitlichen Bewußtseins schlechthin.

Aber um uns über diese Zusammenhänge klar zu werden, müssen wir uns zunächst den Begriff der Nation näher ansehen, — diesen Begriff, der im Kriege so unermeßliches Elend gestiftet hat, der im einzelnen so viel glühende Hingabe und im ganzen so grauenvolle Handlungen ausgelöst hat. Einem so furchtbaren verschleierten Idol gegenüber, das seine eigenen Kinder zu Millionen verschlingt, hilft allein ein furchtloses und unmittelbares Auge-in-Auge-Sehen. Wenn über diesen Begriff größere Klarheit unter den Menschen bestanden hätte, so hätte all dies Entsetzliche unterbleiben müssen. Es gibt viele Definitionen der Nation. Die Alldeutschen, überhaupt die Nationalisten hüben und drüben, fassen sie auf im Sinne einer Tierrasse, oder eines geographischen Bezirks, vermischt mit industriellen und agrarischen Interessen, in deren Sinne Machterweiterung das Hauptziel des nationalen Willens war. Aber selbst Hermann Cohen nannte die Nation einmal, und zwar gerade im Hinblick auf die Juden, eine Naturtatsache. Aber darüber sind wir längst hinaus, und es ist nicht zum wenigsten die Arbeit des Zionismus, die gerade den Juden einen angemesseneren Nationalbegriff vermittelt hat. Wir wissen heute längst, daß Nation eine historische, eine Schicksalsgemeinschaft ist. In diesem Begriff liegt bereits etwas uns anders Aufrufendes, als in dem Irrtum der Naturtatsache. Aber auch ihm haftet doch noch soviel vom bloßen Zufall der Geburt an, und auch er ist doch in seiner Anwendung noch so vielfach problematisch, daß die Identität mit der historischen Gemeinschaft, zu der man gehört, nicht ohne weiteres als ein ethischer Wert, als das Ziel letzter Hingabe verstanden werden kann. Ich glaube, das wird die Nation mit dem Augenblick, wo wir sie begreifen als unseren N a m e n. Der Name ist an sich etwas Leeres, aber wir als seine Träger sind berufen, ihn zu

dem zu machen, was er durch uns werden soll. Der Name kann nichts sein und alles. Er ist ein anvertrautes Gut; er ist eine Forderung an den, der ihn trägt, ihn zu dem zu machen, was er sein soll. Die Nation ist so wenig wie unser Einzelleben und so wenig wie die Menschheit, zwischen denen sie als vermittelndes Gebilde steht, etwas Seiendes, etwas Fertiges — sondern sie ist, wie jene beiden, etwas uns Aufgegebenes, uns als unsere Aufgabe Gesetztes.

So stehen die deutschen Juden in diesem Augenblick als die mit zwei Namen, mit der Aufgabe zweier Vaterländer Beladenen in der Geschichte. Daraus entspringt die ganze Problematik ihrer Lage. Sie sind verschlungen in die beiden Nationen, deren Schicksal sich in diesem Augenblick in so entgegengesetzter Weise erfüllt; und es erhebt sich für jeden von ihnen die brennende Frage, wie er beiden gerecht werden, sich beiden schenken könne, ohne einer von ihnen untreu zu werden. Viele Lösungsversuche dieser Frage liegen vor. Der erste uns gegenwärtig am nächsten liegende ist der Zionismus. Es kann wohl keinen Juden geben, dem nicht der Zionismus zunächst als strahlender Stern in der Nacht des jüdischen Lebens aufgegangen wäre. Der Zionismus ist einer der größten Menschenwege, die gegangen worden sind. Er ist es als Sammler schon verloren geglaubter Kräfte, als Erleuchter tiefverdunkelter Zusammenhänge und als stolzes Bekenntnis zu einem Namen, zu dem sich zu bekennen, er aus einer Schande zu einer Ehre wandeln will. Wir alle wissen, welches Maß von reinstem Idealismus, von ernstem Kulturwillen und alle Hindernisse überwindender Liebeskraft von seinen Begründern und Führern in ihn eingesetzt worden ist und daß er dadurch noch etwas ganz anderes als die Reaktion auf eine Jahrtausende alte Vergewaltigung bedeutet.

Für uns geht es hier aber allein um die Frage, ob dieser Zionismus die wahrhaftige und volle Lösung unseres Problems

bedeuten kann. Es geht um die Grundfrage des politischen Zionismus: Können und sollen die Juden ein Volk wie andere Völker werden? Ist dies die Bestimmung, für die sie sich 2000 Jahre lang erhalten haben? Bedeutet die Schaffung einer staatlich rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina wirklich die Lösung aller ihrer Probleme, die Erfüllung aller ihrer Aufgaben und Sendungen oder doch den einzigen gangbaren und fruchtbaren Weg dazu? Bedeutet sie dies für die Juden überhaupt? und bedeutet sie es für den deutschen Juden im besonderen?

Das Vaterland des deutschen Juden: Deutschland, steht in diesem Augenblick an der schwersten Schicksalswende, die es seit Jahrhunderten erlebt hat. Es hat das Schwerste erlebt, was ein Land erleben kann: es ist unsäglich verarmt, und was weit schlimmer ist: sittlich verarmt und mit dem Haß und der Verachtung der ganzen Welt geschlagen. Auf dem Höhepunkt seiner Schuld brach es zusammen; und wie alle Revolutionen die Antwort auf ungeheure Gesamtverschuldungen bedeuten, so auch unsere deutsche. Alle Revolutionen kommen in Zeiten, wo die Menschen sich hoffnungslos von sich selbst entfernt haben; sie bedeuten ausnahmslos —, wenn auch in den einzelnen mehr oder weniger klar bewußt — die Sehnsucht nach einem reineren, besseren Menschentum. Moses erschlug den Ägypter, den er seinen Bruder schlagen sah. Das war die erste uns überlieferte revolutionäre Tat. Denn Moses handelte damit nicht als Person aus persönlichem Ermessen, sondern als Vollstrecker einer ihn aufrufenden Gerechtigkeit. Darin aber besteht das Wesen aller Revolutionen: jeder reine Revolutionär handelt im Auftrage einer Gerechtigkeit, die ihn fordert, — nicht einer abstrakten, sondern der ganz konkreten historischen Gerechtigkeit, die zu dieser Stunde dieses Tun als Antwort auf vorher Geschehenes von ihm fordert, die immer die unnachsichtige Einziehung der Forderung be-

deutet, die jede Zeit die jüngst vergangenen gegenüber präsentiert. Gewiß sind die Begleiterscheinungen aller Revolutionen auch Begehrlichkeit, Haß und Rachsucht: aber selbst in diesen dunklen Kräften einer bis dahin unterdrückten Masse regt sich ihr selbst unbewußt die historische Gerechtigkeit. Diese dunklen Kräfte sind es, die der Führer zu seinem Wollen nutzt und mitreißt, weil er in ihnen eben das noch blinde Walten der Gerechtigkeit erkennt, die in ihm selbst sehend geworden ist. Denn er ist, sofern er wahrhaft Führer ist imstande, die Idee zu sehen, die jenen verhüllt ist: Die Idee, das ist das Leben der Dinge im Geist, ihr Leben in uns, wie es sein soll. Wer an der Idee lebt, der kann das Gegebene nicht einfach hinnehmen, weil er innerlichst gezwungen ist, alles Bestehende unablässig an ihr zu messen, alles Schlechte, d. h. geistig Erstorbene einzureißen, alles, was der lebendigen Idee sich entgegenstemmt, durch ihr Leben selbst zu sprengen. Denn nur die Idee bewegt die Welt vorwärts. Ohne das beständige Anlegen dieses lebendigen Maßstabes wäre alles Leben nur ein blinder Kreislauf. Nur die Ideen, die aufrufenden und normgebenden Kräfte unseres Geistes, heben es über sich selbst hinaus, einer Welt der Werte, der Möglichkeit einer Erlösung entgegen.

Immer sind es wie in der französischen Revolution die Menschenrechte, die, ob unter diesem Wort proklamiert oder nicht, in allen Revolutionen als ihre Grundidee zum Durchbruch drängen: Gegen Gewaltherrschaft Einzelner ist es die Demokratie, gegen den Militärzwang ist es die Freiheit der Persönlichkeit, gegen den übermütigen Adel ist es das Bürgertum, gegen das satt und unfruchtbar gewordene Bürgertum ist es das gedrückte Proletariat, das sich als ausgleichende Gerechtigkeit erhebt. Immer ist es die Unterdrückung des Menschlichen an irgend einem Punkt, die das Menschliche selbst als aller Orten Gleichberechtigtes und Gleichverpflichtetes gegen sich entflammt.

Dem Gesetz der menschlichen Trägheit entsprechend schlafen die Revolutionen immer wieder ein: es ist durch die menschliche Natur selbst dafür gesorgt, daß keine Revolution in den Himmel ihrer Ziele wachse; die Wachheit und Intensität eines Volkes gibt den Ausschlag darüber, wie weit die Revolution gelangen kann oder wie früh sie stecken bleiben muß. Aber nie und unter keinen Umständen ist auch eine früh verkümmerte Revolution, wie es unsere 48er Bewegung war und wie es auch unsere jetzige ihren wahren Zielen gegenüber ist, umsonst gewesen: immer sind in ihr Kräfte wach geworden, Ziele und Gedanken ausgesprochen worden, die die Zeit, in der sie sich äußerten, überdauerten, die der Sturm der Zeit zur Befruchtung neuer Blüten in die ferne Zukunft hinüberträgt.

Auch in unserer jüngst erlebten deutschen Revolution waren dieselben Kräfte am Werk wie in allen Revolutionen. Auch sie war ein gewaltsames Sichaufbäumen eines neuen geistigeren Lebens gegen eine erstorbene, schlecht und sündhaft gewordene Wirklichkeit. Aber nur ein verschwindend kleiner Teil des deutschen Volkes, vor allem auch der Gebildeten, hat die Kräfte begriffen, die in ihr am Werk waren, weil trotz all des Entsetzlichen, was die letzten Jahre uns gebracht haben, nur ein verschwindend kleiner Teil bis heute begriffen hat, welch furchtbare geistige Verödung, welch ungeheure Sünde am Menschentum dieser Krieg und alles was zu ihm geführt hat, bedeutete. Es gibt für uns heute nur einen Weg: den, ein neues Deutschland aus neuem Willen aufzubauen, das mit den alten Methoden und mit der Gesinnung des alten Deutschland restlos gebrochen hat. Nur die Macht des Geistes kann Deutschland wieder aufrichten. Das bedeutet aber nicht die Weiterentwicklung des technischen Geistes, nicht neue Erfindungen, nicht das Bauen neuer Maschinen und Werkzeuge, und es bedeutet nicht einmal eifrige wissen-

schaftliche Forschung. Davon haben wir vor dem Krieg und noch während des Krieges übergenug gehabt. Aber wir sind davon nicht besser geworden. Die Macht des Geistes, die uns nottut, ist das Schaffen neuer Werte des Gemeinschaftslebens, neuer echterer und gerechterer Lebensformen zur Entwicklung einer von Grund auf neuen Gesinnung.

Sie alle haben — vielleicht mit geteilten Empfindungen — gesehen, eine wie überwiegende Anzahl von Juden an dieser Bewegung beteiligt war und noch ist. Sie wissen auch, einen wie wilden Antisemitismus diese Tatsache hervorgerufen hat. Gewiß ist nicht jeder Antisemitismus ein Ehrenzeichen für die Juden und vielleicht auch nicht einmal jeder ein Schwächezeichen und eine Schande für die, die ihn hegen. Aber darüber müssen wir uns klar sein, in welchem Maße gerade dieser Antisemitismus ein Armutszeugnis für die deutsche Welt ist, und in welchem Maße die Juden auf ihn stolz sein müssen. Denn daß überall Juden unter denen waren, die in diesem Augenblick das Schicksal Deutschlands in die Hand genommen haben, das ist inmitten der so tragischen und komplizierten Lage des deutschen Juden ein wunderbares Zeichen für die unverwelkliche Kraft des jüdischen Geistes, für das Nichterloschensein seiner höchsten und ihn in jedem Augenblick vor die Ganzheit des Lebens stellende Kraft: die Kraft zur Idee.

In ihrer Stellung zur deutschen Revolution waren die Juden, die sie wirklich erlebten, gewiß nicht wie in ihrer Stellung zum Kriege gespalten: Hier fühlten sie unmittelbar die ganze Schwere ihrer Verantwortung für das Leben und das Schicksal Deutschlands. Und hier fiel auch jenes entgegengesetzte, krampfhafte Moment fort, um jeden Preis Deutscher sein zu wollen. Hier lag vielmehr für den deutschen Juden eine unmittelbare und mit den schwersten

Opfern verbundene Aufgabe, eine leidenschaftlich ergriffene Mission bereit. So hoch, so rein, so intensiv ist sicher nie vorher die Liebe zum deutschen Namen in den Herzen der Juden aufgeflammt, wie in diesem Augenblick, wo alle Macht verloren war, wo alles Äußere abfiel und das seit langem zu Boden getretene wahre innere Deutschland wieder ans Licht strebte.

Denn nun plötzlich fühlte jeder das unendlich tiefe Verwachsensein, die gar nicht abzumessende Tiefe, in der er mit Deutschland verbunden war, und es waren die Kräfte, die aus der deutschen Kultur, aus der wahren deutschen Kultur stammten, von den dunkleren und geheimnisvollen des Judentums in ihm gar nicht mehr unmittelbar zu trennen. Jetzt, wo es galt, dem deutschen Menschentum wieder ans Licht zu helfen, gab es unter den wahren Juden auch die wahrsten Deutschen. Männer wie Eisner, wie Landauer werden für alle Zeiten ein flammendes Zeichen für diese aus der Liebe zu den Menschen geborene unmittelbare Einheit zwischen Deutschtum und Judentum sein.

Aber damit stehen wir wieder in der untersten Tiefe unseres Problems. Im Augenblick, wo der deutsche Jude sich wie vielleicht nie zuvor als Deutscher fühlt, ergeht an ihn der Ruf: Zurück nach Palästina! Zurück zum uralten, so inbrünstig ersehnten Vaterland! Und überall schlagen sich erschrockene Augen auf und versuchen zu sehen, wie die Aufgaben, die Pflichten, die Konflikte hier in Wahrheit verteilt und wie sie zu lösen sind. —

Wir sahen: die Nation ist eine Aufgabe, eine, die den ganzen Menschen fordert. Wir tragen die Verantwortung für unsere eigene Geschichte. Welchem Namen, welcher Geschichte seiner beiden Nationen ist nun der Jude mehr verantwortlich, der jüdischen oder der deutschen? oder ist er es beiden in gleichem Maße? Lassen sich die Aufgaben

des Judentums und die des Deutschtums als gleichberechtigter Nationen wirklich so konfliktlos miteinander vereinen, wie es der Zionismus als politische Organisation meint? Ich glaube, im Augenblick, wo der Jude ein neues reales, äußerlich gleichberechtigtes Vaterland besitzt, wird er zwischen seinen beiden Vaterländern unbedingt wählen müssen. Er wird nur noch Deutscher oder Jude sein können. Das berühmte Wort des Lord Rothschild: »Wir Zionisten vermögen nicht einzusehen, wieso die Errichtung eines autonomen jüdischen Staates unter der Ägide und Protektion der Alliierten als ein Moment angesehen werden kann, das in irgend einer Weise die Stellung oder die Loyalität derjenigen Juden gefährden würde, die sich überall identifiziert haben mit den Bürgern der Länder, in denen sie leben« — dies Wort kann mich wenigstens für die deutschen Juden nicht überzeugen. Es dringt in die wirkliche Tiefe des Problems garnicht ein. Die Stellung und Loyalität der Juden ihrer zweiten Heimat gegenüber braucht der Zionismus gewiß nicht zu gefährden; auch ein Ausländer kann sich loyal und treu zu seiner zweiten Heimat stellen. Aber gerade die Identifizierung, die Lord Rothschild als selbstverständlich vollzogen voraussetzt, die scheint mir erst das ganze Problem zu enthalten. Sich mit Deutschland identifizieren, sich mit ihm in diesem Augenblick identifizieren, das bedeutet etwas so grundsätzlich anderes als Loyalität oder bloße staatsbürgerliche Einordnung; es setzt ein solches Maß von Liebe und Hingebung voraus, daß es schwer mit der Hingabe an ein anderes Vaterland zu vereinigen sein kann.

Nun aber muß vor allem die Frage gestellt werden: welches Vaterland hat an uns den größeren Anspruch? Ich möchte zuerst den Deutschlands untersuchen. In ihm haben wir uns, unser Leben, Denken und Werten empfangen; die Sprache, in der wir in die Gemeinschaft der

Lebenden aufgenommen wurden, ist die deutsche. In ihr blieb uns längst kein Rest von Fremdheit. In ihr ist uns die Welt erschlossen, haben wir alle Begriffe, haben wir die ganze Kultur, deren Resultat wir selber sind, empfangen. Wir haben deutsche Menschen lieben gelernt, deutsche Gedanken zu den unseren gemacht und fruchtbar weiter gedacht, und viele von uns sind zweifellos mehr Deutsche als Juden. Und während nun der Zionismus diese Ansprüche des zweiten Vaterlandes auch dem Rang nach als die zweiten faßt, gibt es eine große Reihe deutscher Juden, auch unter denen, die durchaus an ihrem Judentum festhalten, denen der deutsche Anspruch schon ganz instinktmäßig das Primäre ist. Eine ergreifende Erscheinung dieser Art: ein ganz deutscher Mensch, der dennoch sein Judentum nicht verleugnen wollte, und immer von neuem an die Lösung des Problems, Judentum und Deutschtum zu vereinigen, heranging, ist Hermann Cohen. Dieser Denker, dessen Geist so ganz und gar von abendländischer Kultur, von Kant und Plato vor allem, bestimmt und geformt ist, mußte innerhalb des deutschen Judentums zu einer eigentümlich tragischen und damit zugleich durchaus repräsentativen Gestalt werden. Man könnte ihn im Grunde einen deutsch-protestantischen Menschen vom echtesten Schlage nennen. Sein ganzes Denken ist deutsch-protestantisch orientiert: die deutsche Exaktheit, das protestantische Abstellen auf die reine Vernunft gegenüber dem intuitiven Verfahren, das ihn an der Metaphysik des Mittelalters wie an aller nachkantischen Philosophie, vor allem aber an Spinoza, grundsätzlich abstößt — ja selbst die Innerlichkeit der lutherischen Einstellung und ihre Gefahr für die Betrachtung praktischer und politischer Probleme charakterisieren sein geistiges Wesen. In der Sphäre der reinen Ideen ist er wie nur wenige Menschen unserer Zeit zu Hause. Soweit wäre er ein streng geschlossener Typus. — Aber nun von dieser plato-

nisch-kantisch-lutherischen Einstellung aus sucht er mit wirklich religiöser Inbrunst eine wahrhafte Beziehung seiner Geisteswelt zu jener Welt festzuhalten, die in seinem geistigen Wesen das einzige Inkommensurable ist: zum Judentum. Und so kommt er dazu, die ganze dunkle, glühende, unterirdisch-überirdische Welt des Judentums von ihrem nationalen Wesen loszulösen und das Judentum ganz allein auf den Begriff des reinen Monotheismus zu reduzieren. Das Judentum ist nach ihm nichts als die Religion des reinen Monotheismus. So allein kann er es mit seiner Geisteswelt vereinigen, und er sieht nicht, wie ihm dabei unter der Hand der Gott des Judentums selbst zu dem um der notwendigen Einigung aller moralischen Kräfte willen postulierten Gott Kants, wie ihm der messianische Weg des jüdischen Volkes zu Kants unendlichem moralischem Progressus wird. Es gibt vielleicht kein zweites Beispiel einer so innigen Durchdringung des jüdischen Geistes mit dem deutschen — aber der jüdische wird dabei in etwas verwandelt, was kaum noch von fern den Namen des Judentums verdient.

Auch Hermann Cohen glaubte so, ein Problem bereits gelöst zu haben, das so unendlich tief und verwickelt ist, daß es eigentlich mit dieser Lösung noch gar nicht berührt war. Denn wohl ist es möglich, den jüdischen Monotheismus mit Kant und Luther irgendwie in Einklang zu bringen, zumal ja in diesen beiden deutschen Geistern durch das Christentum hindurch in weitem Maße der jüdische Grundgedanke wirksam war. Aber etwas ganz anderes ist es, das lebendige Judentum selbst in seinem ganzen Umfange als Nation, Wesen, Geist und Geschichte mit den Forderungen, Einflüssen und Bindungen der Kultur, in der wir erwachsen sind, zu konfrontieren und sich Rechenschaft darüber abzulegen, wie weit wir es mit unserm Leben und unser Leben mit ihm vereinigen können. So wenig jenes Wort

Lord Rothschilds von der einen, der politisch-zionistischen Seite her, so wenig vermochte Hermann Cohen von der andern, der rein religiösen Seite her dies Problem zu lösen.

So stehen sich als die äußersten Pole des noch jüdisch zu Nennenden Hermann Cohens Erfassung des Judentums und die des politischen Zionismus gegenüber. Auf der einen Seite soll das Judentum nur Religion, zum reinen Monotheismus verdünnte Religion, auf der anderen Seite soll es nur Nation sein und kein Bekenntnis als das zur Nation in sich schließen. Wenn wir aber die erste Fassung vom Standpunkt der Nation aus grundsätzlich als unzureichend ablehnen müssen, so scheint uns von dem entgegengesetzten, vom Standpunkt der Religion aus im politischen Zionismus eine Gefahr keineswegs nur für den deutschen Juden, sondern für das Judentum überhaupt zu liegen. Aber daß überhaupt eine solche grundverschiedene Auffassung des Judentums wie diese beiden möglich ist, darin wird die ganze ungeheure Spannung des Problems offenbar.

Eins ist gewiß: im Kern und Zentrum des Judentums, gleichviel von welcher Seite man es erfasse, steht Zion. Nur aus der Erfassung dieses Namens kann die letzte Stellung zum Zionismus und damit die Lösung unseres Problems gewonnen werden. Auch Zion, auch Palästina ist ein Name. Was bedeutet er uns? Was sollen wir aus ihm machen? In einer in der Geschichte aller anderen Völker nie erhörten Weise ist dieser Name das Heimatswort eines seit 2000 Jahren in alle Welt verstreuten Volkes geblieben, eines Volkes, das andere Heimaten in anderen Ländern gefunden, in andere Kulturen sich tief und wurzelhaft eingesenkt hat und das doch in rätselhafter Weise dorthin orientiert blieb und in jenem Lande immer die unveräußerliche Heimat seines Herzens fühlte. Dies ungeheure Rätsel hat man immer wieder in den mannigfachsten Weisen zu erklären versucht: viele versuchten es aus dem Haß der Wirtsvölker

abzuleiten, der aber ein genau so tiefes und im Grunde nur das Korrelatproblem zu dem unzerstörbaren Zions- und Lebenswillen des jüdischen Volkes ist.

Zion, das bedeutet die Heimat, die unverlöschbare Sehnsucht der Verbannten, den ewigen Jungbrunnen des jüdischen Lebens. Aber diese Bedeutung stammt aus seiner anderen, noch weit tieferen. Und diese Doppelbedeutung ist das Wunderbare und Einzige an dieser Heimat, der kein anderes Land der Welt darin gleichgestellt werden kann. Palästina ist ein kleines Land, es ist zu klein für sein Volk, das in den Jahrtausenden der Verbannung mächtig gewachsen ist: es kann dies Volk unmöglich ganz aufnehmen; zahllose Juden werden immer im Ausland verbleiben müssen; eine Heimat im vollen, räumlich erfüllten Sinn des Wortes kann dieses Land seinem Volke nicht werden. Aber so heiß und so heilig ist niemals die Sehnsucht nach einem nur irdischem Vaterlande, wie schlecht es dem Verbannten auch draußen ergehen mag. Was der Jude meint, wenn er Zion sagt, ja was im Grunde jeder religiöse Mensch mit diesem Wort bezeichnet, das ist etwas ganz anderes als ein Stück Land, als eine irdische Heimat: das ist eine Heimat des Glaubens, der Religion, das ist der Tempel. Es ist der ewige Sinn des heiligen Ortes, den Achad Haam einmal in Jerusalem in einem kleinen Kreis Gleichgesinnter mit dem Schlußwort des Tempelweihgebets des Salomo ausgesprochen hat: »Damit alle Völker der Erde Deinen Namen kennen, daß sie Dich verehren wie Dein Volk Israel und inne werden, daß dies Haus, das ich gebaut habe, nach Deinem Namen genannt ist.« —

Das also ist die eigentümliche Bedeutung Zions: eine Heimat, die als irdische zu klein ist, ihr Volk aufzunehmen, aus der aber als ihr ewiger Sinn der Tempel aufsteigt, der alle Welt um den Einen Gott versammelt: der Tempel der Menschheit, des Menschentums selber.

Nun liegt der ganze Zwiespalt zwischen den beiden Vaterländern klar vor unseren Augen — aber nun auch fragen wir uns: Ist dieser Zwiespalt, so gesehen, wirklich ein unüberbrückbarer? Unüberbrückbar muß er für den Zionismus bleiben, sofern er wirklich nur eine politische Bewegung ist und sein will. Denn ihm gegenüber erhebt sich von der ewigen Bedeutung Zions aus die bange Frage: Wird das politisierte, ins Getriebe des modernen Staatenlebens eingestellte Judentum noch ungebrochen den Weg gehen können, den es mit einer allen anderen Völkern unfaßlichen Lebens- und Beharrungskraft seit zwei Jahrtausenden fern der Heimat, durch Nacht und Elend weitergegangen ist? Wird es nicht durch diese Rückkehr in dieser Stunde von seiner ewigen und wahren Aufgabe abgewendet werden müssen?

Wir leben in einem Augenblick, wo sich die vollendete Sündhaftigkeit der bestehenden Staatengebilde in Zusammenbruch und Triumph unverhüllt gezeigt hat, und wir zittern davor, daß aus unserm heiligen Land ein diesen Ländern ähnliches Gebilde erstehen könnte. Wir leben freilich auch in einem Augenblick, wo eine neue Welt des Rechtes, der sittlichen Politik aus der alten, schlechten politischen Ordnung gewaltsam ans Licht will. Aber wird gerade das palästinensische Judentum in diesem Augenblick der Träger dieser neuen Welt sein können? Alle politischen Gegenwartsbedingungen sprechen dagegen: einmal daß Palästina gegenüber den es umgebenden und beschützenden Machtstaaten winzig klein ist, zum zweiten, daß es politisch ein Neuling ohne jede Stellung und Erfahrung ist und sich notgedrungen zunächst den größeren Ländern wird fügen und einfügen müssen; zum dritten aber, daß es als Neuling dort erst mit den rein äußeren Daseinsbedingungen mühselig wird kämpfen müssen — alles in allem, daß es nur erst der Lehrling, nicht der Meister der anderen wird sein können.

Und aus diesen Gründen fragen wir uns, wird es nicht durch die plötzliche Einordnung in die schmachbedeckte Gegenwart-Politik in der Tiefe seines überpolitischen Lebens verwundet werden? Wäre der heutige Zionismus nichts als jene politische rein nationale Bewegung, so müßte diese Befürchtung ohne weiteres zutreffend sein. Aber der heutige Zionismus ist durchaus noch etwas anderes: in ihm hat sich die nationale Bewegung verbunden mit der klaren Absicht, eben jener neuen Welt des Rechtes, der unsere ganze Welt gewaltsam zudrängt, unmittelbar und ohne die Krämpfe und Zuckungen, die der Übergang aus der alten zu einer neuen Ordnung mit sich führt, an diesem einen bestimmten Ort zum Leben zu verhelfen. Dränge diese von den besten jüdischen Geistern geleitete Bewegung durch, eroberte sie sich allmählich das ganze Land, so wäre es trotz allem möglich, daß das neue Palästina gegen die schweren äußeren Bedrohungen gefeit wäre; denn dann wäre sein Sinn und Ziel, sich nicht nur unabhängig zu machen von diesen bedrohlichen Verhältnissen, sondern ihnen in zielbewußter Opposition entgegenzuarbeiten. Dieser Zionismus geht darauf aus, aus Palästina den Ausgangs- und Mittelpunkt einer sozialistischen Bewegung im reinsten und schlichtesten Sinne des Wortes zu machen und diese Bewegung im Anschluß an Palästina durch alle jüdischen Gemeinschaften in anderen Ländern zu verbreiten. Damit wäre zugleich die Kleinheit Palästinas bis zu einem gewissen Grade überwunden: denn die neue Bewegung will ja Heimat und Exil in einem neuen lebendigen Geist um den Mittelpunkt Zion vereinen und so durch das lebendige Beispiel einer neuen sozialistischen Gemeinschaft, einer Gemeinschaft der Arbeit und des Rechts der widerstrebenden Welt noch einmal ein Heil zu bringen suchen, dessen sie wie vielleicht nie zuvor bedarf. Und so — das unterliegt keinem Zweifel — wäre mit diesem sozialistischen Zionismus die Forderung nach einem übernationalen nationalen Sinn Zions erfüllt. —

Es bleibt uns nur die eine Frage: War dies der Tempel von dessen Wiederaufbau die jüdische Seele in ihrem tiefen heimatlosen Dunkel träumte? War es dies, worauf das jüdische Volk Jahrhunderte und Jahrtausende gewartet hat? Ist dies die Aufgabe, die es am Leben erhielt, und ist dies die Menschensehnsucht, die auf ihm, auf seinem Wesen und Sein als der einzigen Möglichkeit ihrer Erfüllung ruht?

Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: Was unser Volk diese 2000 Jahre hindurch aufrechterhalten hat, das ist keine Kraft natürlicher, gewöhnlicher Art gewesen. Es war ein tiefer Irrtum Goethes, der mit einem Schlage seine ungeheure Entfernung vom jüdisch-christlichen Weg und Wesen aufdeckt: das unfaßliche Fortbestehen des jüdischen Volkes Jahrtausende nach der Loslösung von seinem Lande, aus einer rein ethnischen, rein völkischen Kraft begreifen zu wollen. Längst wäre das jüdische Volk in den Leiden und Anfechtungen des Exils zu Grunde gegangen, wenn nicht eine Kraft ganz anderer Art es durch die Jahrtausende getragen hätte: die Kraft und der Glaube an das Zion des Tempels, der Menschheitserlösung: der Traum der Zukunft: die Gewißheit der messianischen Kraft in seinen eigenen Tiefen.

Daß das wahre Judentum Christus nicht anerkennen konnte, mit dem Augenblick, wo er zu einem göttlichen Wesen verklärt wurde, während die Welt in ihrer Verworfenheit und Sünde weiterbestand, ist klar. Denn für die Juden, für das Volk der Zukunft, kann es keine Erlösung geben, wenn nicht die ganze Welt erlöst ist. In der Geschichte gibt es darum nichts, was angebetet werden könnte. Erst am Ende der Geschichte; jenseits ihrer wartet der Messias. Kein anderer Wille, kein anderer Glaube, keine andere Hoffnung als diese hat die Juden am Leben erhalten. Wie eine todkranke Mutter nicht sterben kann, bevor sie ihr fernes Kind noch einmal gesehen hat, so

kann das jüdische Volk nicht zu Grunde gehen, so lange es auf den Messias aus seinem Schoße wartet. Die Geschichte der Juden ist nicht wie die anderer Völker, und ich weiß nicht, ob eine neue irdische Heimat, ein Aufgehen in den Aufgaben und Schicksalen anderer Völker es seiner Erlösung wird näherbringen können.

Zion bedeutet den Tempel, ist das Symbol für einen Weg abseits vom Weg der Völker, oder vielmehr durch ihn hindurch: für den Erlösungsweg der Menschheit. Um mich ganz deutlich auszudrücken und Ihnen die Kluft, die den Namen Zion von dem der Mittelpunkte anderer Länder trennt, klar zu machen, möchte ich Ihnen den Mittelpunkt des gegenwärtig wohl patriotischsten Landes: Paris, nennen. Paris ist das von jedem Franzosen leidenschaftlich geliebte Zentrum der Kultur, der Schönheit, des nationalen Lebens — aber welch ein ungeheurer Abstand trennt seine Bedeutung von der Jerusalems! Was hängt ihm nicht alles an irdischen Leidenschaften, an Wirrsal und Schmutz der Zeitgeschichte an! Kann eine solche Heimat, auch bei der glühendsten Heimatliebe, verglichen werden mit dem Zion, von dem Jesaja sagt: »Die Sonne soll nicht mehr des Tages dir scheinen und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten, sondern der Herr wird dein ewiges Licht und dein Gott wird dein Preis sein.« Klarer kann es nicht ausgesprochen werden, daß mit diesem Zion keine irdische Heimat mehr, sondern daß eine himmlische Heimat, eine Zukunft der Seele in ihm ausgedrückt ist.

Und so ist es klar: die Juden sind eine Nation — aber sie sind mehr als das: sie sind als Nation schon übernational. Sie besitzen als eigentliche Heimat eine andere als die irdische — und diese erklärt es wohl auch, warum trotz des gerade von dort erwarteten Jubels, so viele östliche Juden sich dem politischen Zionismus nicht anschließen wollen. Denn sie, gerade sie besitzen ein Wesent-

liches, gleichsam den Grundstein dieser außerirdischen Heimat noch in unmittelbarer Wahrheit und Kraft, der den westlichen Juden zum großen Teil seit langem verloren gegangen ist: sie besitzen das Gesetz. Und das ist gewiß: wer im Gesetz lebt, der lebt in der wahreren Heimat des Judentums und braucht keine irdische Heimat mehr. Vielleicht stehen die unter uns, die es niemals gelebt haben, noch persönlich haben leben sehen, dem Gesetz heute zu fern, um seine Kraft noch wahrhaft zu begreifen. Aber das sehen wir dennoch, wie diese das ganze Leben in sich befassende und durchdringende göttliche Formung eine Welt ist, die in die Welt unserer Zeit groß und übergewaltig hereinragt. Ob es einen wahrhaften Juden ohne Gesetz geben könne — diese Frage ist keineswegs so leicht und einfach zu beantworten, wie es dem vom Gesetz losgelösten modernen Menschen, der sein jüdisches Bewußtsein noch tief und unerschüttert in sich fühlt, erscheinen möchte. Auf jeden Fall können wir nur aus der himmlisch-irdischen Einheit des ursprünglich offenbarten Gesetzes die ganze Geschichte des Judentums begreifen.

Und wenn wir uns auch die Frage vorlegen müssen, ob wir in der Sprache und den Kategorien, die die unseren sind, überhaupt noch sein Wesen erfassen können, so können wir uns doch vielleicht gerade an dem ungeheuren Abstand, der tiefen Vereinsamung der heutigen Menschen, dem Verstoßensein unserer Welt von einem allumfassenden Gott, an der Verantwortungslosigkeit und dem Auseinanderfallen in allen Gemeinschaftsfragen, die unsere Zeit kennzeichnen, um so sehnsüchtiger klar machen, was es bedeuten muß, von einem gemeinsamen, offenbarten, göttlichen Gesetz, von unmittelbar vorgeschriebenen gemeinsamen Lebensformen umfangen und gehalten zu sein, die keine Möglichkeit zu persönlichen Anschauungen, Meinungen und Spaltungen in allen lebenswichtigen Fragen offen lassen. Welches Maß von Ge-

wißheit, von innerem Frieden, von Unschuld und Freiheit zur Liebe muß sich schließlich über die einzelnen Menschen eines Volkes ausgießen, das in allen wesentlichen Fragen des Lebens durch ein göttliches Gebot geeint ist. Vor allem aber, welches Maß von gemeinsamer Verantwortung muß in diesen Menschen lebendig sein! Ich kann mir nicht denken, daß nicht einen jeden jüdischen Menschen bei dieser Vorstellung ein dunkles Heimweh befallen muß; und ich glaube, daß dies in Wahrheit die verlorene Heimat ist, nach der viele moderne Juden sich ratlos sehnen.

Und dennoch führt aus unserer heutigen Kultur kein Weg zu dieser absolut außer- und überindividuellen Sphäre der Reinigung des Lebens, für den, dem sie einmal verloren ist, zurück. Wir, die wir im Leben unserer Zeit und unseres Landes stehen, sind aus anderen Elementen aufgebaut und kennen andere Verantwortung. Daß dem Judentum noch kein Luther erstanden ist — wenn wir nicht Christus vom Mythos losgelöst als diesen Luther fassen wollen, — das allein kann uns, die wir nicht nur Juden, sondern auch Deutsche sind, nicht in den Banden des Gesetzes festhalten oder wieder zu ihm zurückführen. Denn für uns sind Christus wie Luther dagewesen, und unsere Erziehung ist von beiden, auch wenn wir dem protestantischen Christentum völlig fernstehen, durch jedes Wort der deutschen Dichter und Philosophen hindurch bestimmt. Wir wissen vom Recht nicht nur, sondern auch von der Pflicht der freien Persönlichkeit; wir kennen ihre Tragik und ihre Gefahr; und nie mehr können wir aus dieser dünner gewordenen Luft uns in die dunklen umfangenden Tiefen einer vorpersönlichen Gesetzeswelt zurückflüchten, — so wenig wie ein Kind aus der Luft, die es fremd und eisig anweht, in den warmen Mutterschoß zurückkehren kann. Hierin gibt es keine subjektive Entscheidung für den Einzelnen mehr; hierin sind wir bestimmt. Wohl erkennen

wir klar, mit welchem Rhythmus von Göttlichkeit und Rechtmäßigkeit, von Geborgensein in Gott das ganze Leben des strenggläubigen Juden durchdrungen sein muß. Aber wir von allen Problemen des Daseins unmittelbar befallenen Menschen fühlen dies Geborgensein als unsere ferne Vergangenheit. Als diese aber fühlen wir es unabweislich. Wer irgend jüdische Geschichte in sich trägt, der fühlt sich noch von weiter Ferne her an das Leben des Gesetzes dunkel angeschlossen. Und allein aus ihm wird uns der messianische Weg des Judentums verständlich. Wir können ihn weder verstehen wie Hermann Cohen noch wie der politische Zionismus ihn versteht. Für Hermann Cohen ist dieser Weg nichts anderes als der unendliche moralische Fortschritt bei Kant, besiegelt in der Idee der Menschheit, als die der Messias gefaßt ist. Dem stellen wir entgegen, daß der messianische Weg kein bloßer Weg des moralischen Fortschrittes, sondern der leidvolle Kampfes- und Liebesweg einer zu ihm erwählten Nation ist. Für den politischen Zionismus ist der messianische Weg der über die körperliche Erhaltung und staatliche Wiedereinsetzung der Nation. Aber der geistliche Weg kann für uns nicht auf einer Tatsachenpolitik aufgebaut werden, selbst dann nicht, wenn die Erhaltung der Nation von ihm abhängen sollte, und nur, wenn ein wirkliches Zion, ein Zion, dessen Umrisse wir heute kaum dunkel zu ahnen vermögen, aus dieser Erhaltung und Erneuerung aufwüchse, wäre dies der wahre Weg. Für den Vertreter der Gesetzeserfüllung schließlich ist die Befolgung des Gesetzes der einzige Weg zum Messias. Ihm fühlen wir uns der Überzeugung nach am nächsten, wenn auch dieser Weg für uns abgeschnitten ist. Aber ganz gewiß ist auch uns, daß das, was die Geschichte des jüdischen Volkes zu einer so über alle Maßen seelisch durchdringenden und auch in der Zerstreuung noch seltsam geschlossenen werden ließ, was dem Namen Zion seinen unsterblichen Sinn gab, ihr Beginn als die Offenbarung

des Gesetzes selbst ist. So nur wurde die Geschichte des jüdischen Volkes zugleich die Geschichte einer Religion, zugleich heilige Geschichte. Und auch die vom Gesetz Abgefallenen verbindet noch die gemeinsame Abkunft aus dem Gesetz. Aus ihm stammt auch die eigentümliche Verantwortung, die bis heute jeder Jude für jeden anderen Juden fühlt. Und in ihm liegt weiter der Schlüssel für das seltsamste Rätsel, daß der Jude als der Mensch der Gesetzestreue, der konservative Mensch schlechthin, zugleich der eigentlich revolutionäre; radikale, der reine Mensch der Zukunft ist. Alle Propheten waren revolutionäre Menschen im tiefsten Sinne, Menschen der Zukunft, der Idee, sprengende, vorwärtstreibende, erweckende Menschen. Aber keiner der Propheten war revolutionär gegenüber dem Gesetz, alle hielten sie unerschütterlich daran fest, und selbst Christus wollte das Gesetz nicht zerbrechen, sondern erfüllen. Revolutionär waren die Propheten nur gegenüber der Verstocktheit und Lauheit der Menschen und ihrer Werke. Und sofern das Gesetz das umfaßt und bedeutet, was nach göttlichen Willen sein soll, war ihr ganzes Leben nichts als der Vollzug des göttlichen Gesetzes. Furchtbarer und verhängnisvoller sahen sie so die Abweichungen und Verschuldungen der Menschen, den Abstand ihres Lebens von dem, was sie zu sein bestimmt sind. Und so mußten sie gerade um des göttlichen Gesetzes und seiner Erfüllung willen allen menschlichen Verfestigungen gegenüber revolutionär werden: Weil das Gesetz nicht von dieser Welt ist, darum muß es zuletzt allen stockenden irdischen Ordnungen gegenüber zur Revolution zwingen. Das Zusammenfallen von göttlichem Gesetz und irdischem Menschentum aber steht als der ungeheure Erlösungstraum vom weltaufhebenden Messias am Ende der Geschichte.

Und diese Richtung aus dem göttlichen Gesetz selbst auf die Zukunft, auf die absolute Erfüllung ist dem Juden

aus seiner Geschichte unauslöschlich eingeprägt. In ihr sehen wir auch heute noch den messianischen Weg des jüdischen Volkes, weil wir ihn als eine geschichtliche Mission erkennen. Wir sehen ihn in der übernationalen Kraft des national-jüdischen Lebens, die aus seiner ursprünglichen Stellung zum Gesetz quillt. Nicht international ist der Jude, nicht kosmopolitisch — das wäre keine Mission, sondern eine etwa aus dem Einfluß seiner empirischen Lebensbedingungen stammende Anschauungs- und Verhaltungsweise. Das Judentum seinem Wesen nach ist nichts Internationales, sondern in seinem nationalen Wesen selbst ist es ein Übernationales, ein Menschheitliches.

Die ganze Frage ist darum die, ob man im sozialistischen Zionismus wirklich den Ansatz zu dem allein wahren übernationalen Wege nach Zion zu sehen vermag. Ein Judentum, das so lange und so verhängnisvoll mit den Schicksalen anderer Länder verflochten war, wird zweifellos zu seiner Erneuerung auch ihre Lebensprobleme mit aufnehmen und zu den seinen machen müssen. Der Sozialismus als die mit Notwendigkeit der schweren Erkrankung des europäischen Gesellschaftskörpers sich entgegenstemmende Forderung ist heute die Vorbedingung jeder neuen wahrhaft lebensfähigen Gesellschaft, alles gesunden Gemeinschaftslebens überhaupt. Vorausgesetzt nun, es gelänge in vollem Umfange, diese Vorbedingung einer reineren Lebensweise zu schaffen, von Palästina ginge eine neue Veredlung des Gemeinschaftslebens aus — wäre dies die wahre, die ausschließliche und darum mit allen seinen Kräften unbedingt zu ergreifende Mission des heutigen Judentums?

Ich verstehe mit ganzer Seele die Begeisterung und Erschütterung mit der ein Volk nach 2000 Jahren wieder von seiner eigentlichen Heimat Besitz ergreift, und ich ehre seinen Willen, Recht und Gerechtigkeit auf keinem anderen als dem geheiligten Heimatboden verwirklichen zu wollen.

Darum glaube ich ganz gewiß, daß dieser Volkssozialismus einen Weg des heutigen Juden darstellt; ich halte ihn für etwas Großes und Reines und darum durchaus zu Förderndes. Aber vor dem Richterstuhl der allerletzten Wahrhaftigkeit stellt sich die Frage anders. Hier lautet sie: Ist Zion, ist unser Zion, das ewige Zion des Tempels, wie wir es begreifen, überhaupt an einen bestimmten und einzigen Weg gebunden? Bedarf es des großen Symbols der palästinensischen Erde zu seiner Realisierung?

Ich glaube, daß der Weg nach Zion überall geht, daß sein realer konkreter Boden überall ist, wo wir gefordert werden, daß Zion hier ist wie dort, wofern wir die Kraft besitzen, es zu ergreifen. Ein Volk, das so lange von seiner Heimat losgelöst ist und doch lebt, ein Volk, das eine so seltsame, so rein im Geistigen sich abspielende, so erdgelöste Geschichte hat, ein Volk, das so sehr ein Fremdling auf Erden geworden ist, das kann für die Realisierung seiner höchsten Ziele nicht mehr an einen bestimmten Fleck Erde gebunden sein — auch wenn es der als heilig und symbolisch empfundene ist. Gerade daß er heilig, daß er Symbol geworden ist, beweist, daß seine reale Bedeutung zu einer religiös-metaphysischen, zu einer gleichnishaften umgewandelt emporgerückt ist.

Das alles ist nur ein Zeichen dafür, daß die religiöse Kraft als solche, die die eigentliche des jüdischen Volkes ist, sich auf einen bestimmten konkreten Weg als auf den einzigen überhaupt nicht schlechthin festlegen kann. Religion ist das ewige Wunder, das Kind des Dunkels, des Chaos, des Geheimnisses, und wir wissen, daß sie der Vernichtung näher steht als der Geburt. Ist das jüdische Volk auch heute noch begnadet, so wird es auch heute wieder aus den Stürmen der furchtbarsten Gottferne den Weg zu Gott finden. Vielleicht wird das auf palästinensischem Boden geschehen, vielleicht aber auch in der Nacht und Finsternis des Exils,

dem einst die selige Blüte des Chassidismus entstieg. Ob die europäische Kultur und der palästinensische Boden, die die Grundlagen des jüdischen Volkssozialismus sind, dazu notwendig und tauglich sein werden, ob wir historisch verfahrend uns tief und ausschließlich in die Seele des eigenen Volkes zurückversetzen müssen, um sie neu zu erobern, — oder ob es ganz, ganz anders geschehen wird — wer kann es wissen? Dunkel und geheim wie alles Religiöse ist der Weg des jüdischen Volkes, und wir wissen von ihm nichts, als daß er — wo immer — durch die freie Tat des Menschen zu Gott geht.*)

Die Juden haben ihr Gesetz, ihre Verfassung als göttliches Gesetz empfangen. Und in unermeßlichem Abstand blieb darum das Göttliche über ihnen als einzelnen Menschen stehen. Ihre Geschichte kennt keinen göttlichen Menschen, kann keinen göttlichen Menschen kennen, solange noch Leid, Schuld und Elend in der Welt sind. Das Grab ihres größten Führers mußte verschollen bleiben, damit er nicht angebetet werden konnte. Aber was der Einzelne trotz aller Überlebensgröße der Propheten für die Juden nie hätte sein und erreichen können, das steht am Ausgang ihrer Geschichte als Ziel des gesamten Volkes. Das Volk ist es, das den Weg nach Zion geht, das Volk, das zum Tempel des einen Gottes strebt und das am Schluß der Geschichte allen Völkern die Erlösung bringen soll. Der jüdische Messias ist etwas unendlich Schlichtes.. — »Da weidet friedlich der Tiger mit dem Lamme, ein kleiner Knabe führet sie«. — Aber er ist dennoch das Unmögliche, bevor alle Menschen zu Gott gelangen können. Weil das jüdische Volk immer und einzig das Volk der Zukunft ist, darum kann es nicht

*) Inzwischen ist Martin Bubers tiefernste religiös-zionistische Broschüre »Cheruth« erschienen, die das Problem wieder von einer völlig anderen Seite anfaßt; es ist mir leider nicht mehr möglich, an dieser Stelle auf sie einzugehen; die Auseinandersetzung mit ihr muß einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben.

sterben. Und auch wenn Zion den Juden ewig nur Symbol bliebe — sie können nicht sterben, solange noch Sünde und Elend in der Welt sind, solange es noch etwas zu erlösen gibt.

In dieser Zeit des furchtbarsten Niederbruches aller Kultur erscheinen mir die Juden immer als die lebendigen warmen Tränen, die überall durch die Trümmerhaufen hindurchrinnen, alles Alte, Starre, Erstorbene auftauend, und mit der dunklen Inbrunst des Leidens und des Erlösungswillens zerbrechend. Und dies ist ihre messianische Mission: hinzuleben, hinzuleiden und hinzulieben auf das Kommen des Messias, indem sie alles, was geschieht, mit der ganzen Kraft des Wollens an seiner Idee als an der vollkommneren Erfüllung des göttlichen Gesetzes selbst orientieren, indem sie alles Verfallene, Schlechte wieder und wieder mit dem Einsatz ihres persönlichen Wesens zerbrechen und für ein besseres, reineres Leben Raum schaffen. Die Verantwortung des Juden ist ungeheuer. Und es ist seine Tragik und seine Schuld, daß er selbst so tief in alle Abirrungen und Sünden unserer Zeit verflochten ist.

Denn wenn wir allen anderen Völkern eine längere Solidarität mit den Verirrungen ihrer Umwelt, die ihre eigene Welt ist, zubilligen müssen, — dem Juden gegenüber ist unsere Forderung unmittelbarer und unnachsichtiger. Wo immer, ob in seiner ersten oder zweiten Heimat, an welchem Fleck der Erde und in welchen Beziehungen und Bedingungen er steht: wir müssen von ihm verlangen, daß er auf nichts hinsehe als auf das Zion, das der Tempel selbst ist, auf das göttliche Bild, auf die Menschheit, die er vertreten und ein Stück weit ihrer Erlösung, ihrer letzten Gemeinschaft im Messias entgegenführen soll. Und jedem jüdischen Leben, allem Schaffen, das Juden vollbringen, muß, wo immer, in welchem Lande, welcher Sprache und welcher

Form es sich vollzieht, das große Wort des Jesaia voranleuchten:

Um Zions willen so will ich nicht schweigen, und um Jerusalems willen so will ich nicht innehalten, bis daß ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz und ihr Heil entbrenne wie eine Fackel.

HÖLLE WEG ERDE

STÜCK IN DREI TEILEN

VON GEORG KAISER

PERSONEN:

Spazierer
Lilli
Edith
Juwelier
Anwalt
Hafthausleutnant
Strafhausdirektor
Hotelier
Herr mit Zylinder
Herr mit Glacés
Junger Herr
Dame mit Hündchen
Dame in Seide
Kassierer
Laufbursche
Ladenmädchen
Kellner
Entwichener Sträfling
Freudenmädchen
Haftsoldaten, Strafmeister, Häftlinge, Sträflinge.

HÖLLE

(Grand-Hotel: goldroter Rundsalon. Telephon surrt.)

Edith

(rasch von rechts — noch im Hut — hört): Lilli? (Gedehnt) Der Bote soll abgeben. (Wieder hörend.) Der Bote soll kommen. (Rechts hinein. — Sie kommt ohne Hut zurück — sucht Geld aus Ledertasche.)
(Anklopfen links.)

Edith:

Ja.
(Spazierer tritt ein: Verwachsenheit in faltigem Kragenmantel. Knotig umschnürte Pappdeckel unterm Arm.)

Edith

(will ihm Geld geben): Legen Sie auf den Sessel.

Spazierer

(lächelt): Ich bin — der Künstler.

Edith:

(sieht ihn an).

Spazierer

(verlegen): Mich interessierte der Käufer.

Edith

(lacht laut): Verzeihung — ich lache — aber das ist irgendwie komisch, daß ich Ihnen Botenlohn geben will — und Sie sind der Künstler.

Spazierer

(mit schräger Verbeugung): Spazierer.

Edith

(kühl): Das Blatt bringe ich in den Koffer. Nicht mit Kartons.

Spazierer:

(am Tisch — die Schnüre umständlich öffnend — das Gesicht tief darüber).

Edith

(aufmerksam): Ich habe im Kunstverein bezahlt und Quittung erhalten.

Spazierer

(erregt und unsicher): Die Sachen, die ich ausgestellt habe — weil Sie nach den „Orchideen" gegriffen haben! — (Er legt das Blatt heraus) — mit diesen Arbeiten wollte ich zurückhalten — und das einzige Stück geht zuerst weg. (Sich aufrichtend — gegen Edith.) Ich habe alles gebracht, was ich habe — weil Sie nach den „Orchideen" gegriffen haben!

Edith:

War mein Blatt „Orchideen"?

Spazierer

(mit Anstrengung — kurz): Ich will die ganze Mappe verkaufen

Edith:

Mir?

Spazierer:

Für tausend Mark.

Edith:

Ich muß Sie enttäuschen —: ich reise als Gesellschafterin oder Freundin.

Spazierer:

Sie kauften und bezahlten dies Blatt.

Edith:

Ich verauslagte den Betrag.

Spazierer

(sieht vor sich hin): — — Wollen Sie meine Sachen der Dame empfehlen?

Edith

(amüsiert): Das kann ich eigenmächtig.

Spazierer

(lebhaft): Die Mappe dalassen?

Edith:

Das können Sie tun.

Spazierer:

Mit zwei drei Worten lassen Sie durchblicken: mir liegt am Verkauf.

Edith:

Zum festen Preis von —

Spazierer:

Tausend Mark!

Edith:

Eine runde Summe, die man sich leicht merkt.

Spazierer

(steht noch — in der Brusttasche wühlend — hastig): Die tausend Mark — ja! (Ab.)
(Edith öffnet ein Fenster — sieht hinaus und beginnt mit übertriebener Entrüstung zu gestikulieren. Dann setzt sie sich aufs Fensterbrett — nach der Tür blickend.)
(Lilli kommt — bleibt an der Tür.)

Lilli

(mit kläglichem Ton): Freundschaft gekündigt?

Edith:

So. Das also erlaubt man sich, wenn man jemanden zur Reise einlädt und die Spesen deckt.

Lilli:

Ich wollte doch pünktlich sein.

Edith:

Man kann, wenn man will.

Lilli

(schüttelt heftig den Kopf): Manchmal kann man nicht. Bestimmt nicht.

Edith:

Man kann —

Lilli:

Wenn man die himmlischsten Perlen kaufen muß, kann man eben nicht! (Sie läuft zu Edith — umarmt und küßt sie.)

Edith:

Für Bob?

Lilli

(schüttelt den Kopf und faßt an die Ohrläppchen): Für die zwei armen kahlen Zipfel!

Edith:

Ohrringe?

Lilli:

Häkchen mit grauweißen Tropfen — beinahe farblos — ein Hauch von Perlmut manchmal.

Edith:

Darf man nicht sehn?

Lilli:

Noch beim Juwelier. Er schickt sie. Ich wollte noch eine Veränderung.

Edith:

Einfälle hast du!

Lilli:

Was wird Bob sagen, wenn ich damit auftauche?

Edith:

Er merkt gar nichts.

Lilli:

Du unterschätzt Bob.

Edith:

Höchstens bei der Rechnung.

Lilli:

Nein, Edith, soviel habe ich mir selbst eingesteckt. Wenn ich reise, muß ich mir die Welt kaufen können. Sonst hat es keinen Reiz für mich.

Edith:

Ich habe auch etwas gekauft — auf deine Rechnung.

Lilli:

Ich soll Strafe zahlen, weil ich dich warten ließ. Ist es so fürchterlich?

Edith:

Eine Zeichnung.

Lilli:

Was war im Kunstverein ausgestellt? (Sie nimmt das Blatt.)

Edith:

Lokale Größen.

Lilli:

Das Blatt ist kapriziös. A la Beardsley.

Edith:

Ich habe schließlich was genommen. Der Direktor strengte sich mächtig an. Er vermutete mein besonderes Interesse, weil ich nicht aus dem Saal wich.

Lilli:

Preis?

Edith

Komplett mit Mappe: tausenddreißig Mark.

Lilli:

Edith!

Edith:

Dreißig angezahlt — der Rest — (sie lacht — umhalst Lilli) Schwindel! — Deine Perlen sollst du doch haben — Lillikind! (Telephon surrt.)

Lilli

(hört): Wer? — Ja, ich bin oben. (Zu Edith) Der Juwelier rückt an. (Vorm Spiegel — Frisur glättend) Perlen wirken natürlich nur abends.

Edith

(die dichten Fenstervorhänge schließend — alle Lampen hellend): Beleuchtungsprobe!

Lilli:

Warum die Mappe bei dir?

Edith:

Der Mensch war entzückend. Diese holde Einfalt: ich nehme aus Verlegenheit ein Blatt — er muß das aus dem Kunstverein sofort erfahren haben — Ankauf Ereignis! — nach fünf Minuten schleppt er mir sein Oeuvre ins Hotel. Mit dringendem Wunsch des Ankaufs.

Lilli:

Wer schafft die Sachen wieder weg? Wir reisen nachmittag.

Edith:

Der holt sie sich vom Portier.
(Anklopfen.)

Lilli:

Avanti.
(Juwelier — starke Figur — kommt.)

Juwelier:

Störe ich?

Lilli:

Bitte. Haben Sie schon die —

Juwelier

(holt das Kästchen heraus): Das war ja nur eine Kleinigkeit. Ich persönlich — wenn ich das sagen darf — hätte mich für die längere Fassung entschieden. Besonders für die ovale Gesichtsform von gnädiger Frau — die ausgesprochen oval ist. Aber das bleibt Geschmack. Geschmack ist nicht übertragbar — und will nicht übertragbar sein.

Lilli

(betrachtend): Aber — nein. Das ist ein Mißverständnis. Was haben Sie denn —?

Juwelier:

Sind gnädige Frau unzufrieden?

Lilli:

Das wirkt ja entsetzlich gedrückt. Das ist zu kurz geraten.

Juwelier:

Gnädige Frau bestimmten —

Lilli:

Edith, sieh du: Wie steif — wie langweilig. Leblos wird mein Gesicht Wie Sphinx Öde

Edith:

Die Perlen müssen schwingen.

Lilli:

Fortwährend in Bewegung! (Zu Juwelier) So kann ich sie nicht tragen. Um keinen Preis der Welt gehe ich damit herum. Wie sonntags Dienstmädchen. Nein, Sie müssen sie nochmal mitnehmen.

Juwelier:

Gnädige Frau entsinnen sich, daß ich selbst Bedenken mir zu äußern erlaubte —

Lilli:

Wir wollen genau das Maß festsetzen.

Juwelier

(am Tisch): Das wird das beste sein.

(Anklopfen.)

(Edith öffnet — Spazierer tritt ein.)

Lilli

(am Tisch): Bleistift?

Juwelier:

(sucht in der Tasche).

Lilli:

Edith — hast du Bleistift?

Edith:

In meiner Tasche.

Lilli:

So gib.

Edith:

Ja — wo die Tasche ist?

Spazierer:

Kann ich mit Bleistift —?

Lilli

(aufsehend): Wer sind Sie?

Edith:

Der Maler, von dem ich —

Spazierer:

Spazierer.

Lilli

(nimmt): Danke. (Zeichnend) Ich vergrößere —

Edith:

Lilli — du zeichnest ja auf dem Mappendeckel!

Lilli:

Katastrophe!

Juwelier:

Benutzen gnädige Frau mein Notizbuch.

Edith

(gibt Mappe Spazierer): Meine Freundin hat die Blätter gern angesehn. Es sind einige fabelhafte Stücke darunter, die uns besonders gefallen haben. Wir haben ja die Freude, eins zu besitzen.

Spazierer:

Danke. Danke.

Lilli:

Zwischen Perle und Ohr —

Juwelier:

Proportion der Perle übertragen auf den Platinstab.

Spazierer:

Ein Interesse der Dame — für den Ankauf — besteht nicht?

Edith:

Nein.

Lilli

(aufstehend): Ich hole mir auf dem Weg zur Bahn nachmittag ab.

Juwelier:

Eine Arbeit von einer halben Stunde, gnädige Frau.

Spazierer:

Nannten Sie den Preis von tausend Mark?

Edith:

Es kommt wirklich nicht in Frage.

Lilli

(mit Portefeuille): Ich möchte — Was war der Preis?

Juwelier:

Zweitausendvierhundert. Bitte, gnädige Frau, nach Ablieferung. Bevor gnädige Frau nicht vollkommen zufriedengestellt, kassiere ich nicht.

Lilli:

Wie Sie das halten wollen.

Juwelier:

Gnädige Frau sollen nichts auszusetzen haben. (Ab.)

Edith:

Lilli — der Herr lieh dir seinen Bleistift.

Lilli:

Den hat der Juwelier eingesteckt.

Edith:

Sie erreichen ihn noch.

Spazierer

(rauh): Ich — — will nicht meine Zeichnungen verkaufen — — um für mich zu verdienen — — die Zeichnungen sind nur Vorwand — — ich machte den Versuch — — weil tausend Mark flüssig würden — —!

(Lilli und Edith sehen sich an.)

Spazierer:

Ich gehe mit einem Telegramm eines Freundes — eines Bekannten herum — er braucht tausend Mark, die ihn retten — sonst ist er am Abend tot. — — Ich weiß nicht, wie er sich gerade an mich wendet — — ich stehe ihm nicht besonders nahe — ich verlor ihn seit langem aus dem Auge — — warum er mich anruft — — aber ich bin angerufen — und kann ein Leben retten!!

(Lilli und Edith winken einander.)

Spazierer:

Ich trabe seit dem Morgen in den Straßen — ich muß Hilfe auffinden! — — Ich laufe in den Kunstverein — — ich habe ausgestellt — vielleicht ist verkauft — und da ist ein Stück verkauft! — — Ich lasse mir den Käufer sagen — ich will ihm vorlegen, was ich habe — er kauft vielleicht mehr — — für die tausend Mark, die ich brauchen muß!

Lilli:

Das ist ja recht traurig, was Sie erzählen — aber ich kenne Ihren Freund gar nicht.

Spazierer:

Mir ist er fast fremd!

Lilli:

So nehmen Sie das Mißgeschick eines andern nicht zu tragisch.

Spazierer:

Die Depesche besteht — in Knüllung und Knitterung! — Das Schicksal eines Menschen ist auf meinen Rücken geladen — — ich kann es nicht abwälzen — — (An Lilli) — — und jetzt tragen auch Sie Verantwortung, weil Sie es wissen!!

Lilli:

Das ist lustig.

Spazierer:

Grauenhaft, wenn man sich Verantwortung entzieht!

Lilli

(kurz): Ich kaufe Ihre Blätter nicht.

Spazierer:

Kaufen Sie nicht — — die Perlen!!!

Lilli

(ablehnend): Bitte

Spazierer:

Zweitausendvierhundert für Perlen, die Sie zum Spiel in die Ohren knüpfen — — und tausend nicht für einen Menschen, der leben kann?!!

Lilli:

Mich geht das nichts an.

Spazierer:

Daß dieser Mensch, der sich jetzt in Todesangst krümmt —

Lilli:

Ich kenne den Menschen nicht!

Edith:

Wozu braucht er denn soviel Geld dringend?

Spazierer:

Um zu leben — wie Sie — wie ich — wie andre!!

Lilli:

Ich verschenke nicht tausend Mark an mir völlig Unbekannten.

Spazierer:

Kaufen Sie eine Perle nicht — — die ein Menschenleben bezahlt!!

Lilli:

Ich habe zwei Ohren —

Spazierer:

Sie hören — — und wissen!!

Lilli:

— und brauche zwei Perlenhänger. Edith, öffne die Fenster.

Edith:

(zieht die Vorhänge auf).

Spazierer:

(umklammert die Stirn — starrt nach Lilli — rafft sich — rasch ab).

Edith

(das Licht abstellend): Aus der Spuk!

Lilli:

Komm mit — jetzt will ich mir Löchelchen in die Ohrläppchen stechen lassen.

* * *

(Hafthaus. Weißwandiger Viereckraum, Grausteinfußboden. Zwei quadratische Schwarzeisenschiebtüren hinten, Stufen hinan. Mitten Schwarzeisenblocktisch, Rotsignalglühlampen bei Klappen in der Platte. Schmale Schwarzeisentüren rechts und links; hier Schwarzeisenbank: sitzend — grün, steif — drei Haftsoldaten. Hinter dem Blocktisch — starrend bedienend — sitzt Hafthausleutnant.)

(Stille.)

(Rotsignalglühlampe aufglänzt. Krachender Stoß im Blocktisch.)

Hafthausleutnant

(öffnet Klappe — entnimmt Patrone, aus der er gerollten Rotzettel löst. Nach Lesung): Haftsoldat.

Haftsoldat:

(tritt zum Blocktisch).

Hafthausleutnant:

(gibt ihm Rotzettel): Das Hafthaus.

Haftsoldat:

(links ab).

Hafthausleutnant:

(versenkt Patrone wieder — schließt Klappe — drückt Hebel: kurzes Rauschen im Blocktisch, Rotsignallampe erlischt).

(Stille.)

(Von rechts andrer Haftsoldat mit Häftling: bärtiger Mann — ruhig schreitend.)

Haftsoldat:

Der Häftling.

Hafthausleutnant

(zu Häftling): Person nach dem Rotzettel?

Häftling

(sieht auf — umblickt — starrt in Raum — ruckt auf): Ich bin — — nicht schuldig!

Hafthausleutnant:

Die Frage gilt nur: die Person nach diesem Rotzettel?

Häftling:

Ich bin — — so nicht schuldig!

Hafthausleutnant:

Die Frage dreimal: die Person nach diesem Rotzettel Sie?

Häftling

(schreiend): Niemand ist so schuldig — —: hier losgerissen von Menschen!

Haftsoldat:

(fesselt flink Handwurzeln).

Hafthausleutnant:

Person ist Häftling.

Haftsoldat:

(führt den überwältigten Häftling vor die Tür rechts hinten — schiebt sie beiseite — noch Schwarzeisengatter vor Raum in Graulicht: gefesselte Häftlinge — Männer — gegen das Gatter anbrandend — rufend: Ich bin nicht schuldig!! — Haftsoldat öffnet das Gatter und stößt Häftling hinein. Gatter und Tür wieder geschlossen. Haftsoldat nach links vorne — steil sitzend).

(Stille.)

(Geräusch im Blocktisch — Rotsignallampe aufflammt.)

Hafthausleutnant

(öffnet Klappe — entnimmt Patrone — löst Rotzettel): Haftsoldat.

Dritter Haftsoldat:

(tritt zum Blocktisch).

Hafthausleutnant

(gibt ihm Rotzettel): Das Hafthaus.

Haftsoldat:

(links ab).

Hafthausleutnant:

(versenkt Patrone — schließt Klappe — drückt Hebel — Rotsignallampe vergeht).

(Stille.)

(Von rechts erster Haftsoldat mit Häftling: Frau mit Hut.)

Haftsoldat:

Der Häftling.

Hafthausleutnant

(zu Häftling): Person nach diesem Rotzettel?

Häftling

(Augen nach Wänden stoßend — murrend): Ich bin — — nicht schuldig!

Hafthausleutnant:

Die Frage gilt nur: die Person nach diesem Rotzettel?

Häftling

(schärfer): Ich bin — — nicht schuldig!

Hafthaus eutnant:

Die Frage das dritte Mal: sind Sie Person nach diesem Rotzettel?

Häftling

(bricht in Knie — Hände um den Blocktisch klammernd): So schuldig ist keiner — —: losgerissen von Menschen hier!!

Haftsoldat:

(anlegt Fesseln).

Hafthausleutnant:

Person ist Häftling.

Haftsoldat:

(bringt Häftling an die Tür links hinten — rollt auf: Raum wie rechts mit Frauen mit gleichen Gesten und Rufen: Ich bin nicht schuldig!! — Haftsoldat stößt Häftling hinter das Gatter — schließt — wartet links vorne).
(Stille.)
(Spazierer — noch Mappe bei sich — von links.)

Spazierer

(dicht vorm Blocktisch): Es ist keine Zeit zu verlieren. Es wird Mord.

Hafthausleutnant:

Machen Sie eine Anzeige?

Spazierer:

Ich mache die Anzeige. Mord wird es.

Hafthausleutnant:

Wer ist getötet?

Spazierer:

Es ist keine Zeit zu verlieren. Der Täter gewinnt Zeit.

Hafthausleutnant:

Der Namen des Täters?

Spazierer:

Ich kenne nicht. Im Grand-Hotel. Goldroter Rundsalon. Eine Dame. Mit einer Freundin eine Dame. Reisend — und abgestiegen Grand-Hotel — — und Mord wird es.

Hafthausleutnant:

Die Ursache?

Spazierer:

Vorsatz. Mit Wissen und Willen. Mit Billigung der Freundin. Mit Warnung von meiner Seite.

Hafthausleutnant:

Wußten Sie um den Vorsatz?

Spazierer:

Es ist keine Zeit zu verlieren. Die Dame reist abends. Zwischen jetzt und abends geschieht es, was geschieht.

Hafthausleutnant:

Was geschieht?

Spazierer:

Mord.

Hafthausleutnant:

Er ist nicht vollendet?

Spazierer:

Der Vorsatz besteht. Die Tat rollt — und muß rollen mit jeder Minute zu Mord.

Hafthausleutnant:

Wer ist in Gefahr?

Spazierer:

Ein Freund. Ein Bekannter. Ein Jemand. Warum?

Hafthausleutnant:

Er wird geschützt.

Spazierer:

Er ist nicht in dieser Stadt.

Hafthausleutnant:

Wer führt die Tat in der andern Stadt aus?

Spazierer:

Die Dame!

Hafthausleutnant:

Stiftet sie einen dritten an?

Spazierer:

Sie tötet hier — und tötet dort. Es ist keine Zeit zu verlieren.

Hafthausleutnant:

Keiner tötet, der nicht Hand anlegt oder anstiftet.

Spazierer:

Es ist nicht möglich?? — Mord nicht möglich — über Dächer — über Städte — über Bahnhöfe — um den Erdball nicht Mord möglich — — von jedem Fleck der Welt aus??

(Im Blocktisch Stöße — zwei Rotsignallampen hell.)

Hafthausleutnant

(bedient Blocktisch): Haftsoldat — Haftsoldat.

(Zwei Haftsoldaten an den Blocktisch.)

Hafthausleutnant

(gibt jedem Rotzettel): Das Hafthaus — das Hafthaus.

(Die beiden Soldaten links ab.)

Spazierer:

(holt das Telegramm heraus): Der Freund — der Bekannte — der Jemand telegraphiert. Lesen Sie, Herr Hafthausleutnant, lesen Sie.

(Hafthausleutnant liest.)

Spazierer:

Ich kann nicht schicken. Ich bin mittellos. Ich lerne die Freundin kennen — durch sie die Dame — ich bringe ihr zur Kenntnis, was geschieht, wenn nichts geschieht. Die Dame kauft sich vom Juwelier Perlen für mehr als das doppelte, was hier nötig wird — kann sich Perlen kaufen — kann tun, was nötig — — und tut es nicht!!

Hafthausleutnant:

Wie konstruieren Sie den Verdacht auf Vorsatz von Mord?

Spazierer:

Ich konstruiere nicht — ich erfahre! Ich höre mit Ohren — ich sehe mit Augen — ich weiß, daß zwischen jetzt und abends nichts verhindert wird, was verhindert werden kann!!

Hafthausleutnant

(gibt ihm die Depesche wieder): Die Dame ist nicht haftbar.

Spazierer:

Weil er noch nicht vollendet ist?

Hafthausleutnant:

Weil der Vorsatz nicht besteht.

(Von rechts Haftsoldat mit Häftling: Jüngling.)

Haftsoldat:

Der Häftling.

Hafthausleutnant

(zu Häftling): Person nach diesem Rotzettel?

Häftling

(Blicke herum — wimmernd): Ich bin — — nicht schuldig!

Hafthausleutnant:

Die Frage: die Person nach diesem Rotzettel?

Häftling:

Ich bin nicht — — so schuldig!

Hafthausleutnant:

Dreimal: sind Person nach diesem Rotzettel Sie?

Häftling

(auf Fußboden): Niemand ist so schuldig — —: losgerissen von Menschen!

Hafthausleutnant:

Person ist Häftling.

(Haftsoldat führt nach rechts hinten: Gesten und Geschrei der Männer hinter Gatter. — Häftling hinein. — Haftsoldat nach links vorne.)

Spazierer:

Herr Hafthausleutnant — unternehmen Sie, was von Wirkung sein kann — von unausdenkbaren Folgen. Mord ist nicht geschehn. — Mord ist nicht Vorsatz — —: machen Sie den Kauf beim Juwelier unmöglich. Erfinden Sie einen Vorwand, mit dem Sie die Dame aufhalten. Sie reist — sie ist Ihnen verdächtig. Sie wollen Feststellungen einholen. Und alles ergibt sich abends als Irrtum!

(Hafthausleutnant versenkt Patronen — schließt Klappen.)

Spazierer:

Sie wird jetzt nicht zum Juwelier hingehen können! — Die Sinne werden ihr mächtig — sie mußte einem Jemand das Leben retten. Es wird einschießen in sie glanzvoll — die Erkenntnis macht sie glühn — und aus ihren Händen ringt sich spendende Hilfe ohne Druck und Nötigung — — überschwenglich freiwillig!!

(Hafthausleutnant stumm.)

Spazierer:

Herr Hafthausleutnant — sie weiß und wartet auf den schärferen Anstoß. Sie weiß um

ihr Wissen von der Gefahr um den Jemand. Das ruht nicht mehr in ihr — im aufgelockerten Gefühl von Verantwortung drängt sie nach eindeutigerer Anweisung —: Zwang zur Seligkeit von Hilfe an jedem, der Jemand irgendwo ist!!
(Hafthausleutnant steif.)

Spazierer:

Herr Hafthausleutnant — den Rotzettel für die Dame!!
(Hafthausleutnant unverändert.)

Spazierer:

Herr Hafthausleutnant — den Zettel!!
(Hafthausleutnant wie vorher.)

Spazierer:

Den Rotzettel!!
(Von links die beiden Haftsoldaten mit zwei Häftlingen: Frau mit Kopftuch — Mann barhäuptig.)

Hafthausleutnant

(zu Häftlingen): Personen nach den Zetteln?

Häftling — Mann

(die Hände nach Häftling — Frau hebend): Ich bin — — nicht schuldig!

Häftling — Frau

(die Hände nach Häftling — Mann hebend): Ich bin — — nicht schuldig!

Hafthausleutnant:

Die Frage: Personen nach diesen Zetteln?

Häftling — Mann

(Arme nach Häftling — Frau streckend): Ich bin — — so nicht schuldig!

Häftling — Frau

(Arme nach Häftling — Mann streckend): Ich bin — — so nicht schuldig!

Hafthausleutnant:

Dreimal die Frage: Personen nach diesen Rotzetteln?

Häftling — Mann

(will zu Häftling — Frau; von Haftsoldat gehemmt und gefesselt): Ich bin so nicht schuldig — — daß ich von dir losgerissen werde!!

Häftling — Frau

(will zu Häftling — Mann; von Haftsoldat gehemmt und gefesselt): Ich bin so nicht schuldig — — daß ich von dir losgerissen werde!!

Hafthausleutnant:

Personen sind Häftlinge.
(Haftsoldaten bringen Häftling — Mann und Häftling — Frau vor die besonderen Türen — öffnen.)

Häftling — Mann:

Ich bin so nicht schuldig — —!!

Die Männer

(hinter Gatter): Niemand ist so schuldig — —!!

Häftling — Frau:

Ich bin so nicht schuldig — —!!

Die Frauen

(hinter Gatter): Losgerissen von Menschen!!

(Haftsoldaten stoßen Häftlinge hinein — schließen — kehren nach links vorne zurück.)

Spazierer

(taumelt links hinaus).

* * *

(Anwaltstube. Raumdreieck spitz nach Glastür hinten. Aktenregale wandhoch rings. Darin Tür rechts. Grüntuchtisch mitten.)

(Hinter Glastür: Kassentisch unter scharfer Lampe und Kassenschrank.)

(Anwalt: Graurock, Rothaar steilauf, Rotbart langeckig — am Grüntuchtisch: drückt Klingelknopf.)

(Hinter Glastür: Kassierer und Herr mit Zylinder Geld aufzählend.)

(Von rechts Herr mit roten Glacés.)

Anwalt:

Die Sache?

Herr:

Eilt. Der Schuldner brennt mir aus.

Anwalt:

Schuldbeitreibung?

Herr:

Bis zur Pfändung. Bis zur Ausplünderung. Der letzte Knopf muß her.

Anwalt:

Beleg?

Herr

(holt Papier heraus): Blättchen für Blättchen in Sammlung.

Anwalt

(durchblättert): Vorschuß achthundert?

Herr

(schon Geld in Händen): Bar.

Anwalt:

Ich übernehme. (Er schreibt einen Zettel — gibt ihm dem Herrn.) Durch die Glastür die Kasse.

(Herr hinten hinein.)

(Früher hatte sich dort Herr mit Zylinder nach links entfernt.)

(Anwalt drückt Klingelknopf.)

(Von rechts Dame mit Hündchen.)

Anwalt:

Die Sache?

Dame:

Ich möchte mich nicht erregen. Es regt mich auf, sooft ich erzähle. Lesen Sie.

Anwalt

(liest): Vorschuß dreihundert?

Dame:

Mit Holla und Hoppsassa.

Anwalt:

Ich übernehme. (Er schreibt Zettel — gibt hin) Durch Glastür die Kasse.

Dame

(schon Geld in Händen): Das ist vorgesehen. (Hinten hinein.)
(Herr mit roten Glacés entfernt sich dort nach links.)
(Anwalt drückt Klingelknopf.)
(Spazierer von rechts.)

Anwalt:

Die Sache?

Spazierer

(holt das Telegramm aus dem Mantel): Erdrückend.

Anwalt

(liest): Sie liehen diese telegraphisch verlangten tausend aus und klagen Rückzahlung ein?

Spazierer:

Nein. Alles ist weniger kompliziert. Die tausend sind nicht gezahlt.

Anwalt:

Bestand beim Absender ein Recht auf die Summe?

Spazierer:

Das Recht des Absenders steht hier nicht in Frage.

Anwalt:

Beleidigt Sie der Absender bei Verweigerung der Zahlung?

Spazierer:

Was für Fragen erfinden Sie? Ich sagte: die eindeutigste Sache. Ein Mensch ist tot — und ein anderer schaukelt Perlen in den Ohrläppchen

Anwalt:

Ich verlasse nicht den Boden der Tatsachen.

Spazierer:

Es ist Tatsache! — ein Mensch stirbt — und ein andrer kauft Perlen!

Anwalt:

Wer ist dieser andre?

Spazierer

Eine Dame.

Anwalt:

Ihre Beziehungen zu dem Telegraphierenden?

Spazierer:

Die Beziehung stellte ich her, indem ich der Dame hinreichend erklärte: ein Mensch wird tot sein, wenn Sie Perlen kaufen.

Anwalt:

Sie erheben Klage?

Spazierer:

Auf Mord.

Anwalt:

Was ist Mord?

Spazierer:

Der Mensch ist tot! Perlen hängen in Ohren der Dame!

Anwalt:

Der Antrag ist nicht begründet.

Spazierer:

Der Antrag ist nicht begründet?

Anwalt:

Die Klage fällt hin. (Er drückt auf den Klingelknopf.)
(Von rechts junger Herr.)

Anwalt:

Die Sache?

Junger Herr:

Erbschaft.

Anwalt:

Belege?

Junger Herr

(Papiere gebend): Der ganze Klimbim.
(Anwalt liest.)

Junger Herr:

Miserabel durchgepaukt von bisherigem Anwalt. Freudige Miterben prellen mich feixend um ein Fünftel mit gerissenem Gegenanwalt.

Anwalt:

Vorschuß neunhundert?

Junger Herr

(schon Geld in Händen): Extra neunhundert bei vollem Erfolg.

Anwalt:

Ich übernehme. (Er schreibt — gibt Zettel.)

Junger Herr:

Endlich wird scharf geschossen, ihr Lieben.

Anwalt:

Die Kasse durch Glastür.
(Junger Herr hinten hinein.)
(Früher hatte sich dort Dame mit Hündchen nach links entfernt.)
(Anwalt will Klingelknopf drücken.)

Spazierer

(hält seine Hand fest): Herr Anwalt — unter den Gesetzen in Ihren Büchern aller Gesetze — in Ihrer Bibliothek von Gesetzbüchern muß das Gesetz sein. Mein Gesetz!

Anwalt:

Es existiert keins.

Spazierer:

Nein — nein, nicht in Ihren Gesetzbüchern. Sie sind nicht vollendet, wie nie Bücher, Herr Anwalt — entdecken Sie das wichtige: dies Versäumnis. Dies vernichtende Versäumnis.

Anwalt:

Ich bin Automat, der die vorhandenen Gesetze anwendet.

Spazierer:

Recht muß doch stündlich neu erfunden werden. Man kann Fahrpläne aufstellen für Eisenbahnen Straßenbahnen Dampfschiffe — aber nicht für Menschen!

Anwalt:

Für mich ist es kein Fall.

Spazierer:

Bis heute. Für Sie — für alle kein Fall. Weil ihn noch keiner sah. Aber heute stieß sich einer daran. Zum ersten Mal machte er sich offenbar und wurde der Fall aller Fälle. Ein neues Gegenüber von Kläger und Beklagtem ist geschaffen. Niemand kann mehr leben, der nicht die Entscheidung erlebte. Und die Entscheidung fällt, wie sie nur fallen muß: Verurteilung des Täters, der Täter ist. Täter mit jedem Vorwurf, mit jeder Buße. Die Verdammung liefert Millionen Schuldige aus. Schuldlos bleibt keiner — und unter diesem Prozeß brechen alle Prozesse zusammen. Die unendliche Säuberung wird geleistet. Es wird jüngster Tag mit einem Gericht, das alle belädt! — — Herr Anwalt — aus Starrheit in Fluß Ihr Verwenden für Recht!!

Anwalt:

Ich will übernehmen.

Spazierer:

Stürzen Gründe und Gründe herauf?

Anwalt:

Eine Finte wird brauchbar.

Spazierer:

Jede gilt!

Anwalt:

Wollen Sie sich erinnern, daß die Dame an Sie äußerte, was Sie für eine Zusage nehmen konnten?

Spazierer:

Ich entsinne mich! Ich verstand so. Sonst hätte ich mich nicht aus dem Hotelzimmer entfernt!

Anwalt:

Das ist, wo ich ansetze.

Spazierer:

Dies oder jenes. Die Klage muß durchdringen — muß hochgestellt werden — sichtbar allen Neugierigen, die sich entzünden in Für und Wider — und nur das Für im donnernden Spruch die Erlösung trompetet. Fanfare über alle — weiße Tube an Himmel und Weltenbälle!!

Anwalt:

Der Ausgang ist zweifelhaft. —

Spazierer:

Kein Zweifel am letzten Ausgang!

Anwalt:

Das Verfahren langwierig —

Spazierer:

Der jüngste Tag rückt beschleunigt heran!

Anwalt:

Die Kosten in Schätzung —

Spazierer:

Von Menschheit an Menschheit verglichen!

Anwalt:

Ein Vorschuß von tausend auf meine Hand.

Spazierer:

Mit Vorschuß von tausend —??

Anwalt:

Mit Vorschuß von tausend übernehme ich.

Spazierer:

Ich bin mittellos — — — —

(Anwalt drückt auf Klingelknopf.)

(Von rechts Dame in Seide.)

Anwalt:

Die Sache?

Dame:

Divorçons.

Anwalt:

Die Belege?

Dame

(gibt Papiere): Die Liebenswürdigkeit des Ehegatten beobachtet. Après moi le déluge — nämlich die Scheidung. Er soll sie haben.

Anwalt

(durchblättert): Vorschuß sechshundert?

Dame:

Er zahlt doch alles. (Geld in Händen.)

Anwalt:

Ich übernehme.

Dame:

Selbstverständlich.

Anwalt

(schreibt — gibt Zettel): Durch Glastür die Kasse.

(Spazierer wankend nach rechts ab.)

* * *

(Straßenkrümmung mit Juwelierladen.)

(Glutmittag weiß.)

Spazierer

(ans Schaufenster gedrückt): Da liegt es — —! Das ist ausgebreitet — — Das wird breit und dicht geschichtet — — reihhin und reihher fließen Linien — — Licht spritzt — — Mensch schmilzt! An Widerstand ist nicht zu denken. Wer vorübergeht — wird gedungen. Daher rührt es sich auf. Wer hier vorübergeht — ist geliefert. Es ist mit dieser Auslage alles veranstaltet. Mensch schmilzt und tut Mord! — — Ich will mich mit dieser Feststellung zufrieden geben und werde nicht den Kampf gegen den Globus vom Zaun brechen. Das kann niemand von mir verlangen. Mensch schmilzt — und tut Mord. Ich kann den Juwelierladen weder schließen — noch seine Bestände aufkaufen. Es liegt nicht

in meinem Bereich, die Straße zu reinigen. Der Juwelierladen wird sich weiter auftun — und Menschen schmelzen am Schaufenster und tun Mord. Es sind die täglichen Vorgänge in dieser Straßenkrümmung. Ich werde die Straße, die krumm läuft, auch nicht richten. Das ist ein Ding runder Unmöglichkeit! (Er zieht sich zurück.) Der Juwelier wird in seinem Laden nicht mit sich reden lassen — ihm sind die Fähigkeiten für eine Aufnahme meiner Darlegungen gelähmt. Der Versuch wäre zum Scheitern verurteilt. Ich kann mir die Mühe ersparen. — — Ich kann diese Straße verlassen — — auf dem Bordstein tänzelnd — — Fuß vor — — Fuß nach —— Fuß vor — — Fuß nach — — (Er tut es, dreht sich) — — um wiederzukehren!! (An das Schaufenster stürmend — die Hände auf Glas spreitzend.) Ein Mensch ist tot — und Linien fließen — Licht spritzt — und Menschen schmelzen — und morden Menschen — — Untat reizt sich hier — hinter dieser gläsernen Haut wühlt Verführung — — speit dreist sich die Anstiftung — — (Den Rücken auf die Scheibe pressend und den Mantelkragen vorbreitend) Zertrümmernder Stoß der Sonne auf mich — — Fluß von Glut, die frißt, nach mir: — — verdorrt muß ich ewig die gläserne Wand vorstellen!! (Er läßt die Arme sinken und horcht straßauf.) Passant? Um diese Stunde? In Mittaghitze? (An Häusern aufblickend.) Jalousien vor die Fenster gesenkt. Schattiges Zimmer froh. Um Tisch häusliche Versammlung. Frei Blick in Blick. Menschen schuldlos! — — — — Kein Passant.. Bleibt in euern Schattenzimmern. Tretet nicht aus der Tür — geht nicht in die Straße — — streicht nicht hier vorüber — —: ich konnte euch noch nicht schützen!! — — Wartet noch — — ihr hattet es ja nie so eilig! — — wartet doch — —: ich muß noch Vorkehrungen treffen — — die allen dienen! — — weil sonst Menschen schmelzen — — und morden Menschen!! — — ich habe einmal eine Dame schuldig werden sehen, weil die Ursache nicht beseitigt war — —: jetzt bin ich dem Dinge auf die Spur geraten — — jetzt mache ich reinen Tisch!! (Er geht in den Juwelierladen.)

(Schreien im Laden.)

(Spazierer taumelt auf die Straße — trabt weg.)

Juwelier

(aus dem Laden — sich stützend — Taschentuch auf den Hals drückend): Ich — bin — im — Laden — überfallen!!

Ende des ersten Teils.

DIE BUNTE ERDE
VON WALTHER GEORG HARTMANN

I.

Aber Orient ist immer noch! Über die Wölbung unserer Breiten hinaus, hierhin und dorthin, immer noch glimmen die phantastischen Länder, halten Palmen ihre metallenen Fächer gegen die klingenden Hitzehimmel. Immer noch durch die Hafen-Kaskaden von Wimpeln, Segeln, Planken und Schaum stürzen die braunen, glänzenden Leiber und fremde

Musik. Tropen-Sonne und Wüsten-Horizonte und indische Wälder — es ist noch!

Aber dies Wissen verloren wir aus unserm Blut. Zu groß für uns der kleine Ball, an dem wir kleben! In wessen Adern wallt noch Gefühl ferner Schätze? Und wir sind doch Menschen dieser Erde, dieser runden, bunte ganzen.

Eingeschlossen ein halbes Jahrzehnt von donnernden, unerbittlichen Grenzen, in leerer Höhlung eines dröhnenden Kessels, eingesperrt und ausgeschlossen, verlernten wir das Wissen von der Vielheit der Welt. Kein Besitz galt mehr und bewährte sich als der in Kriegs-Blut-Geld gemünzt, gegeben und genommen ward.

Aber Sehnsucht, wo klingst du? Wunsch, wo tönst du nach dem verlorenen Besitz? Schmelzen doch immer noch die Gletscher von den Gebirgen zu Tale über den grünen Farren-Wäldern. Kräuselt sich blauer Rauch über Zelt und Pferd. Klingt durch flimmernde Straßen der fremde Ruf. Trompetet der Elefant im Gestrüpp. Sehnsucht, wo klingst du? Mensch, wo langst du nach deinem Eigentum?

Jetzt sind wir überfallen von den gewaltsamen Forderungen der Tage. Ohne Wahl, ohne ein Übrigbleiben nehmen uns die hitzigen Fragen und Scharen mit, die durch alle Straßen marschieren. Gepackt vom Griff der Zeit, treiben, stoßen, lärmen, kämpfen, grübeln wir, Gesicht an Gesicht, eng umschlagen vom Gewitter-Dunst. Nur das gilt, was der Arm umschreibt, diese Stadt, dies Haus, dieser schwirrende Saal. Selbst unserer Wolken Himmel ward uns zu weit.

Zuweilen Erstaunen, Aufblicken, Hinaushorchen. Lasen wir nicht: irgend einer von uns wagte neu sich gegen den Nordpol? Treibeis. Seehunde. Schollen-Knirschen. Nordlicht. Kristallene Nächte. Fahrt zwischen Meer und Sternen. Erfrorene Einsamkeit . . Auch das also ist noch?! Erstaunen, kurz und fremd, die Tage rumoren weiter. Kopfüber wieder hinein. Nur das Heute klingt und das Morgen. Nur das

Hier und die Frage des Nächsten. Ist es noch? die holde menschliche Torheit des Unnützen. Das bezaubernde Wagnis jenseits des Nötigen. Wer hat die Zeit dazu?

Aber der Erdgeist, — lacht er nicht? Seine Hände tasten die riesige Wölbung der Erde ab. In seinem Auge spiegelt sich bunte, strömende Welt, alle Zonen und Städte und Wildnisse, alles Geschehen auf diesem Ball. Der Erdgeist lacht über die Besessenen, über die kindhaft Übertreibenden, über die fanatisch Hinweggetauchten, hinweg aus dem Mustermeer in den kleinen zappelnden Teich. Der Erdgeist lacht über uns. Der Erdgeist lacht uns aus: »Was bewegt sie? Geruch von tausend Leichen schwingt sich in jeden Mittag, schwingt sich in jede Mitternacht. Von Menschen und Tieren. Braunen, weißen, zahmen, wilden, kleinen und großen. Wie vieles stirbt in einer Stunde. Wissen sie das nicht? Dort in Europa, was rufen sie immer sich den einen Namen zu? *Einer*, der starb. Was rufen sie immer den Namen eines Mörders, der weiterlebt wie die anderen Millionen? Was haben sie? Wie spaßhaft sie übertreiben!«

Der Erdgeist lacht über unsere Wichtigkeit. Und wir? Laßt ihn lachen. Er hat das Leben nicht zu tragen; er hat das Leben nicht zu formen. Er darf das Ganze fühlen, weil der Teil ihn nicht fordert. Wir aber — mitten im Universum — dürfen an ein Atom uns verschwenden, wenn dies Atom unser Leben ist. Wir aber — mitten in umtanzenden Lockungen — müssen in engstes Tun uns beschränken. Wir schaffen neue Zeit aus kleinstem Ort.

Wir müssen auch den Mut haben, verlacht zu werden von dem ungerührten, herrlich trägen Rollen des Gestirns. Aber hören wollen wir doch dies Lachen. Fühlen wollen wir die ganze runde Erde. Vergeßt nicht, Brüder, wie wild und bunt unter unsern Träumen der Ball sich dreht. Vergeßt es nicht, daß nicht Verstockung wimmelnden, emsigen Getiers uns täusche und verkleinere.

Einstmals, später, wenn das Glück sich auftut, wollen wir uns wieder anknüpfen an jeden wehenden Goldfaden.

II.

Die Männer: Der Schrei peitscht mich auf. Not ist in der Zeit. Rüttelt die Wände zusammen, ein Schrei will ans Licht!

Die Zeit macht uns stark. Erwachte Augen suchen nach dem Weg. Brecht Bahn durch die Wälder! Der neue Zug strömt übers Land in die Städte.

Die Städte begeistern mich. Noch einmal, Faust sei hart, zum letzten Mal! Klirrt sie zu Boden: Ketten, Schranken und Tyrannen-Münzen!

Der neue Herzschlag macht uns zu Helden. Lebt und sterbt in den eroberten Himmel auf! Menschen, hinter uns, mit uns, danken mit ihrem Glück uns.

Aufbrechender Friede wird unser Werk sein. Werft euch in den Kampf und vergeht! Alte Welt stürzt zusammen. Jedes Ding, neu, steigt aus den Flammen.

Die Sterne: Aufstieg und Abstieg ist Schein. Durch alle Formeln rasen wir ehern.

Wesen im All jagen törichte Wünsche und sinnlos entbrannten Willen durch unsere Bahn. Werfen sich gegen uns.

Unbekümmert und lächelnd in Ferne, ziehn wir den unabänderlichen Bogen.

Gesetz klingt und Maß. Das ewig Bestimmte kreist um die wütenden Neuerer, schlägt die Kurven des Bleibenden, züchtigend, um übermütig heldische Überhebung. Klar treten wir auf. Klar treten wir ab. Bilder sind Täuschung. Auch Frömmigkeit reicht nicht zu uns.

Die Wälder: Aus meinem dichten Schoß heben die Rehe sich auf, scheu-äugig und schmiegsam.

Aus meinen rauschenden Nächten hebt sich der Vorhang über viele Art Liebe, keusch und gewaltsam.

Aus meinen Kronen, — Insel, gehoben von stämmigen Pfeilern in die Flut des Lichtes —, perlen die Lieder nieder auf den Grund.

Um alle Horizonten sind wir geschlagen, kreisen wir blau als das haltende Band.

Um alle entgleitende Weite ziehen wir den sichernden dunklen Streifen, vor Morgen- und Abendhimmeln.

Zuweilen tauchen Menschen in uns ein und vergehen in unsrer Brust.

Die Gütigen sind wir, und unser Atem umspült sie vertraut und schauernd.

Zuweilen tauchen Menschen in uns ein. Dann rauschen wir schwer und alt über Liebe, Verbrechen, Versen, Freude und Mord. Es ist uns alles das Gleiche.

Ungerührt ist unser Lied und ewig. Sie singen in ihm.

Die Städte: Dieser Glocken-Ton, — was geht er mich noch an? Schauerlich alt spliftert er über die Dächer. Doch sieh: ein Fenster öffnet sich vor aufschwebendem Auge. Nicht erfüllen wird sich deine Hoffnung.

Irgendwo ist Musik zusammengeballt, steht wie ein Block, von vielen Lichtern durchstrahlt. Täuschung und Lüge entwiegt euch aus dieser Stunde. Keinen lassen wir fliehen. Auch die Wolken der Klänge entfliegen nicht unseren Händen.

Lachen und Weinen schlägt klatschend an bunte Mauern. Hast klingelt und rollt durch die Straßen. Dreht sich im Kreis. Und dreht das bezaubernde Spielwerk.

Hundert Farben sind ausgeflaggt von Kellern und Zimmern. Sie feiern, betrauern, verkünden das Gleiche. Die irrenden Worte und die treffenden, in Treppen, Zimmern und Straßen, sie tanzen um denselben Ton. Auf allen meinen Bühnen, zwischen allen Kulissen (Kerker, Elend, Gold und Fleiß) schreien und deklamieren, flüstern und beten sie: ich will glücklich sein.

Wir aber wachsen in diesem Worte und wandeln durch alle Kostüme. Wir werden schön oder häßlich in ihm. Wir belügen in ihm und rauschen von Blut. Wir versinken und steigen im Schuft. Wir gellen im Kampf in seinem Schrei. Wir schlafen in seiner Milde. Und bleiben.

Die Zeit: An meinen Ufern laufen sie entlang und rufen meinen Namen. Sie bauen Dämme gegen mich. Sie graben, mich zu treiben, beschwingende Wasserstürze. Aber ich fließe doch stetig dahin.

Links neben meinem Strom schießt es auf, schnell und wild. Rechts neben mir schießt es auf, schnell und wild. Über mir, hoch, prallt es zusammen, stößt gegeneinander, formt den gespannten Bogen des Kampfes.

Und unter dem Bogen der ringenden Arme, der gegeneinander-geschmetterten Stirnen, der ineinander gedrohten Augen

ruhig und ungelenkt, unberührt von dem wilden Über-Mir, ziehe ich meinen Weg, laufe ich meinen Fall, geschehe ich.

Die liebenden Frauen: Wenn du bei mir bist, bist du Knabe und klein.

Dein Haupt liegt in meinem Schoß, meine Hand auf deiner Stirn.

Diese Stirn, die im Tage sich hebt wie umbrandete Mauer, gegen den Feind stößt, die sich furcht im Streit, die wettert im Spiel der Gedanken.

Diese Stirn (dieselbe?) schmilzt kindlich hin unter meiner Zärtlichkeit.

Wie bist du so sanft und hilflos, Mann, Held aus dem Sturm, Harter im Tag, — wie bist du so weich und gelöst in Liebe unter meiner Hand und an meinem Herzen im Abend.

Und was ist dein wahres Sein? Dein echtes Zu-Hause?

Geliebte alle sind Mütter auch und wiegen die Kämpfer zurück in Kleinsein und glückliche Müdigkeit.

Aufblähn sich die Segel der Liebe und gleiten im fremden Gewässer.

Du liegst, Geliebter, leicht und schmerzlos in meinem Schoß.

Die Toten: Wir sind zusammengeströmt, nicht Menschen nur, — alles was einmal war. Der Schmetterling im Staub. Der Glanz am Turm entlang. Der Ton in der Nacht. Alles, was einmal da war, sammelt sich in der gleichen Flut.

Ihr Menschen, meine Brüder, die ihr uns atmet; ihr Tiere, noch laufend, die Angst im Blick; ihr Blumen, noch duftend in den Wind, — werft euch gewaltig ins Leben!

Hebt an, singt, kämpft, streckt euch ins Ewige!

Was tut's, daß Sterne, Wälder, Städte und Meere weitergehen, ungestört, unverändert durch euren Kampf? Auch sie, in ihrer Stunde, in ihrer sprengenden Kraft werden niedersinken und wandeln neuen Weg.

Laßt durch das Ewig-Bleibende nicht euch entmutigen. Laßt durch die bunte, rollende Erde nicht irre euch machen:

Ihr Männer, ihr lebt nicht im Irdischen. Ihr lebt im Menschlichen! Das ist ein Gesetz und ein Reich für sich. Und ein bebender Wandel.

Erschütterung bewegt es. Empörung treibt neue Gipfel. Liebe und Kraft wälzt es um.

Das Menschliche — zwischen Erde und Himmel schwebt es in eigener Sphäre. Wehrt sich gewaltig gegen beide Stürme. Reißt mit unbändiger Rraft Sonne und Regen von beiden, ihm fruchtbar zu sein.

Wir Toten sammeln den Äther um euch. Wir lebten euch fern und starben euch nah. Spült uns empor!

BRIEFE ZU EINER GEISTIGEN REVOLUTION

VON WILLI DÜNWALD

(S. Forum III, Heft 3 und 11.)

Aber unsere Weltgeschichte, davon ich hier eine Idee gebe und die in all ihren Einzeldarstellungen endlich geschrieben werden müßte, würde in einem zweiten Teil die Geschichte derer enthalten, die in dieser Ordnung der Ungleichheit auf die schiefe Seite zu liegen kamen und bis zum 19. Jahrhundert ein anonymes Leben führten; auch solcher, die im Namen dieser Anonymen sich auflehnten gegen den Gewohnheitszustand, der auf der einen Seite Herren, auf der andern Seite Sklaven schafft. Dieser zweite Teil würde durch die Tatsache nicht unbedeutender werden, daß innerhalb des Unrechts eine Art ausgleichender Gerechtigkeit geschaffen war, weil das Spiel der freien Kräfte begrenztermaßen, und zu gewissen Zeiten weitgehendst — wie beispielsweise in Deutschland beim Gründungsschwindel der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — sich an der ewigen Neuverteilung der parzellierten Erde beteiligen konnte, so daß jeder Mann, der's nicht ererbt, sich's neu erwerben durfte; und doch wiederum nicht jedermann, weil, wie im Anfang unserer Weltgeschichte, wiederum die physische Ungleichheit ausschlaggebend sein wird, wobei wieder die Naturen im Vorteil sind, die spekulativ, einen gewissen Sinn haben für die realen Dinge dieser Welt und die Ellbogen zu gebrauchen wissen. Man kann also schon darum, und damit erledigt sich der Einwurf vom freien Spiel der Kräfte als ausgleichende Gerechtigkeit, nicht die physische Ungleichheit als die recht-

lichen Grundlagen zu der heute bestehenden gesellschaftlichen Stufung hinnehmen, wo nur eine gewisse Veranlagung die auch in der Wahl der Kampfmittel rücksichtslos sein kann, nicht aber der größere innere Wert des Menschen in diesem Wettbewerb entscheidet. Entschiede der, es wäre nimmer die Ungleichheit in die Welt gekommen, weil der Mensch mit den wirklich wertvollen Eigenschaften eines Menschen nie die Versklavung des größeren Teils seiner Gattung und deren Ausschließung von den Gütern des Lebens zugelassen hätte.

Ein Satz der dialektischen Fechter für das Recht und die Billigkeit des jetzigen sozialen Zustandes will dahinaus, die moralische Ungleichheit der Menschen pro domo auszubeuten, ohne dabei zu bedenken, daß diese weitmehr in der sozialen Ungleichheit als in der natürlichen Unterschiedlichkeit der Charakteren begründet ist, wie denn auch, um die krassesten Fälle der scheinbar Minderwertigsten vorwegzunehmen, die meisten Verbrechen nicht aus purer Lust am Bösen, sondern aus Not und Neid entstehen. Ich berühre hier schon Gesagtes, wenn ich daran erinnere, daß es unter den Reichen viele gibt, die nicht einmal Gelegenheitsarbeiter sind, und wenn ich für die Nichtstuer und Eckensteher nochmals um Nachsicht bitte. Treffen Sie den nächsten, so machen Sie nicht einen zu großen Bogen um ihn herum, weil er schlecht angezogen ist und vielleicht übel riecht; würde er gewogen, er möchte vielleicht nicht zu leicht befunden werden, und möglicherweise ist sein Reich nicht von dieser Welt. Er ist vielleicht ein Poet, der sich nicht wie Jens Peter Jacobsen oder Eduard Möricke wegen seiner Unlust zu aktiver Tätigkeit und Hinneigung zu Tagträumen mit Gedichten entschuldigen kann; er ist aber ganz sicher ein die Freiheit liebender Mensch, der der

Sklaverei zu entfliehen sucht und diese Gesinnung, mag sie auch immerhin die Gesinnung eines Revolutionärs sein, ist nicht gering zu schätzen. Auch gibt es Morphinisten und Alkoholiker, und beide werden einen hinreichenden Grund für das ihr Bewußtsein chloroformierendes Laster haben; aber nur dem armen Teufel mit der Schnapsflasche wird das immer bereite Sprüchlein von der berechtigten Ungleichheit der Menschen aus Gründen der Moral vorgehalten.

Darf uns die physische Ungleichheit der Menschen nicht verleiten, auf ihr ein Rechtszustand sozialer Stufung aufzubauen, aus der sich eine irrigerweise moralisch bewertete Ungleichheit der Konsequenz ergeben muß, so sollen wir aber auch nicht die Verschiedenheit unserer Veranlagungen und Wünsche zu einer Rangordnung systematisieren, die doch bei näherer Betrachtung in sich zusammenfallen müßte. Denn in der Tat sind wir garnicht so sehr unterschieden von einander in dem, was unsere seelischen Eigenschaften ausmacht, vielmehr besitzen wir diese in einem gewissen Grade gemeinsam. Unsere Religionsempfindungen, sie mögen sich noch so verschieden ausdrücken, sie treffen und vermengen sich in ihrem Endzweck als gleiches Ideal; das Sinnenglück, es mag sich verlangend orientieren an schwarz oder blond, schlank oder üppig, an mehr seelischem oder körperlichem Anreiz: das Wunschziel ist immer das nämliche; nur in der Differenzierung steht hier, vielleicht, vielleicht auch nicht, der Erzbischof über dem Küster, der Gent über seinem letzten Pferdeknecht. Aber auch die Veranlagungen, die Talente, besitzen wir in einem gewissen Grade alle. Es ist Anmaßung und unerlaubter Höhenrausch, wenn ein Dichter sich über der Menge stehend dünkt. Denn er schriebe sein Werk für

sich, wenn nicht Tausende die Führung an seiner Hand in seine vorgestellte Welt antreten könnten. Seine Worte sind nur Hieroglyphen für den Lesenden, der nun mit diesen dichtet und eine imaginäre Welt aufbaut vermittels ihrer. Und es ist ganz irrelevant, ob es sich dabei um Goethes Iphigenie, oder ein Sherlok Holmes-Roman oder ein Indianer-Heftchen handelt; die Fähigkeit der Gestaltung einer imaginären Welt beim Autor und die Fähigkeit der Nachgestaltung dieser Welt beim Lesenden, ist dieselbe; nur im Wuchs dieser Fähigkeit, in ihrer aktiven oder passiven Artung, mag die zu Tage tretende Unterscheidung liegen. Nicht anders mit der Musik, nicht anders mit der Malerei; ich bin in einen unfaßbaren Nebel von Klängen gestellt, habe ich nicht außer dem Ohr ein inneres Organ, in das die Beethovenschen Hieroglyphen hineingehen, um dann, nachschaffend, irgendwo in mir ein Ab- und Nachbild des Beethoven'schen Wollens und Fühlens zu erzeugen; kein Mensch würde einen gemalten oder gezeichneten Baum für einen Baum ansehen können, wenn er nicht erst das Werk des Malers oder Zeichners als eine Hieroglyphe zu einem Baum begreifen würde, um dann dessen Schönheit oder Symbolik als Auchkünstler auf die weiße Leinewand seiner Vorstellung zu bringen. So sitzen wir alle vor dem Vorhang einer imaginären Welt, um auf ein Klingelzeichen hin einzutreten in einen erdachten Ausschnitt dieser Welt. Und selbst die Veranlassung zur Flucht aus dem realen Leben in ein imaginäres, wird beim schaffenden Künstler wie bei dem Hieroglyphen nachlesenden Menschen die gleiche sein: ablenkender Spieltrieb erwachsener Kinder aus der Hilfslosigkeit ihrer Erdentage.

Denn wir sind alle denselben Gesetzmäßigkeiten, Geburt, Krankheit und Tod unterworfen, und schon der Unterleib

sollte den preußischen Leutnant vor der Anmaßung bewahrt haben, sich als Ausnahmefall unter Menschen vorzukommen. Nichts weiter sind wir alle, als leidende unzulängliche Menschen, die ein Leben in Bewußtsein leben und es doch nicht zu begreifen vermögen in seiner ganzen Rätselhaftigkeit. Und wie wir auch heißen, oder mit Stolz uns nennen lassen, unser aller Name ist schließlich doch: Jedermann. Jedermann gehört aber die Luft, und auch die Erde; der erste aber, der ein Stück dieser Erde umzäunte und sein nannte, der wäre besser vorher gestorben, denn durch diesen Betrüger ist das menschliche Leid vertausendfacht worden; es entstand die Not und der Neid, und diese zeugten das Laster, den Mord und den Krieg.

Neunter Brief.

Es liegt wohl am Sozialismus, dieser Wissenschaft der Nützlichkeit ohne das geistige Ideal, das nur immer die Welt bewegen und verändern kann, daß seine Gefolgschaft, die Armen, die Gleichheit dahin verstanden, Ziel ihres Lebens sei nun, dem Reichen in seiner äußeren Lebensführung gleich zu werden, und sich auf dem Wege glaubten, wenn sie ihm darin schon heute ähnlich seien. Nun dachten die Armen nur noch an das Geld gleich den Reichen, und gleich diesen lagen sie in inbrunstvoller Anbetung vor dem Götzen Mammon, mit dem alleinigen Unterschied, daß ihr Gebet nicht erhört wurde, vielmehr der Lohn ihrer Sklavenarbeit noch für den Kult draufging, den Reichen nachzuäffen. Hatten diese sich aber schon übernommen darin, sich mit kitschigem Groß- und Kleinkram, mit Nichtigkeiten und Geschmacklosigkeiten zu umgeben, was alles gegen eine gewissenlose Kunst und ein spekulatives Kunstgewerbe zeugte — welchem letzteren man erst vor

einigen Jahren noch die Idee von der Einheit von Zweck und Schönheit künstlich beizubringen versuchte —, kam nun eine Industrie der ausbeutenden Instinkte dem Wahn der Armen entgegen und brachte Nachahmungsfabrikate zu Markte, die vom wahrhaft Schönen ein Zerrbild gaben. Ein plutokratischer Zug von Bacchanten des Geldes wälzte sich zu allen Stunden durch die Straßen der Großstädte und trug jene zweckwidrigen, mit Schönheit unverbundene Dinge, die man in den Auslagen ausgestellt sah und, soweit sie nicht geeignet waren, den menschlichen Körper zu entstellen, im Hause aufgestellt wurden als Repräsentanten des Geldes. Wer nicht ein Gläubiger an der Menschheit von ganzem Herzen und von ganzer Seele war, der mochte leicht zum Zweifler an ihr werden angesichts dieser »Megäre des Luxus«, aber ein ganz und gar Hoffnungsloser werden bei den Vergnügungen von Arm und Reich, wo ebenfalls die einen es den andern trachteten nachzutun, und wiederum der äußere Besitz, und gar darüber hinaus, repräsentiert werden sollte.

Hier soll nicht geeifert werden gegen etwas, was unserem Leben zur ästhetischen Verschönerung erhalten bleiben soll, obgleich jeder Luxus ein Verbrechen ist, solange noch irgendwo primäre Bedürfnisse, wie Hunger, Durst, Bekleidung und Erwärmung, nicht befriedigt sind. Die Armen des Altertums waren wohl nicht so grausam ausgeliefert als die Armen von nun, weshalb Christus, als ein Weib ihn salbte mit kostbarem Öl und seine Jünger ihr das verwiesen als Verschwendung gegenüber der vielen ungestillten Armut, er sie hingegen verweisen konnte mit der Begründung, die geistigen Bedürfnisse des Menschen ständen über den leiblichen und der Armen hätten sie immer, wogegen er bald nicht mehr unter ihnen weile.

Aber gerade weil die Influenz des Luxus auf die Seele des Menschen von so weittragender Bedeutung ist, darum verlangt eine innere Freiheit, daß kein Individuum, das nach Schönheit Verlangen trägt, davon ausgeschlossen ist. Als in den ersten Wochen der deutschen Revolution der Kommunismus zum herannähernden Schrecken der Reichen wurde und mir eine schöne Seele bekannte, lieber sterben denn den Luxus entbehren zu wollen, habe ich die Unglückliche dahin getröstet, daß man nicht so ungerecht sein werde, ihr die Schönheit, wonach sie bedürftig sei, zu nehmen, wo man bisher so ungerecht verfahren, so viele, gleich ihr Bedürftige, vom Genuß der Schönheit auszuschließen. Zwar habe ich im stillen befürchtet, daß der Kommunismus in der Tat die Dinge, mit denen wir uns bekleiden und mit denen wir uns umgeben, doch nur vom zweckdienlichen Standpunkt betrachten und nicht darüber hinaus in ihnen eine Beglückung unserer Sinne mit dem Wert der transzendentalen Weiterleitung zum innern Gemütserlebnis hin, finden würde. Die Möglichkeit, das zweite Moment, das des scheinbar überflüssigen Luxus, im ersten Moment, dem der unbedingten Bedürfnisse, zu erleben, soll uns allen gegeben sein, solange wir nicht alle die vielleicht größte aller irdischen Vollkommenheiten, die des Diogenes in der Tonne, erreichten. Jener schönen Seele ist der Schmuck, des bin ich gewiß, keine Äußerlichkeit, und keine Manifestation des Geldes, vielmehr inneres Erleben und Reicherwerden, und so ist sie eine Schwester der nun heilig gesprochenen Frau, die über Christus das kostbare Öl ergoß. Diese Frau wollen wir zur Patronin, zu Göttin des Luxus erheben, auf daß wir immer wissen und uns nie irren darin, daß der Luxus wohl eine Sättigung der geistigen Bedürfnisse, niemals aber

ein bis zum Irrsinn getriebener Ausdruck von Gefallsucht sein darf, wie er sich in unseren Tagen augenfällig überbot aus Verlangen, in Ermangelung persönlicher Werte und Eigenschaften, vermittels käuflichen Blendwerks zur Geltung zu kommen. Jener alte Satz, dessen Herkunft ich nicht genau kenne, wird so Erfüllung werden: »daß für uns Menschen das Wahre, Gute und Schöne nur eins sei.« In dieser Richtung hat allerdings der Finger des Sozialismus nie gewiesen, und es ist gewiß seine unsühnbare Schuld, die Unterdrückten den Gleichheitsbegriff nur materiell verstehen gelassen zu haben, demzufolge sie naturgemäß auch lebensgenießerisch in eine materielle Überschätzung getrieben wurden und des Reichen Sünden zu eignen Sünden machten, außer der einen anmaßenden: der Ungebildete habe kein Schönheitsverlangen.

Vielfältig sind die Bedürfnisse und mannigfach die Formen, durch die der Mensch zur inneren Vervollkommnung gelangt; das entschuldige, daß beim Allgemeingenuß des äußeren Schmuckes ob seiner Zurückstrahlung ins Innere unseres nichtzuenträtselnden Selbst solange verweilt wurde und an das Gnadenmittel der Bildung erst nun erinnert wird. Aber die Gerechtigkeit ist ja schon auf dem Marsche, die Schule frei zu machen und den Quästor von den Portalen der Gymnasien und Universitäten zu vertreiben, so daß nicht mehr allzulange gegen den heiligen Geist darin gesündigt wird, Bildung an Begüterte statt an Begabte zu geben. Freilich werden wir bei künftigen Geschlechtern verklagt bleiben, schlimme Verwalter des geistigen Allgemeinguts gewesen zu sein, da wir, um den Keil getrieben zu halten zwischen Begütert und Arm, das Bildungsmaterial teilten für Zahler und Nichtzahler. Hier haftet uns Tränen- und Blutschuld in unsühnbarem Maße an. Und doch ist

es nicht genug, die Schulen frei zu machen für alle; sie muß auch frei werden von sich selbst, frei von der Schulmeisterei und dem Despotismus. Es geht nicht an, daß auch ferner noch ein verstaubter Professor junge, lebendige Menschen auf seine Fachwissenschaft eindrillt, denn es kommt nicht so sehr auf das Wissen, wie auf das Denken an. Ich brauche mir mein Leben nicht mit Daten erschweren zu lassen, und schließlich ist es auch ganz irrelevant, wann Otto der Faule sich vermählte, Ludwig der Dicke starb und Wilhelm der Letzte die Flucht ergriff; es genügt vollauf, im Bilde der Geschehnisse zu sein, um die Gegenwart aus der Vergangenheit begreifen zu lernen. Es muß auch nicht sein, daß Menschen einen lebenslänglichen Haß auf Don Carlos, den Erbförster und Natan den Weisen behalten, weil sie einstmals zur metrischen Jagd und methodischen Sezierung darauf verflucht gewesen sind. Nun, es sind Erkennende am Werk, die mit Tolstoi fragen, ob die Bauernkinder bei uns schreiben lernen sollen, oder wir bei ihnen; das klingt, herausgegriffen aus dem Begriff, wie das Paradoxon eines Literaten, aber ich bitte Sie, die pädagogischen Schriften Tolstois zu lesen, um die tiefe Wahrheit des Wortes und die dringende Notwendigkeit der Befolgung zu erfassen. Freigewordene Menschen, nicht Mietlinge des Staates, sollen endlich im Pestalozzischen Sinne den jungen Menschen durch die Schule zur Freiheit führen, aber das Gnadenmittel der Bildung darf nie von einem selbstsüchtigen Staat beargwöhnt, noch die Gesinnung des Lehrers beaufsichtigt werden. Denn die Schule ist nicht dazu da, ein Propagandamittel des Staates in eigner Sache zu sein; er soll nicht vermittels ihr die Menschen nur so klug machen und nur so weit aufklären lassen, als es ihm für

ihn selbst praktisch und notwendig dünkt. Freie Bürger sollen den Staat bilden, nicht aber Untertanen, für die die Bildung zugeschnitten wird. Die Schule muß aufhören, der Instruktionsunterricht für den Kasernenhof zu sein, wie es bisher in Deutschland war und deswegen der Oberlehrer als Reserveleutnant in diesem Weltkrieg, päpstlicher noch als der Papst, sich im Höhenrausch gottnäher fühlte als der aktive Offizier, was doch viel heißen will. Staaten aber, die fortab noch durch die Schule das Gesetz der Gewalt, statt das Gesetz des Rechtes und der Liebe verkünden lassen, werden gerichtet sein, wie wir gerichtet sind, daß wir die Lüge duldeten und den Eigennutz, unser Menschenempfinden begrenzen ließen durch willkürliche Grenzen, und den Krieg auf Geheiß trugen jenseits dieser Grenzen, statt die Wendung Kehrt zu machen und den Menschenfeind unter uns, wie er auch immer hieß, in welchem Lande er auch immer lebte, und aus welchen Gründen er auch immer aufgerufen hat zum Menschenhaß, nicht erschlugen mit kalter Hand wie einen räudigen Hund. Nun wird dieser Menschenfeind, der unter uns gelebt in mannigfacher Gestalt, sterben den milden Tod alternden Verfalls und seine Erbschaft wird verworfen sein von freigewordenen Menschen, auf die die Botschaft und der Auftrag Pestalozzis gekommen ist, im Hause des Unrechts, das unser bisheriges Leben war, die Treppe des Rechtes durch Bildung zu bauen.

Über ein Kleines wird aber auch der Kassenengel des Theaters in den Abgrund der Versenkung gestürzt sein, auf daß das Theater wieder ein Tempel des Geistes sei, um dessen Kanzel die Plätze nicht vergeben sein sollen nach Geldeswert. Man wird im Theater, das heute noch ein Haus der Ränge und ein Abbild unseres gesellschaft-

lichen Lebens ist, unterschiedlos sein, wie in der Kirche und auf das Wort hören, das da Fleisch geworden ist. War die Bühne bis dahin ein Gesellschaftshaus, darin die Unbegüterten als Zaungäste zur Galerie zugelassen waren, so wird sie nun wirklich eine moralische Anstalt und als solche ein nicht geringes Gnadenmittel der Bildung werden, für alle ununterschiedlich. Und mag auch manchem Ästheten der Gedanke, Goethe in den Händen der Arbeiter zu wissen, zuwider sein, so müssen doch die Werke der Dichter und Denker das werden, was sie sind: Gemeingut; was sie aber erst werden können in der vollsten Wortbedeutung, wenn sie nicht mehr Objekte sind einer kapitalistischen Spekulation unter dem Protektorat einer geistigen, sich vornehm abschließenden Kaste und den literarisch-ästhetischen Salons, die beide so sehr kulturfeindlich sind als sie sich kulturtragend erachten. Nicht darum hat der Menschengeist in dem einen gerungen, nicht darum hat die menschliche Seele in dem anderen nach tiefsten Erkenntnissen getrachtet, damit einige Spätgeborene ihr Ergötzen daran haben, oder, was noch schlimmer, in der Beschäftigung mit diesen Dingen einen gesellschaftlichen Schmuck von besonderem Reiz und eine ästhetisch betonte Szene für ihre Person zu finden trachten. Das Hofamt des Siegelbewahrers kennt der Volksstaat nicht, wohl aber den freien Bürger der offenen Hand und der unbehinderten Rede; wie umsomehr muß im geistigen Volksstaat das Prinzip des Weitergebens gelten, damit auch im Genuß der bildenden Gnadenmittel die Gleichheit werde.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach A.-G., Bielefeld

THE


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05602 6514

